Digitized by Google

O PROVINCIA
O ORIENTALE NAPOLI
1
B
13
IOTECA M. RIPA
NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
197
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
BLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine

1/2 B. Prov. XXIV. 197
1
6

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Sechster Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

644936

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Sechster Theil.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Digitized by Google

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Neununddreißigster Abschnitt: Karlsruhe. Baden. 1819.... 1

Vierzigster Abschnitt: Januar 1829..... 163

Einundvierzigster Abschnitt: Baden-Baden. 1829..... 179

Zweiundvierzigster Abschnitt: Rahel. 1833..... 188

Dreiundvierzigster Abschnitt: Mariane Saaling. Berlin 1834 206

Vierundvierzigster Abschnitt: Wien und Baden. 1834..... 296

Neununddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Baden.

1819.

Der Anfang dieses Jahres, wie gesagt, traf mich krank, auf ein katarrhalisches Fieber folgte eine große Mattigkeit, die mich nicht ganz am Schreiben hinderte, wohl aber jedes Ausgehen mir verbot. Durch Tettenborn, der mich fleißig besuchte, bekam ich stets die frühesten und besten Nachrichten von allem was vorging oder beabsichtigt wurde. Sein eignes Verhältniß mußte dabei hauptsächlich mit in Betracht kommen. Er täuschte sich nicht über die Gesinnungen, die man für ihn hegte; daß der Großherzog ihm für die außerordentlichen Dienste, die er dem badischen Haus und Lande geleistet hatte, dankbar und persönlich gewogen war, verkannte er nicht; allein er fühlte auch recht gut, daß die Ueberlegenheit, in welcher er dadurch sich gezeigt, jetzt nach erlangtem Erfolge dem Fürsten schon unbequem zu werden begann, und bald entschieden lästig fallen mußte, auch sah er sehr wohl, daß sein Freund Berstett sichtbar von einer Gegenwart litt, die ihn immerfort in den Schatten stellte. Die Beeiferung, alle Hindernisse zu beseitigen, welche Tettenborn's Abreise nach Wien noch verzögern konnten, war auffallend und wäre unter andern Umständen beschämend erschienen, allein Tettenborn, indem er die Triebfedern, welche hiebei walteten, unwillig rügte, war mit dem Ergebnisse selbst doch vollkommen zufrieden, und lachte nur über die Bemühungen, die ihn seinem

Ziele schneller als er gehofft entgegenführten. Er sehnte sich aus dem kleinen, engen Hofkreise voll untergeordneter Ränke nach dem großen freien Leben in Wien, wo er einen seiner glänzenden Eigenschaften würdigeren Schauplatz fand, und konnte den Tag der Abreise kaum erwarten.

Vorher hatte er mir noch eine vertrauliche Eröffnung zu machen, die genugsam zeigte, welches Vertrauen der Großherzog in ihn und auch in mich setzte, denn die Sache war das größte persönliche Geheimniß, von dem außer uns dreien in Baden niemand etwas wissen durfte. Der Großherzog hatte als Markgraf Ludwig, wie schon erwähnt, in preußischen Kriegsdiensten gestanden, und sowohl in den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein als in dem Friedensdienste zu Potsdam den Begriff von seinen militairischen Eigenschaften keineswegs hoch zu stellen vermocht, und die Ehre und das Ansehen, welche er später in Karlsruhe von jenem Dienstverhältnisse gern in Anspruch nahm, fanden am Hof und in der Stadt eine nur zweifelhafte Anerkennung. Die Unlust, die er hierüber empfand, wurde gesteigert durch die spätere Theilnahme der badischen Truppen an den französischen Kriegszügen, wo sie Ruhm und Glanz anderer Art erworben zu haben meinten, und auf das Geltendmachen alter preußischer Verhältnisse höhnisch herabsahen; das badische Militair hatte sich überhaupt, nachdem der erste Widerwillen überwunden war, dem französischen Kriegswesen eifrigst angeschlossen, und fühlte sich nicht berufen, den entgegengesetzten Zuneigungen eines Prinzen zu huldigen, der nicht in Gunst und der Regierung fern stand; dieser war daher von mißfälligen Aeußerungen oft verletzt worden, und fühlte auch jetzt als Großherzog das heftige Bedürfniß, in den Augen seiner eignen Truppen sich aus der Mißachtung zu heben, die ihn ärgerte und beschämte. Er ließ mir daher durch Tettenborn sagen, ich könne etwas für ihn thun, was er mir ewig danken würde, und was kein Anderer für ihn zu thun vermöge, denn sein größter und wichtigster Wunsch, sein heißestes Anliegen sei, wieder preußischer General und Inhaber eines preußischen Regiments zu werden; da dies dem Großherzoge von Weimar gewährt worden, dürfe er hoffen, daß es ihm auch erreichbar sei,

und meiner Klugheit sei es überlassen, die Sache so einzuleiten, daß sie gelinge; Hauptbedingung aber sei das unverbrüchlichste Geheimniß, da seine eignen Unterthanen und besonders seine Truppen durch die Sache überrascht werden, und auch möglichst glauben sollten, daß der König aus eigner Bewegung gehandelt habe. Tettenborn versicherte mich, der Großherzog lege auf dies Gelingen größern Werth, als auf irgend ein anderes, ja selbst die Großherzogliche Würde stehe ihm nicht höher, sie befriedige ihn nur halb, wenn jene andere nicht hinzukomme; dabei halte er die Sache für ungemein schwierig, für schwieriger als Tettenborn es glauben wollte, und ganz und gar sei dabei auf meine Geschicklichkeit gerechnet. Da hatte ich nun gutes Spiel! Man verlangte von mir als das Schwierigste und Dankenswertheste, was mir unter den gegebenen Umständen das Allerleichteste, das in Berlin Willkommenste dünken mußte! Dort hatte man höheren Ortes nur eben noch die Erinnerung, daß ein Markgraf von Baden in preußischen Diensten gewesen sei; wenn dieser jetzt als regierender Großherzog den Wunsch hegte, das alte Verhältniß zu erneuern, so konnte dem deutschen und militairischen Sinne des Königs dies nur zur größten Befriedigung dienen. In dieser Voraussetzung gab ich sogleich das Versprechen, die Sache in gehörig vertraulicher Weise sowohl durch den Grafen von Bernstorff, der eben jetzt sein neues Amt angetreten hatte, als durch den vortragenden Adjutanten von Witzleben bei dem Könige anzubringen. Der Großherzog, froh dies Geschäft — auf gutem und lediglich preußischem Wege besorgt zu wissen, schwelgte zum voraus in dem Gedanken, welchen überraschenden und vortheilhaften Eindruck auf die Gemüther der Seinigen die Sache machen werde. Tettenborn reiste hierauf nach Wien ab. Daß er noch zuletzt ein solches Geheimniß mit dem Großherzog haben könnte, ahndete niemand, und Verstett am wenigsten.

Wie unsere heimischen Dinge zu Berlin sich uns darstellten, darüber giebt ein Brief von Rahel an unsern Freund Oelsner nicht eben vortheilhafte Auskunft. Oelsner war seit Jahren auf die unverantwortlichste Weise herumgezerrt, mit

den verschiedensten Aussichten getäuscht, bald in Frankfurt auf Warten angewiesen, bald nach Berlin beschieden, dann wieder für Paris bestimmt worden. Aus allem wurde immer nichts, und der in den preußischen Dienst Berufene erschien wie ein Ueberläftiger, den man nicht los werden könne! Was er dabei leiden mußte, welche Einbußen er machte, darum kümmerte sich niemand. Jetzt sollte er abermals zwischen Paris und Berlin wählen, wieder in ganz unbestimmten, doch jedenfalls knappen Verhältnissen. Er fragte in seiner Verzweiflung Rahel um Rath, und sie schrieb ihm am 3. Januar diese Antwort: „Ich nehme es für baares Geld, Lieber, und nicht für Schmeichelei, daß Sie mich über Ihre Angelegenheiten um Rath fragen. Sie werden sich erinnern, welches Bild ich Ihnen entwarf, eh Sie nach Berlin gingen. Ein solch Geschwür, wenn es nicht platzt, oder operirt wird, kann nur um sich greifen: und so liegt auch das Uebel da! An sich ziehend von bessern Lebenssäften was es nur kann, um sie mit sich zu verderben. Suchen Sie auf die bestmögliche, erst glimpfliche Art, Entschädigung für Ihre, in jeder Hinsicht, schmerzlichen Ausgaben und Unkosten zu bekommen; und machen Sie sich los von Menschen, die nichts von Menschen wissen. Die nur Gemeines brauchen wollen, aber auch — doch nicht können; denn, das Gemeine, die Gemeinen brauchen doch immer nur wieder sie. So ist es, so hängt es zusammen, daß mein Vergleich vom Geschwür ganz paßt: das Verderbniß greift immer mehr um sich, immer tiefer. Wer seinen Körper unregiert schalten und walten, und überhand nehmen läßt, und wo kein Geist mehr regiert, da wird es immer so kommen: der Geist muß das Oberste sein: das Oberste ist hier ganz ohne Geist. Alles ist ohne Regiment. Das ginge noch! Nun kommt noch starrer Dünkel dazu: den man leicht bereden — und gar nicht ausreden kann —, daß er hinlänglich sei, um fromm, rechtschaffen zu sein; und eben dadurch für die Ewigkeit fest steh'; und allein nur verdiene, und das Recht habe, fest zu stehen. Von solchen Uebeln ohne Heilung kann man sich nur entfernen. Ein Mann, wie Sie, findet außer seiner Familie (Vaterland) noch Freunde, und Männer, die ihn anerkennen, und zu

gebrauchen wissen! Glauben Sie nicht, dies sei ein leichtsinniger Rath, um Sie los zu werden: wir waren so betreten, so geschmerzt über die Behandlung, die Sie erfahren, daß besonders Varnhagen sich in mehreren Tagen gar nicht fassen konnte; und uns war, als beträf' es uns. Nur überrascht hat es mich nicht. Nie einen Augenblick hab' ich die Menschen anders gesehen. Für mich ändern sie sich auch nicht: und schrieen sie auf offner empörter Gasse, was wir wünschen, hegen, und in kommenden Jahrhunderten erhoffen möchten; die meinen immer nur dasselbe. Nur Einzelnes: nichts Allgemeines, keinen allgemeinen Blick noch Wunsch. Sich durchschleichen, kriechen, lügen, rauben, schreiben, schwätzen, ja durchmorden, mit ihrem privaten und persönlichen Interesse, dies nur können sie; und dies nicht deutlich, großartig, wie ein ehrlicher Teufel: nein! im dunklen Instinkt einer schleichenden, Giftblattern hinter sich lassenden Raupe, als böse hockende blinde Eule; als Wolf, der kein Blut scheut im lachenden Hunger: wie alle düstern Thiergattungen zugleich. So kenne ich sie: so bleiben sie. So ist die ganze Klasse; der große und größte Theil der Menschenmasse; die durch ihre Zeit, aber nicht aus eigener That gebildet ist. Und dort regieren die! Also ab! Ich empfinde, was Sie uns vortrugen, die Schwierigkeit Ihrer Lage; ich weiß, was das ist, die Jugend mit ihrem Reichthum hinter sich zu haben: aber das Verweilen würde zu nichts nützen: Sie müßten nur noch später dasselbe thun. Die Koalition ist größer als je: nur Geborne lassen sie aufkommen: sie fühlen eine Masse gegen sich: und eine Masse gedenken sie ihr entgegen zu stellen. Es gelingt noch; wenn auch nicht im Großen; d. h. auf lange für die Geschichte; für Menschenleben genug: zuviel. So sehe ich's. Verfahren Sie (wenn Sie mir folgen) langsam, nachdringlich, gelassen, behutsam, beharrlich: nur auf Ersatz. Und bilden Sie sich einstweilen so viel möglich neue Verbindungen. Varnhagen wird Ihnen nächstens auch schreiben. Er war meiner Meinung. Sein Sie meines innigsten Antheils immer gewiß; wenn auch heute mein Brief nur trocken scheint: ich schreibe in Eil; in Furcht vor meinem Kopfweh; und will gern wieder zu Varnhagen; und das

Aufgebrachte schien vor dem Antheil zu siegen: ich bin aber nur aufgebracht aus Antheil, und großer Kenntniß des Terrains. Vor Anno 6 kannte ich sie Alle schon so: nun denken Sie, Anno 19!"

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland verließ Karlsruhe um dieselbe Zeit. Ich konnte mich zu ihrer Abschiedsaudienz nicht einfinden, sie ließ mir aber viel Verbindliches sagen, und daß sie hoffte, ich würde die treue Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder gewidmet, auf dessen Wittwe die Großherzogin Stephanie übertragen, der sie, gleich ihrer Schwester Amélie, jetzt ihre volle Neigung zuwandte; ich erfuhr, daß sie mit diesen beiden auch in dem Glauben an eine geschehene Vergiftung fest übereinstimmte. Den nunmehrigen Großherzog konnte sie nicht ohne die schmerzlichste Erinnerung ansehen, und sie schied von ihm mit kältester Höflichkeit.

Inzwischen war in Karlsruhe einige diplomatische Bewegung. Der Gesandte von Baiern, von dem man dies so schnell nicht erwartete, die Geschäftsträger von Oesterreich, Rußland und Würtemberg, hatten ihre Audienzen. Küster war von Stuttgart eingetroffen, und harrte gleich mir auf neue Beglaubigungsschreiben. Badischerseits wurde Herr von Fahnenberg nach München gesandt, Herr von Schmitz-Grollenburg nach Rom bestimmt. Die Vorgänge in Frankreich, wo der Herzog von Richelieu trotz der Erfolge von Aachen sich als erster Minister nicht behaupten konnte, die mannigfachen Erscheinungen in Deutschland, wo so vieles wogte und gährte, hielten uns in steter Aufmerksamkeit.

Vom Könige von Würtemberg empfing ich in dieser Zeit den nachfolgenden Brief:

„Stuttgart, den 19. Januar 1819.

„Eine Unpäßlichkeit, Folge der üblen Witterung, hat mich mehrere Tage gehindert Ihre Briefe zu beantworten; Ihre Nachrichten aus Frankreich sind mir durch meinen Gesandten durchaus bestätigt, vielleicht das Bild noch mit düsterern Farben geschildert, alles stimmt darin überein, daß man einer Krisis schnell entgegeneilt. Der gerade, aber nicht

schlaue Karakter des Herzogs von Richelieu paßte durchaus nicht zu den wirklichen Verhältnissen seines Vaterlandes; die Instruktionen von Aachen mußten die Entwickelung der Dinge schneller herbeiführen! ob man diese nicht vorausgesehen, nicht gewünscht hat, möchte eine politische Frage sein, die ich nicht verneinen möchte! Sollte aber eine Explosion wie im Jahre 1815 erfolgen, so irrt man sich sehr, auf die nämliche Bereitwilligkeit in Deutschland zu zählen, Frankreich zu bekriegen, nach den bittern Erfahrungen, welche man seit diesem Zeitpunkt gemacht hat.

Auch unsere innern Angelegenheiten hier, werden, wie ich hoffe, in dem Lauf weniger Monate eine entscheidende Wendung nehmen; die neue Verordnung wegen der Gemeindeverfassung ist unter der Presse, und ihr die Versicherung der baldigen Einberufung der Stände angehängt; sie wird, glaube ich, nicht später als in der Mitte des Monats Mai erfolgen. Der Brief Cotta's enthält viel Wahres, das Drängen, geheime Entgegenwirken und alle Umtriebe mußten in diesem Augenblick am stärksten sein, da durch die neue Gemeindeverfassung so manche Grundübel an der Wurzel angegriffen werden, welche die Partheien um jeden Preis zu retten suchen, alles andere war nur Vorwand, und wird gebraucht, um die Regierung in Verlegenheit zu setzen; daß ich mir aber nichts abtrotzen lassen werde, darauf können Sie mit Sicherheit rechnen, lieber mit Ehren untergehen, als meine Grundsätze aufgeben, war von jeher mein Wahlspruch, und mit so reinen Absichten, wie ich mir bewußt bin, habe ich nichts zu fürchten.

Auf den Gang der badischen Ständeversammlung bin ich sehr begierig; in Preußen scheinen Sie lange Wehen und viele Aerzte zu brauchen.

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie wiederhergestellt finden möge."

Der König hatte beim Schreiben dieses Briefes keine Ahndung, welch harter Schlag ihn wenige Tage später treffen sollte. Die Königin starb am 9. Januar nach kurzem Unwohlsein plötzlich, in der Blüthe der Jahre, der Schönheit, der thätigen Kraft und der reichsten Hoffnungen. Wir er-

schraken heftig über diese unerwartete Nachricht; jedermann fühlte, daß hier der Verlust nicht eines gewöhnlichen hohen Hauptes zu beklagen sei, sondern einer Fürstin von außerordentlichen Eigenschaften, einer wahren Landesmutter, und zugleich einer politischen Größe, deren Einwirkung schon überall merkbar geworden, und deren Entwickelung nicht zu berechnen war. Der König liebte und ehrte seine Gemahlin, hatte Vertrauen zu ihr, und verhehlte nicht, daß er auf ihren Rath hörte, ihn berücksichtigte und meist befolgte. Die russische Verwandtschaft war durch sie für ihn zu einer Erhöhung der Macht und des Ansehens geworden, ihr kluger Geist gab ihm Maß und Haltung in großen und kleinen Angelegenheiten. Dies alles schien gefährdet durch ihr Scheiden, und mit zahllosen einzelnen Hoffnungen auch der schönste Glanz von Würtemberg erloschen; seine Stellung wurde nun eine andere, jedenfalls geminderte, alles war neu zu berechnen oder neu zu knüpfen. Ludwig Robert widmete dem großen Trauerfall eine schöne Canzone; das rührendste Todtenopfer aber brachte Ludwig Uhland der Abgeschiedenen durch ein herrliches Gedicht, das ihr ein Lob spendete, wie es noch nie einer Königin geworden; es war nicht der Dichter, es war der Volksmann, der Vertreter des strengen Rechtes, der unbeugsame Gegner des Hofes, der es ihr ertheilte, und der Gewissen und Kunst genug besaß, auch im rührendsten Ausdruck des Schmerzes und der höchsten Anerkennung nie zur kleinsten Schmeichelei hinabzusinken. Ich würde dies edle Doppelzeugniß für den Werth der Königin und den des Dichters hier einschalten, dürft' ich nicht Uhland's Gedichte in aller Leser Händen voraussetzen!

Der russische Einfluß in Deutschland erlitt in der Königin Katharina einen bedeutenden Verlust. Einen sehr empfindlichen anderer Art erfuhr er in der öffentlichen Meinung durch eine thörichte Schrift, welche nur für die Höfe und Kabinette bestimmt war, aber durch die unbefugte Betriebsamkeit des früheren Buchhändlers, nunmehrigen preußischen Geheimen Rathes Friedrich Schöll, dem schon beim zweiten Pariser Frieden ähnliche Ungebühr war gerügt und verziehen worden, in die Hände des Publikums gelangte. Der russische

Staatsrath von Stourdza, ein Grieche, der schon ein geistreich frömmelndes Buch in französischer Sprache zur Empfehlung der russisch-griechischen Kirche herausgegeben, war veranlaßt worden eine Denkschrift über die deutschen Universitäten abzufassen, und hatte dieselbe mit Zustimmung des Kaisers den in Aachen versammelten Herrschern übergeben. Die deutschen Universitäten wurden hier frech beschuldigt, Pflanzstätten nicht der Wissenschaft, sondern des Unglaubens und der Freigeisterei zu sein, unbewußt und zum Theil auch bewußt auf den Umsturz der Throne, auf die Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung hinzuarbeiten. Diesen nichtigen, ohne Grund und Beweis in die Luft gestellten Anklagen waren Rathschläge zur Besserung dieser Zustände beigefügt, die den ohnehin schon sehr beschränkten akademischen Freiheiten den völligen Untergang drohten. Als dies Machwerk öffentlich bekannt gemacht wurde, schrie von allen Seiten der heftigste Unwillen auf, tüchtige Universitätslehrer schrieben zur Vertheidigung der verläumdeten Anstalten, feurige Studenten schleuderten dem unberufenen Fremdling ihr donnerndes Pereat. Es half nichts, daß der Geängstete jedem der es hören wollte die Versicherung gab, er habe gar nicht nach eignem Sinn und Urtheil, sondern lediglich nach Angaben des Kaisers geschrieben, welche diesem aus deutschen, ohne Zweifel trüben Quellen zugekommen seien; wenn die Meinung des Kaisers in der Schrift ausgesprochen sei, hieß es, so müsse man nur um so stärker gegen sie auftreten, und in dem Herausgeber den wirklichen Verfasser treffen, da dieser unmittelbar nicht erreicht werden könne. Stourdza war kein Held, der solchen Sturm hätte bestehen können. Als ihm Drohbriefe der erbitterten Studenten zukamen, als einer derselben, ein Graf von Bocholtz ihn persönlich zum Zweikampf herausforderte, sah er kein anderes Heil als schleunige Flucht. Der angeregte Lärm aber dauerte noch lange fort und dies verruchte Streben, dem eigenen Volke auch die letzte und höchste Freiheit, die des Geistes, zu verkümmern, und für diesen Zweck landesverrätherisch sogar auswärtige Machtwillkür aufzufordern, ist seitdem unter wechselnden Gestalten immer thätig geblieben, bis wir in unsern Tagen durch einen arglistigen Juden-

christen sogar die Anforderung aufgestellt gesehen, die Wissenschaft müsse umkehren, und alle Erkenntniß sich der Lichtscheu und Albernheit solcher scheuslichen Nachtvögel unterwerfen!

Den Großherzog kümmerten die großen politischen Verhältnisse wenig, seine Aufmerksamkeit war auf solche gerichtet, die ihn unmittelbar angingen, und besonders erfüllte ihn die neue Stellung, die er in seiner eignen Familie jetzt einnahm. An seinen Regierungsvorfahr und Neffen mußte er immer zurückdenken, und benutzte jeden Anlaß, sich in dem Gegensatze zu spiegeln, der zwischen Sonst und Jetzt ihm sich aufdringen mußte. Mit Eifer suchte er über manches, was ihm früher Zweifel oder Unruhe verursacht hatte, jetzt näheren Aufschluß, und es kam allerlei an den Tag, was ihm Verdruß oder Beschämung erregte. Von anderer Seite wurde ihm bei solcher Untersuchung eine heitere Befriedigung.

Im Karlsruher Schlosse war eine ganze Reihe von Zimmern, die der vorige Großherzog nach und nach hatte schließen lassen, und in welche seitdem kein menschlicher Fuß noch Blick hatte dringen dürfen. Er pflegte von frühster Zeit her alles was er empfing, welcher Art und zu welchem Zweck es auch sein mochte, ruhig bei Seite zu legen; niemand durfte die Sachen anrühren, auch er selbst nahm sie nicht wieder in die Hand, alle Versuche ihn zu einer Verfügung darüber zu bewegen, alle oft bekümmerten Bitten um Rückgabe, scheiterten an seiner eigensinnigen Trägheit; war ein Zimmer auf diese Weise genugsam gefüllt, so nahm er den Schlüssel zu sich, und in einem andern begann dasselbe Verfahren auf's neue. Diese Zimmer waren nun eröffnet worden, und es fand sich eine Welt von Sachen hier aufgehäuft, ein Durcheinander von Kostbarkeiten und Trödelkram der mannigfachsten Art. Aus seinen Kinderjahren sah man werthvolles Spielwerk, das er nie angerührt hatte; ebenso eine Menge von Geldpäckchen, welche die Aufschrift führten: „Kapitainsgage für Seine Durchlaucht, den Prinzen Karl", der wiederholte Monatssold der Hauptmannsstelle, die ihm

als Knaben war verliehen worden; dann wieder Zwanzigkreuzerstücke, sorgfältig eingewickelt, aber auch wieder ganze Schubladen voll Goldrollen, kostbaren Dosen, Ringen und andern Schmucksachen, im Betrage von mehr als dreimalhunderttausend Thalern, alles seit vielen Jahren ungenützt daliegend, während er bis zuletzt oft um kleine Summen in Verlegenheit war, und sie nicht anders als zu 16 Prozent Zinsen anzuschaffen wußte! An Büchern, Landkarten, Bittschriften, Akten, Bildern, versiegelten Briefschaften und andern Papieren fand sich ein ungeheurer Wust, bedeckt von Staub, Depeschen, die man seit Jahren vermißt und auf unbegreifliche Weise verloren geglaubt hatte, Urkunden, die ihm eingereicht worden waren, und wegen deren Mangels große Geschäfte gestockt, die Geschicke manches Einzelnen schweren Nachtheil erlitten hatten. Kunstsachen, kostbare Waffen und andere werthvolle Seltenheiten, die ihm bloß zur Ansicht eingesandt oder zum Kauf waren angeboten worden, wurden zwischen gestickten Hofkleidern, Maskenanzügen, Federhüten aufgefunden; von manchen Gegenständen waren die Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln, von andern erinnerte man sich, daß Klage deßhalb erhoben, und die Hofkasse für Dinge, die nie gebraucht und nie mehr gesehen worden, große Summen hatte zahlen müssen.

Ganz in derselben Weise, wie mit den erwähnten Sachen, war der Großherzog auch mit Personen verfahren, und wäre es nur allein auf ihn angekommen, so hätte mancher seiner Lieblinge ganz in seiner Nähe in engem Verschluß verhungern können. Seine Zögerungen und Verneinungen, in denen kein abschlägiger Entscheid sondern stets nur ein Hinhalten lag, brachten seine Geschäftsleute und vertrauten Diener oft zur Verzweiflung. Wie der General Stockhorner von Starein ein halbes Jahr lang jeden Tag und jede Stunde bereit sein mußte, als Gesandter nach St. Petersburg abzureisen, und doch statt seiner plötzlich der General von Schäffer wirklich dorthin abging, ist schon erwähnt worden. Offiziere, die nach Karlsruhe gekommen waren, um die Muster von neuen Uniformstücken in Empfang zu nehmen, mußten, weil er die Genehmigung noch nicht ertheilt hatte, jahrelang verweilen.

Den Bauer Vogt aus Baden, der ein Anliegen bei dem Großherzog hatte und ihm gut empfohlen war, ließ er nach Karlsruhe bescheiden, und im Wirthshause gut verpflegen, mit dem Befehl nicht von der Stelle zu gehen; das dauerte fast ein Jahr, der Bauer brachte die Zeit zwar in ungewohntem Wohlleben aber auch in einem auferlegten Müßiggange hin, der ihn fast zur Verzweiflung brachte; die Kosten seines Unterhalts betrugen mehr, als sein ganzes Anliegen werth war, und als er endlich ohne dessen Gewährung trostlos heimkehrte, fand er seine vernachlässigte Wirthschaft zu bejammern.

Der Großherzog Ludwig entnahm aus der Betrachtung dieser Karakterzüge seines Neffen den beruhigenden Trost, daß es für das Land kein Glück gewesen wäre, wenn die frühere Regierung fortgedauert hätte, und daß Baden jedenfalls in ihm einen bessern Landesfürsten gewonnen habe, von dessen Pflichten er die strengsten Begriffe gern aufstellte. Wirklich waren seine nächsten Handlungen ganz in diesem Sinne. Zuvörderst ließ er bekannt machen, daß er jeden Mittwoch persönliches Gehör gebe, wo ohne Unterschied jedermann, wer etwas zu klagen, zu bitten oder sonst anzubringen habe, ungehindert bei ihm eintreten, seine Sache vortragen und freundlichen Bescheid gewärtigen könne. Sodann erklärte er, daß er beschlossen habe, in Erwägung der Familienverhältnisse und des Landeswohls sich nicht zu vermählen, indem die kaum festgesetzte Erbfolge der neuen Markgrafen dadurch zurückgeschoben und künftig neuer Anfechtung würde bloßgestellt werden. Sowohl jener Einrichtung als diesem Vorhaben wurde von allen Seiten der einstimmigste Beifall zu Theil. Der Großherzog gewann die Liebe des Volks in höchstem Grade, und er bekannte, daß nichts ihm so wohlthue, als die Leute sagen zu hören, sein ruhmvoller Vater sei in ihm wieder aufgelebt. Daß er Sparsamkeit in den Hof- und Staatsausgaben einzuführen beabsichtige, daß er mit Hülfe der Stände sogleich den Ausfall im Staatshaushalte decken und beseitigen wolle, war schon bekannt, und niemand konnte den Ernst dieser Vorsätze bezweifeln. Bedenklicher, und für rechtliche Gesinnung verletzend, erschien

die im Stillen angeregte Frage, ob die verwittwete Großherzogin Stephanie den Betrag einer ansehnlichen Rente, die ihr vertragsmäßig durch den Kaiser Napoleon, als er Nellenburg an Baden gab, auf diese Landschaft zugesichert war, ferner beziehen solle; das Recht war unzweifelhaft, und mußte anerkannt werden; der Versuch aber dasselbe anzugreifen kam von einer Seite her, wo der edlen Frau von jeher gehässige Widerwärtigkeiten bereitet wurden, und niedrige Höflinge, an ihrer Spitze der Baron von Ende, hofften durch solches Bemühen, das man als Eifer für Ersparungen darstellte, sich beliebt zu machen. Die Verhandlungen, welche Berstett mit dem standesherrlichen und grundherrlichen Adel anknüpfte, um demselben die Verfassung annehmlicher zu machen, und gegen deren Geist besondere Vortheile zu sichern, waren noch zu wenig reif und bekannt, um Argwohn oder Mißfallen zu erwecken. Die gute Meinung und Zuversicht, die dem Großherzog von allen Seiten entgegenkamen, erlitten keine Trübung, und strömten in voller Stärke.

Seine Freundlichkeit und trauliche Neigung für mich zeigte sich mit jedem Tag entschiedener, und wie mit Absicht. Wäre das preußische Verhältniß allein hier bestimmend gewesen, so hätte ihm Küster höher stehen müssen; er bekannte aber ausdrücklich, daß er meinen näheren Umgang liebe, mein Urtheil, meinen Rath wünsche. Seit ich ziemlich genesen wieder ausging, ließ er mich oft rufen, um sich mit mir über alles Mögliche zu besprechen, er verlangte, daß ich ihn nach eignem Belieben besuchen sollte, jeden Tag, jede Stunde in der mir bequemsten Weise. Da mir nichts weniger im Sinne lag als eine angehende Günstlingschaft, die zu benutzen und auszubeuten ich mich ganz unfähig fühlte, so hatte diese außerordentliche schon deßhalb gefährliche Bevorzugung etwas Aengstliches, und ich war gleich entschlossen, nur den sparsamsten Gebrauch von ihr zu machen. Allein das half mir wenig; kam ich nicht so wie er es gewollt zu ihm, so kam er zu mir, und machte die Sache nur noch auffallender. Er traf mich nicht zu Hause, trat aber dafür bei Rahel ein, unterhielt sich mit ihr auf's angelegenste, sprach wiederholt seine redlichen Grundsätze aus, daß das Regieren nicht als

selbstischer Genuß, vielmehr als eine schwere Pflichterfüllung zu betrachten, der Fürst kein Eigenthümer, der Staat kein Landgut sei, und ließ sie entzückt von seinem vortrefflichen Willen und aufrichtigen Benehmen. Ich war unterdessen bei Verstett, mit dem ich in Geschäften zu sprechen hatte, die bald abgethan waren, er aber spann die Unterhaltung behaglich weiter, und erst nach dem Verlauf einer halben Stunde rief er, als wenn es ihm eben erst einfiele, plötzlich aus: „Aber mein Gott! ich halte Sie hier unnöthig auf, und unterdessen ist der Großherzog bei Ihnen! Ehe Sie zu mir kamen, war ich zum Vortrag bei ihm, und er sagte beim Schlusse, jetzt wolle er zu Ihnen gehen!" Ich zog die Uhr, und bemerkte, daß es nun wohl zu spät sein werde. In der That war die Gelegenheit versäumt. Daß Verstett dies beabsichtigt hatte, verrieth deutlich der Ausdruck, mit dem er sein spätes Besinnen spielte; seinen Zweck aber, dergleichen Verkehr zu vereiteln, erreichte er durch das plumpe Kunststück nicht, denn der Großherzog wiederholte seinen Besuch, und wurde nur immer vertraulicher.

Die Großherzogin Stephanie hatte sich nach Scheibenhard zurückgezogen, und die Prinzessin Amélie, in ihrer Trauer dem nun erkannten Gemüth und Geiste der Schwägerin liebevoll angeschlossen, theilte diese Einsamkeit einige Zeit mit ihr. Der alten Markgräfin war dies nicht ganz recht, auch der Großherzog schien nicht damit zufrieden, doch ließen sie es geschehen. Ich fuhr mit Rahel mehrmals hinaus, auch erhielt diese mehrmals besondere Einladungen, und jedesmal kehrten wir befriedigt und erfreut von dort zurück. Die beiden Fürstinnen lebten in schwesterlicher Einigkeit, und ihre sonst so verschiedenen Vorzüge hoben sich wechselseitig hervor. Der lebhafte Geist der Französin und die anmuthige Bescheidenheit der Deutschen stimmten trefflich zusammen, und einen Abend in diesem stillen Kreise hinzubringen, war eine hohe Befriedigung, ein reiner Genuß und Gewinn. Die Großherzogin war gewöhnlich mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, worin ihre Damen ihr nacheiferten; ihren lieblichen Töchtern widmete sie die treueste Sorgfalt, indem sie ihnen doch alle jugendliche Freiheit, die nicht zum eignen oder

fremden Schaden ausschlug, freisinnig gestattete; dem Gespräch gab sie meist einen höheren Inhalt, sei es, daß sie Geschichten erzählte, denen oft der Stoff und immer die Einkleidung einen ungewöhnlichen Reiz verlieh, oder daß sie geistige Erörterungen versuchte, zu denen sie eine entschiedene Fähigkeit besaß, und in welchen sowohl die Tiefe ihres Denkens als die Reinheit ihrer Seele hell hervortraten. Ihre Urtheile über Bücher überraschten durch die sichere Leichtigkeit, mit der sie durch allen Wust gleich zu dem Kerne derselben durchgedrungen war; die weltlichen Verhältnisse faßte sie mit Scharfsinn und heitrer Klarheit, von Menschen sprach sie mit mäßigen Anforderungen und billiger Nachsicht; auch ihre Widersacher, die sie wohl kannte und deren Böswilligkeit sie zu empfinden hatte, flößten ihr weniger Unwillen als Verwunderung ein, sie begriff nicht, weßhalb man sie anfeinden konnte. Kehrte man aus diesem friedlichen, durch Geist und Sinn belebten Aufenthalte nach Karlsruhe zurück, so war es als wenn man aus reiner stärkender Bergluft in den stockenden Dunst trüber Niederungen versetzt würde.

Im Anfange des Februars trafen aus Berlin für Küster und mich die neuen Beglaubigungsschreiben ein. Küster, der schon nach Stuttgart zurückgekehrt war, kam deßhalb wieder nach Karlsruhe. Bevor wir aber unsere Audienz hatten, ließ mich der Großherzog insbesondere zu sich rufen und sprach mir seine Freude darüber aus, daß ich ihm verbliebe, als auch darüber, daß unserem geheimen Anliegen in Berlin, wie mir von dort vorläufig berichtet war, die glücklichste Erledigung schon zu Theil geworden. Von Berstett empfing ich ein beglückwünschendes Schreiben, dessen schmeichelhafter Inhalt mich insofern überraschte, als ich von seiner Hand einen solchen Ausdruck nicht erwartet hatte. Er sagte darin: „Mit innigstem Vergnügen vernahm ich gestern, daß Euer Hochwohlgeboren bereits ein neues Beglaubigungsschreiben erhalten haben. S. Königl. H. der Großherzog zählen es gewiß zu den schätzenswerthesten Beweisen des Wohlwollens, welche Höchstdieselben dem König von Preußen verdanken, daß es Seiner Majestät gefallen hat, zur Erhaltung der so glücklich bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse, einen

Mittelsmann zu wählen, welcher sich in einem so hohen Grade das Zutrauen des Souverains sowohl als die allgemeine Achtung aller derjenigen erworben hat, welche Dienst- oder gesellschaftliche Verhältnisse Ihnen näher brachten. Meine persönlichen Gesinnungen sind, wie ich mir schmeichle, Euer Hochwohlgeboren so bekannt, daß es überflüssig wäre Ihnen noch ein Wort über den hohen Werth zu sagen, den ich auf die Erhaltung der unter uns bestehenden vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnisse lege. Das edle und energisch-biedre Benehmen Euer Hochwohlgeboren während einer der schwierigsten Epochen in der neu-badischen Geschichte — Ihre Theilnahme an unserer gerechten Sache, sind unauslöschliche Verdienste, die Sie sich, nicht um Baden allein, sondern um alle minder mächtigen Bundesstaaten erworben haben und die meinem Gedächtniß gewiß nie entfallen werden!" Küster, dem ich dies Schreiben mittheilte, war über die Fassung erstaunt, und drückte sein Befremden aus, daß der günstige Antheil, welchen Preußen für Baden in dessen letzter Krisis bezeigt, ausschließlich mir angerechnet werde, und war nicht wenig erstaunt, als ich ihm vertraulich eröffnete, was alles ich in dieser Sache und meist auf eigne Verantwortung gethan hatte. „Sie haben viel gewagt," sagte er, „ohne Auftrag und Weisung so weit vorzugehen, und ich hätte es an ihrer Stelle nicht gethan." Als wir am 6. Februar unsere Audienz hatten, war Küster sehr zufrieden, daß vorzugsweise ihm als dem Höhergestellten vom Großherzog Ehren und Aufmerksamkeit erwiesen wurden, ich aber bescheiden mich zurückhielt. Doch dies Vergnügen wurde ihm gleich wieder vergällt, als er erfuhr, daß nach unserer Entlassung ich wieder zurückgerufen worden, und bei dem Großherzog noch eine gute Stunde in vertraulichem Gespräch geblieben war. Ich bedaure dergleichen kleinliche Züge mitberichten zu müssen, aber sie gehören zur Eigenheit des ganzen Lebensbildes, und sind auch ihres Zusammenhangs und ihrer Folgen wegen nicht unwichtig.

Küster, der wohl fühlte, daß er in Karlsruhe nicht beliebt war, wo man auch wohl Aeußerungen, die er in München gethan, übel vermerkt hatte, reiste am 11. Februar mißvergnügt

nach Stuttgart zurück. Kaum war er fort, so erschien Berstett bei mir, und brachte mir im Namen des Großherzogs das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, begleitet von den schmeichelhaftesten Versicherungen, wobei ausdrücklich gesagt wurde, daß schon der vorige Großherzog diese Auszeichnung mir zugedacht habe und der jetzige mit Freuden eine Pflicht erfülle, die mit so vielen andern ihm vererbt worden. Was von Titeln und Orden zu halten, und was sie für den Inhaber beweisen, darüber ist die Welt längst im Klaren, man weiß, daß sie bisweilen auch dem Verdienst, hauptsächlich aber aus Gunst vergeben werden. Aber gerade dieser letztere Umstand bedingt ihren Werth, denn der Begünstigte steht überall im Vortheil, und das Maß der Gunst in solchen Zeichen zu erkennen, ist den Leuten, welche darauf ihren Sinn gerichtet haben, von größter Wichtigkeit. Daß ich, der nicht einmal Gesandter war, der nur Legationsrath hieß, ein Großkreuz mit Stern und Band erhielt, war ein unerhörter Fall, in Baden unerhört und in Preußen; das Aufsehen und Staunen über diese Verleihung waren daher ungeheuer, man konnte nicht begreifen, daß das Ueberschreiten gewohnter Stufen, das Nichtbeachten herkömmlicher Maßbestimmung so weit gehen könne. Der hannöversche Gesandte von Reden beglückwünschte mich aufrichtig und herzlich, in der Meinung ich habe das Kommandeurkreuz erhalten, als er aber vom Großkreuz hörte, gerieth er in Verwirrung, verfärbte sich und sagte dann seufzend: „Nun dann . . . dann . . . kann man Ihnen gar nicht gratuliren, dann sind Sie über alle Gratulation hinaus!“ Auch in Berlin setzte man anfangs einen Irrthum voraus, und wußte nicht wie man die Sache nehmen sollte, doch die übliche Erlaubniß zur Annahme konnte nicht ausbleiben. Was aber für die Andern nur ein Gegenstand lauten Verwunderns und etwa stillen Neides war, empfand Küster als einen ihm zugefügten furchtbaren Schlag, als einen Raub dessen, was seiner Meinung nach, schon wegen seines Ranges, ihm und nur ihm gebührt hätte. In seinem nächsten Brief an mich verhehlte er seine gereizte Empfindlichkeit nicht, und ich erfuhr, daß er mündlich in Stuttgart und schriftlich in Berlin seinen erbit-

terten Aeußerungen den freisten Lauf gelassen habe. Doch war ich an seiner Kränkung ganz unschuldig; mich hatte früher Tettenborn mit der Nachricht überrascht, daß der Großherzog Karl mir dergleichen zugedacht, ich hatte mich nicht darum beworben noch darauf gerechnet, nach seinem Tode schien die Sache verfallen, sie kam dann unerwartet aus der Hand seines Nachfolgers, der am wenigsten geneigt schien, das Geleise pedantischer Stufenfolge zu verlassen; man hatte mich nicht gefragt oder zu Rathe gezogen, von Küster war nie die Rede gewesen, ich hatte mich gegen ihn stets ehrerbietig verhalten und nie das Geringste — er selbst freilich nur zu viel — gethan, um ihn in den Schatten zu stellen. Nichtsdestoweniger war ich ihm von nun an eine verhaßte Person, und sein Mißwollen trug in der Folge sehr dazu bei, andere Verstimmung gegen mich zu wecken, oder zu schärfen, ja zuletzt die Wendung herbeizuführen, die mich von Karlsruhe wegführte und nach Nordamerika verschlagen sollte. Das Geschenk, welches mir eine Belohnung sein sollte, war demnach eher ein unheilbringendes, auch in diesem Bezuge, daß nun der Großherzog, indem er sich wohl bewußt war das Außerordentlichste für mich gethan zu haben, nun auch bestimmt darauf rechnete, ich solle persönlich unbedingt ihm anhängen. Aehnliches mochte Berstett sich einbilden.

Gleich in diesen Tagen mußten solche Voraussetzungen hart anstoßen. Ich war beim Großherzog zugleich mit Berstett, und im behaglichen Plaudern kam die Rede auch auf Tettenborn, zu dessen Nachtheil Berstett dem Großherzog schon vorher manches beigebracht haben mochte, und jetzt galt es den Versuch, jenen auch durch mich Preis geben und verläugnen zu lassen. Mit der Geschicklichkeit, welche ränkevollen Uebelsprechern nie fehlt, machte Berstett eine Bemerkung, in welcher eine Schmeichelei für den Großherzog, für Tettenborn aber eine Geringschätzung, lag, und richtete dann geradezu an mich die Aufforderung ich solle nur eingestehen, daß unser alter Freund in Karlsruhe wenig nütz und sehr unbequem gewesen sei! Das Herz schlug mir aus Empörung über solche Falschheit, und da ausdrücklich mir die Antwort zugemuthet war, und der Großherzog mich neugierig ansah, so

fühlt' ich, daß ich nicht schweigen durfte, und mit dem Feuer des Unwillens schlug ich den hämischen Angriff zurück, setzte Tettenborn's ehrlichen Muth und Sinn so wie sein großes Verdienst in volles Licht, und bekannte mich als einen seiner Getreuen, der nie von ihm abfallen werde. Verstett verstummte zuerst, lenkte dann ein, und wollte die Sache verwischen, wußte jedoch nun für immer entschieden, was er von mir zu halten habe, daß ich nicht für ihn zu gewinnen, sondern ein Freund des Freundes, den er verrieth, also ein Feind sei, und er hatte die Genugthuung, daß auch der Großherzog über meinen Eifer verwundert und mich lächelnd ob meiner Unklugheit zu bedauern schien.

Wenn ich mit Rahel diese Vorgänge und Verhältnisse besprach, so gelangten wir einstimmig immer auf's neue zu dem Ergebniß, daß in diesem Widerstreite keine Ausgleichung zu hoffen sei, und meine Stellung in der Fortdauer unhaltbar werden müsse. Die außerordentliche Gunst des Großherzogs gründete sich auf Umstände, die ich mir als zufällige eingestehen mußte, deren Wechsel unausbleiblich war, und deren Fortbestehen ich selbst nur höchst bedingterweise wünschen konnte. Um den Ansprüchen zu genügen, die an mich gemacht wurden, hätte ich badischer Minister werden müssen, und dies wäre denn doch keineswegs leicht zu erlangen, noch weniger aber von meiner Seite zu wünschen gewesen; auch alsdann hätte meine Denkart auf tausend Hindernisse stoßen und sich mehr oder minder verläugnen müssen; der Fürst, der mir jetzt so sehr gewogen war und dem meine Thätigkeit genutzt hatte und deßhalb gefallen konnte, gehörte doch im Ganzen einer weit zurückliegenden Zeit und solchen Gewohnheiten an, die mit meiner Richtung nicht zusammengingen, und wäre es mir gelungen, den alten, geistig schwachen, aber zugleich störrischen und sich klug dünkenden Mann, einzeln völlig zu gewinnen, so hätte doch das nie mit der ganzen Familie und dem ganzen Hofe geschehen können, und die Macht dieser Einflüsse wäre zuletzt die herrschende geblieben. Schon jetzt besaß Verstett, durch sein Halten auf Stand und Rang, auf Hergebrachtes und doch dem äußern Vortheil Fügsames, ein entschiedenes Uebergewicht, das, gleichviel ob in

seinen oder in andern Händen, sich in der Folge nur mehren konnte. Was in meinem preußischen Verhältniß lange Zeit schlummern oder schweigen durfte, der Zwiespalt persönlich gehegter Ansichten und amtlich gebotener, mußte hier geschwind hervorbrechen. Wir täuschten uns nicht, und sahen mißtrauisch auf den guten Anschein, der uns so sehr beneidet wurde. Jedoch hatten wir deßhalb nicht eben große Sorge. Die badischen Sachen waren mir ohnehin zu enge, als daß ich den Blick auf sie ausschließlich hätte beschränken mögen. Ein größerer Gesichtskreis lag vor mir offen, der des preußischen Staates, des deutschen Vaterlandes, der allgemeinen politischen Entwickelung, des Fortschreitens der Völker zur Selbstständigkeit, zur Freiheit. Allerdings war ich vorzugsweise mit Baden beschäftigt, aber meine Theilnahme richtete sich mit gleichem Eifer auf alles Verfassungswesen, auf die Thätigkeit des Bundestages, die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten, die der Mediatisirten und des Adels überhaupt, vor allem auf den Kampf der Liberalen in Frankreich, von dem alles andere abhängig erschien. Durch Briefwechsel und Zeitungsaufsätze suchte ich nach besten Kräften auf alle diese Gegenstände mitzuwirken, und hatte die Genugthuung, öfters der guten Sache meine Dienste wahrhaft ersprießlich zu sehen. Dabei vergaß ich meine Freunde nicht, für Tettenborn und Lindner, für Bentheim und Oelsner, und auch für Wessenberg, wo sie selbst oder ihre Sache angefochten wurde, wie für die verfolgten Franzosen brach ich manche Lanze. Die Minerve française half ich verbreiten und in ihrem Ansehen stärken, die kräftige Schrift von Bailleul gegen die einseitigen wahrheitswidrigen Betrachtungen der Frau von Stael über die französische Revolution erschien deutsch in der Uebersetzung von Lindner, die ich nachdrücklich empfahl, den König von Würtemberg versorgt' ich ferner mit mancherlei politischen Anregungen, die ihm gewiß von keinem seiner Gesandten zukamen.

Als solcher war Graf von Mülinen, ungeachtet seiner schon ausgesprochenen Bestimmung nach Paris, in Karlsruhe noch anwesend, erhielt sogar noch ein neues Beglaubigungsschreiben für den Großherzog, da der König diesem nicht gleich

zu Anfang einen geringern Vertreter anbieten wollte, und mit der Wahl eines Nachfolgers für Mülinen noch nicht im Reinen war. Der General von Varnbühler, den man als solchen bezeichnet hatte, war nur auf ein paar Tage am Hofe zu Karlsruhe erschienen, um in Sachen des Bundeskriegswesens nähere Verständigungen zu treffen, und dann nach Frankfurt weitergereist. Er mochte sich von der Unzulänglichkeit Mülinen's an Ort und Stelle näher überzeugt, und den König, der dieselbe ohnehin kennen mußte, aufmerksam gemacht haben, wie nöthig ihm ein urtheilsfähiger Berichterstatter sei. Daher wurde dem Gesandten schon jetzt der Staatsrath von Wächter beigegeben, der nach dem Abgange von jenem bis zum Eintreffen des Nachfolgers desselben als Geschäftsträger eintreten sollte, und der ohne Frage beiden an Einsicht und Eifer überlegen war. Er schloß sich alsbald an mich an und schenkte mir sein völliges Vertrauen; allein er konnte das Untergeordnete seiner Stellung nicht überwinden, fühlte sich dem Könige fremd und von Andern abhängig, zudem war ihm mein Verhältniß zu seinem Herrn nicht vertraut worden; alles dies war Ursache, daß ich nicht nach Wunsch mit ihm mich benehmen und überhaupt auf keinen sichern Fuß mit ihm kommen konnte, so sehr wir in freisinniger Ansicht übereinstimmten.

Inzwischen hatte der Großherzog in Gemäßheit der Verfassung ein Statut ausarbeiten und veröffentlichen lassen, welches die Verhältnisse und Rechte seiner Staatsdiener näher bestimmte, und deren Stellung sowohl während ihrer Amtsführung als nach derselben angemessen sicherte; man ging vielleicht zu weit, und machte sie von der Regierung unabhängiger als nöthig, denn bei der Wirksamkeit ständischer Kammern durfte, ja mußte sogar der Regierung in der Wahl und dem Gebrauch ihrer Werkzeuge und Wortführer freiere Hand gelassen werden. Man konnte sich erinnern, daß jedes Amt sich möglichst unabhängig zu machen strebt, ja daß die jetzigen regierenden Fürsten nichts anderes als einstige Beamten gewesen, die ihr Amt zur Selbstmacht erhoben haben. Allein in den kleinen Ländern des ehemaligen deutschen Reiches hatten die Grundsätze Moser's über die Berechtigung der Staats-

diener, die eine Art von Landesvertretern sein sollten, sich dergestalt eingenistet, daß jenes Statut allgemeinen Beifall und auch bei den verstockten Junkern, denen die Verfassung ein Gräuel war, kaum Widerspruch fand.

Wenn sie dieses Feld Preis gaben, so waren sie desto thätiger auf dem ihrer eigenen Vorrechte, die sie nicht nur innerhalb der Verfassung möglichst befestigen, sondern auch, trotz derselben, möglichst erweitern wollten. Mit den mediatisirten Fürsten und Grafen wurde vereinzelt unterhandelt, und man gewann dadurch, daß sie ihre Gemeinsamkeit aufgaben, über sie den größten Vortheil. Sie verdarben ihre Sache besonders auch dadurch, daß sie das Volk außer Acht ließen, und ihre Vorrechte nicht, wie es sich gebührt hätte, dem Oberherrn als dessen Beschränkung abzugewinnen strebten, sondern zur Belastung der nun zwiefachen Unterthanen werden ließen. Ehrenrechte mancher Art, zum Beispiel Trauergeläute in ihren Gebieten, wurden ihnen bereitwillig zugestanden, dagegen solche, welche die regierende Familie zu nah berührten, wie der begehrte Eintritt in die Hofloge des Theaters, rund abgeschlagen. Der erste Mediatisirte, der seine Verhandlungen mit der Regierung zum Abschluß brachte, war der Fürst von Fürstenberg; ihm wurde die Sache sehr erleichtert, indem er durch seine Verbindung mit der früheren Gräfin von Hochberg, nachherigen Prinzessin von Baden als Mitglied der Großherzoglichen Familie angesehen wurde. Beide Seiten glaubten bei dieser Heirath einige Opfer zu bringen, aber sie wurden weit überwogen durch die beiderseitigen Vortheile. Der Stolz des alten, angesehenen und reichen Hauses Fürstenberg ergab sich in den der Prinzessin von mütterlicher Herkunft und noch ganz neuer Standeserhöhung anhaftenden Makel, hinwieder stieg die jetzt einem regierenden Hause doch wirklich angehörende Prinzessin aus diesem in ein mediatisirtes hinab; dafür aber bekam diese einen jungen, liebenswürdigen, reichen und allen regierenden Herren doch ebenbürtigen Gemahl, und dieser wurde durch die an Schönheit und Gemüth ausgezeichnete Gattin Schwager des künftigen Großherzogs. Die andern Mediatisirten waren über diesen Schritt Fürstenberg's nicht wenig betroffen, sie

mißbilligten ihn sehr und nannten ihn wohl gar einen Verrath an ihrer gemeinsamen Angelegenheit, an deren Betreibung er nun keinen Theil mehr nahm. Wir sahen ihn oft in dieser Zeit gesellschaftlich bei uns, wo er dann diese Verhältnisse nach seiner unbefangenen heitern Weise lebhaft besprach, und über seine verstockten Standesgenossen scherzte, die trostlos am Vergangenen hingen und darüber die Gegenwart versäumten.

Eine andere Heirath bereitete sich vor, mit der sich wichtigere Beziehungen verknüpften, die des Markgrafen Leopold, des bezeichneten Thronerben. Die verwittwete Frau Markgräfin Amalie, denn von gebietenden Frauen gehen doch solche Anschläge fast immer aus, hatte ihm ihre Enkelin die Prinzessin Sophie von Schweden zur Gemahlin ersehen, und sowohl die Königin Mutter als die Prinzessin hatten nichts dagegen; er selbst und der Großherzog, wenn ihnen auch die Sache nicht ganz recht gewesen wäre, würden nicht gewagt haben zu widersprechen. Die Frau Markgräfin hatte die Vorsicht gehabt, den Sinn des russischen Hofes zu erforschen, und da dieser seine Billigung aussprach, die Kaiserin gern ihre Nichte, der durch die Tollheiten des Vaters ihre schwedische Stellung verloren war, auf den Thron von Baden berufen sah, so galt alles für beschlossen und abgemacht.

Nach der Mitte des Februars machte der Großherzog der Stadt Mannheim einen ersten Besuch, und wurde von den Einwohnern mit einem Jubel empfangen, der alle Erwartung übertraf und sein Gemüth freudig erschütterte. Die Mannheimer hatten sich bisher, wie die meisten Pfälzer, der badischen Regierung sehr abgeneigt erwiesen, und alle ihre Hoffnung mit Eifer darauf gerichtet, wieder baierisch zu werden. Diese Hoffnung war ihnen erst kürzlich durch die neueste Ausgleichung zwischen Baden und Baiern, schmerzlich entrissen worden, und man durfte daher ihre Stimmung als eine mürrische und widerwillige voraussetzen. Allein durch die verkündigte Verfassung, die Erwägung ihres Inhalts und die Schritte zu ihrer Verwirklichung, so wie durch die andern guten Zeichen der neuen Regierung, und die Berichte, die

man von den persönlichen Handlungen und Absichten des Großherzogs vernahm, hatte sich diese Mißstimmung schnell verwandelt, und man begrüßte den neuen Fürsten als einen Landesvater, dem die Freiheit und Wohlfahrt aller Stände am Herzen liege. Der mächtige Eindruck einer solchen überströmenden Begeisterung weckte die wirklich guten Vorsätze des Fürsten, welche in Schlummer zu wiegen schon viele Hände geschäftig waren, zu neuer Kraft und Thätigkeit auf. Er sprach mir nach seiner Rückkunft die Befriedigung und den gestärkten guten Glauben und Willen, die er von Mannheim mitgebracht, in gerührten Worten aus, die aus dem Herzen kamen und zum Herzen gingen. Einen besondern Umstand, der mich persönlich näher berührte, ließ er nicht unerwähnt, Ludwig Robert, der sich gerade in Mannheim befand, war von der Stadtobrigkeit aufgefordert worden, den Empfang des Fürsten durch ein Gedicht zu verherrlichen, er folgte gern diesem nicht abzuweisenden Antrag, und lieferte aus reinstem Antrieb und ächter Eingebung ein sinnvolles und zartes Lied, welches von schönen Stimmen gesungen und im Prachtdruck überreicht seine volle Wirkung nicht verfehlte. Der Großherzog war geneigt, das Verdienst meines Schwagers auch mir mit anzurechnen, wenigstens entnahm er daraus die Bestätigung einer Anhänglichkeit, die von mir auf meine Nächsten sich fruchtbar übertrage.

Diese glückliche Stimmung wurde schon in den nächsten Tagen wieder getrübt. Die Minister bedrängten den Großherzog mit Verfassungsfragen, über die Zusammensetzung der ersten Kammer, über die Leitung der Wahlen für die zweite, besonders hoben sie die unermeßlichen Schwierigkeiten hervor, schon in der nächsten Zeit den Bedarf des Staatshaushalts in einer Weise festzustellen, daß die Stände damit zufrieden sein könnten und auch die Regierung möglichst freie Hand behielte. Zwar ließ alle Zerrüttung und aller Mangel sich leicht der vorigen Regierung aufbürden, und größtentheils mit gutem Recht, allein es gab Mißbräuche, deren Vortheile man noch nicht aufgeben zu können glaubte, und die man daher noch nicht einzugestehen wünschte, es gab andere Gegenstände, bei denen in Frage kam, wiefern die Regierung ihr

Ansehn aufbieten wolle, um sie vor den Ständen zu behaupten. Vor allem wurden die großen Jahrgelder, welche die Familienglieder bisher bezogen hatten, unter den Gesichtspunkt gestellt, daß man den Ständen wohl überlassen könne, solche auf ein billiges Maß herabzusetzen. Der Großherzog, welcher von all diesen Dingen, wie sie rechtlich und staatsklug zu behandeln seien, wenig verstand, und sich fürchtete, sie nach eignem Gutdünken zu entscheiden, wofür ihm die schlimmsten Vorwürfe in Aussicht standen, gab endlich ermüdet die Erklärung, die Minister sollten alles unter eigner Verantwortung auf's beste ordnen, den Ständen alles offen vorlegen und kein Geheimniß vor ihnen haben. Diese höchste Willensmeinung wurde sämmtlichen Staatsbeamten, die mit den Vorarbeiten für die Ständeverhandlungen beschäftigt waren, ausdrücklich mitgetheilt. Dagegen willigte der Großherzog in den Beschluß, daß die Eröffnung der Kammern, um Zeit für jene Arbeiten zu gewinnen, abermals und zwar zum 20. April aufgeschoben wurde. Die Stimmung war im Lande so gut, daß dieser Aufschub mit wenig Unzufriedenheit vernommen wurde.

Unterdessen rückten die Verhandlungen in Frankfurt, welche in der badischen Gebietssache noch immer einen Rest von Schwierigkeiten zu beseitigen hatten, langsam fort. Es schien, als ob Oesterreich einen Zipfel dieses Flickwerks noch immer festhalten wollte, Baiern wieder einige Hoffnung hegte, das Ganze nochmals in Frage zu stellen, und die wenige Beeiferung Englands und Frankreichs den festgesetzten Ausgleichungen beizustimmen, erregte in Karlsruhe stille Besorgniß. Die kleinen Diplomaten machten sich wichtig, unendliches Geträtsch ging hin und her, man hatte Mühe sich dessen zu erwehren und in keine der Fallen zu gerathen, welche von kleinlicher Arglist gestellt wurden. Weil Frankreich seine Erklärung noch zurückhielt, was keinen andern Grund hatte als die geringe Wichtigkeit, welche man in Paris einem untergeordneten deutschen Handel beilegte, meinte eine kleine Parthei, die während der Rheinbundszeit obenauf gewesen war und dies nicht vergessen konnte, Baden müsse vor allem wieder an Frankreich sich anschließen, als an den mächtigsten und nächsten Nachbar. Dergleichen fand nun freilich beim Groß-

herzog kein Gehör, und Berstett hatte sich ganz und gar der Leitung des russischen Gesandten von Anstett in Frankfurt hingegeben, der sein Gönner und Meister war. Durch diese Hülfe kam auch bald wieder Klarheit in die verdüsterte Angelegenheit, und sie erschien auf so gutem und sichern Wege, daß man sich in Betreff ihres Ausgangs aller weitern Sorgen entschlug.

Ein kleines, für die Andern lustiges, für uns Preußen peinliches Zwischenspiel gab der preußische Bundesgesandte Graf von der Goltz. Der gutmüthige, vielgeplagte Mann konnte in seiner schwierigen Haltung und Lage durch sein vornehmes geschäftserfahrnes Ansehen seinen Mangel an Einsicht und Kraft nicht lange verdecken, seine Kollegen fuhren ihn an, drängten ihn mit gelehrten Erörterungen in die Enge, und nöthigten ihn zu Geständnissen, die er nachher zu bereuen hatte. Kam er aus den Sitzungen des Bundestags und Ausschußberathungen mißvergnügt nach Hause, so hatte er die Lebhaftigkeiten, die Vorwürfe und Zumuthungen seiner Gattin zu ertragen. Unfähig den mannigfachen Angriffen Trotz zu bieten, suchte er sich in unempfindliche Gleichgültigkeit zu retten, welche Stimmung allmählich auch auf seine Geschäftsführung überging. An einem Tage nun, wo seine Verschüchterung in völlige Zerstreutheit ausgeartet war, widerfuhr ihm das Unglück, daß er bei Einreichung einer von Berlin empfangenen Mittheilung für den Bundestag nicht nur diese, wie es zu geschehen hatte, der österreichischen Bundeskanzlei übergab, sondern auch die geheimsten, für ihn allein bestimmten, mit jener Mittheilung zugleich eingegangenen, aber von ihr sehr abweichenden Weisungen hinzufügte, die nun wie jene loco dictaturae gedruckt und ausgegeben wurden. Man kann sich vorstellen, welchen Lärm dies verursachte, welches Geschrei, welche Entrüstung, welches Gelächter! Das Aergerniß und die Beschämung, welche die preußische Diplomatie in dem Beispiel Hänlein's auszustehen gehabt, wiederholte sich zum zweitenmale in größter Steigerung. In allen diplomatischen Kreisen wurde das Ereigniß mit Entsetzen, mit Bedauern, mit Hohn besprochen. Der Eindruck war so gewaltig, daß das Ministerium der auswärtigen

Angelegenheiten sich bewogen fand, an allen deutschen Höfen eine beruhigende Selbstrüge des Vorgegangenen und zugleich die Versicherung aussprechen zu lassen, daß der Graf von der Goltz am Bundestage nicht verbleiben werde. War dies alles für den Ruhm der preußischen Verhältnisse schon arg und schädlich genug, so sollte der Spott und Hohn doch bald noch stärkere Nahrung erhalten, denn man ging in Berlin bald über die eingestandene Scham hinweg, und der Graf von der Goltz blieb am Bundestag!

Dem Großherzog war alles was Preußen betraf empfindlich, als wenn es ihn mitbeträfe, und wirklich trat er schon förmlich als preußischer General auf, und freute sich herzlich des Tages, an welchem er zum erstenmal in der preußischen Uniform erscheinen konnte, die ihm der von Berlin zurückgekehrte Kourier Henneuhofer nach sorgfältigen mitgenommenen Maßen dort hatte machen lassen. Allein während der Großherzog in seinem neuen Schmucke vergnügt prunkte, und seinem eignen Militair gewaltig zu imponiren meinte, mißfiel einem großen und dem regsamsten Theile der badischen Offiziere dieses fremde Verhältniß, sie glaubten die Uniform, welche sie selber trugen, dadurch herabgesetzt, und stellten dem erneuten preußischen Kriegsruhm trotzig den entgegen, welchen sie aus den Siegeszügen Napoleons davongetragen. Sie hörten mit Verdruß, daß demnächst alle badischen Truppen nach dem Muster der preußischen gekleidet werden sollten, und es wurden Stimmen laut, welche bei solcher Zumuthung mit Verweigerung des Gehorsams drohten. Doch wie gewöhnlich in solchen Fällen mäßigte sich der große Zorn wieder; der Großherzog, gewarnt, zeigte sich abwechselnd in preußischer und badischer Uniform, zeigte hin und wieder ein ungnädiges Gesicht, und in kurzer Zeit waren die keckſten Widersprecher so mürbe geworden, daß bei der später wirklich erfolgten Umbildung niemand sich mehr erinnern wollte, der Sache entgegen gewesen zu sein.

Ich komme jetzt der Zeitfolge gemäß zu einem Ereigniß, das an sich grauenhaft und entsetzlich noch besonders durch seine Folgen unheilvoll und beklagenswerth wurde, es ist die Ermordung Kotzebue's. Ich glaubte dem Gegenstand eine

eigne Bearbeitung widmen zu müssen, die rückwärts- und vorwärtsgreifend alles in ununterbrochenen Zusammenhang faßt, und füge den betreffenden Aufsatz deßhalb hier unverkürzt ein.

Kotzebue's Ermordung.

Der Name Kotzebue war der Welt bekannt durch eine Fluth mannigfacher Theaterstücke, mit denen sein fruchtbares Talent die deutschen und auch die meisten ausländischen Bühnen überschwemmte, durch eine Menge anderer litterarischer Erzeugnisse, an denen gemeine Leselust sich labte, durch die schlechte Rührung und schlaffe Sittenlehre, welche in seinen Schriften das Gute und Edle vorstellen wollten, endlich durch seinen abentheuerlichen Lebenswechsel, durch zahllose meist für ihn schimpfliche Streitigkeiten, durch Lügen und Bübereien, die ihm fast aller Orten Verdruß und Schmach zugezogen hatten. In späteren Jahren warf er sich zum politischen Schriftsteller auf, und in Rußland, wo er nach manchem Glückwechsel heimisch geworden, bemühte er sich, eben so dienstbar im Schmeicheln als im Befeinden, alles Dortige zu preisen, und das Ausländische, zuletzt besonders das Franzosenthum, geifernd anzugreifen. Seine Zeitschrift, die Biene, wurde auch in Deutschland viel gelesen, man ergötzte sich an seinen Ausfällen gegen Napoleon, aber es war offenbar, daß sie nicht aus Freiheits- und Vaterlandsliebe hervorgingen, und er gewann nur leichten Beifall, nicht aber Vertrauen oder Achtung. Im Jahre 1813 kam er im Gefolge der russischen Truppen nach Berlin, wo er in Hitzig's Verlag ein Russisch-Deutsches Volksblatt herausgab, das aber den Krieg wenig überdauerte. Verschiedene Anstellungen, die er hierauf im russischen Staatsdienst erlangte, befriedigten ihn nicht, er wünschte in Deutschland zu leben, und wo möglich im Schimmer diplomatischen Ansehens, das seinen Ehrgeiz besonders reizte. Es gelang ihm, eine Art Zwischenverhältniß für sich zu ermitteln, das ihm bei guter Besoldung alle Freiheit ließ, seinem litterarischen Hange zu folgen. So kam

er unter dem Schutz eines russischen Titels in seine Vaterstadt Weimar, wo er sich niederließ, und sein altes Treiben auf's neue begann. Weil es keine Franzosen mehr zu bekämpfen gab, so richtete er seine Angriffe nur um so lieber gegen die eignen Landsleute, als er wohl wußte, daß er unter ihnen aus alten und neuen Zeiten wenig Freunde hatte. Während er für alles Russische die schamlosesten Lobpreisungen verschwendete, ergoß er über alles Deutsche den giftigsten Tadel, riß die edelsten Namen frech herunter, und suchte jedes freie Aufstreben als thöricht zu verspotten, als staatsgefährlich zu verdächtigen. Sein litterarisches Unwesen war längst durch die öffentliche Meinung zu sehr verurtheilt, als daß ihm große Bedeutung hätte zugeschrieben werden können; allein man wußte, daß er zugleich ein Beauftragter der russischen Regierung war, und da konnte es nicht gleichgültig sein, welche trügerische Nachrichten und gehässige Angebereien dorthin gelangten, von wo die deutschen Angelegenheiten fortwährend großen Einfluß erfuhren. Auf den deutschen, vom Auslande besoldeten Spürer und Verhetzer seiner Landsleute zog sich ein fast allgemeiner Haß zusammen, besonders von Seiten der studirenden Jugend, die denselben bei dem berühmten Wartburgfest im Jahr 1817 heftig ausbrechen ließ, indem sie mit andern ihr widrigen Schriften auch die seinen feierlich verbrannte. Kotzebue machte gewaltigen Lärm, klagte die Studirenden und ihre Lehrer eines schlechten, aufrührerischen Geistes an, und beschuldigte das ganze Universitätswesen heilloser Verderbniß.

Im folgenden Jahre, wie schon oben erwähnt worden, hatte ein anderer Staatsdiener, Herr von Stourdza, ein Mann sehr beschränkten Sinnes, doch jedenfalls geistig und sittlich weit höher stehend als Kotzebue, beim Aachener Kongreß dieselben Anklagen in einer Denkschrift vorgebracht, welche durch die gewinnsüchtige Dreistigkeit Friedrich Schöll's öffentlich bekannt wurde. Der Lärm war so groß und der Widerspruch gegen die Denkschrift so einleuchtend, daß man in St. Petersburg räthlich fand sie zu mißbilligen, und sie für die ungeschickte Privatarbeit eines Unberufenen zu erklären. Doch hiemit war Kotzebue nicht zufrieden, er fuhr

fort, der Schrift von Stourdza die Bedeutung einer amtlichen beizulegen, und sie mit Heftigkeit zu vertreten, ihre ärgerlichen Behauptungen und ungeschickte Fassung auf's äußerste zu vertheidigen. Es entstand sogar der Verdacht, er selbst sei der eigentliche Verfasser, und Stourdza habe nur das schlechte Französisch durch besseres ersetzt, und seinen Namen dazu gegeben. Auch dieser Unwillen fiel daher zumeist wieder auf Kotzebue zurück, und daß seine eigne Regierung ihm den unzeitigen Eifer hart verwies, konnte den Haß und die Verachtung, die man gegen ihn empfand, nur mehren.

Bald nachher brachte ein für ihn unglücklicher Zufall eine Probe seiner geheimen Berichte an das Licht der Oeffentlichkeit. Ein Schreiber, den Kotzebue beschäftigte, konnte die ihm zum Abschreiben anvertraute Schrift, welche französisch, und ihm daher um so schwieriger war, nicht recht lesen, und bat seinen Hausnachbar Doktor Lindner, einen wackern und geistvollen Kurländer, er möchte ihm aus der Verlegenheit helfen. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieses Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden sind, war in ernste wissenschaftliche Arbeiten vertieft, kannte Kotzebue'n kaum, und stand mit ihm in keinerlei Beziehung; als Freisinniger ihm entgegengesetzt, gehörte er doch nicht zu seinen erklärten Feinden. Jetzt aber wurde er es; er las die Schrift und erkannte in ihr ein Kotzebue'sches Bulletin, das die empörendsten Verläumdungen würdiger deutscher Gelehrten und die schändlichsten Fälschungen ihrer Aussprüche enthielt. Im höchsten Unwillen über solche Nichtswürdigkeit, welche die schwersten Folgen für treffliche Männer, für die Universität Jena und selbst für das Land Weimar haben konnte, beschloß Lindner, die zufällige Entdeckung zur Abwendung des Schadens zu benutzen, schrieb eiligst die wichtigsten Stellen des Lügenblattes ab, und theilte diesen Auszug dem Professor Luden mit, der darin besonders angeschwärzt war. Luden glaubte es sich selbst und der Sache des Vaterlandes schuldig zu sein, solche Verläumdungen öffentlich aufzudecken und dadurch zu entkräften, er ließ in seiner Zeitschrift Nemesis den Auszug des Bulletins abdrucken. Kotzebue

bekam frühzeitig genug Kenntniß davon, um die Druckbogen durch die weimarische Behörde wegnehmen zu lassen, allein der Inhalt war bereits in die Isis von Oken und den Volksfreund von Ludwig Wieland übergegangen, und obschon auch diese Abdrücke verboten wurden, so waren ihrer doch schon zu viele ausgegeben, und die Oeffentlichkeit nicht mehr abzuwenden. Das tückische Treiben Kotzebue's lag nun in unwidersprechlichem Zeugniß am Tage, und es erhob sich ein Sturm gegen ihn, wie noch nie vorher. Auch gab er sich keine Mühe, seine fälschende Angeberei zu beschönigen, die Sache sprach zu laut gegen ihn, allein desto mehr schrie er über die angeblich ihm widerfahrene Verletzung des Völkerrechts, des amtlichen, des diplomatischen Verhältnisses, in welchem er zu stehen behauptete; er that als ob der Kaiser selbst beleidigt und nur durch strengste Bestrafung der Schuldigen zufrieden zu stellen sei. Die weimarische Regierung, unsicher welche Bedeutung dem ungewöhnlichen Fall in St. Petersburg möchte beigelegt werden, eröffnete eine gerichtliche Untersuchung, die in einen förmlichen Prozeß Kotzebue's gegen jene Veröffentlicher überging, und lange nachher mit deren Freisprechung endigte. Unterdessen hatte Lindner, den allerdings der Hauptvorwurf traf, von der Sache mancherlei Verdrießlichkeiten auszustehen, die ihn bald bewogen, den Aufenthalt in Weimar mit dem in Straßburg zu vertauschen, von wo er eine bündige Vertheidigungsschrift seines Verfahrens ergehen ließ, dessen Unregelmäßigkeit er eingestand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleisteten Dienst triftig entschuldigte.

Aber auch selbst die russische Regierung, obschon ungehalten über den Vorgang und ihn keineswegs billigend, bezeigte gar keine Neigung, Kotzebue's Sache zu der ihrigen zu machen; sie sah in dem veruntreuten Blatt mehr die litterarische Arbeit eines Tagschriftstellers, als die amtliche eines Staatsdieners. Man lachte in St. Petersburg über seine diplomatische Anmaßung; es ergab sich bei diesem Anlasse die auffallende Thatsache, daß der Kaiser selbst von Kotzebue's Aufträgen gar nichts wußte, daß dieser sie bittweise nur als eine Gnade und als schicklichen Vorwand zur

fernern Beziehung eines ihm früher ausgesetzten Jahrgeldes erlangt hatte, daß seine Berichte von der Behörde weder begehrt noch beachtet, sondern gewöhnlich ungelesen bei Seite geworfen wurden. Kotzebue wurde hiedurch äußerst bloßgestellt und beschämt, der diplomatische Schimmer, durch den er, wiewohl vergebens, sogar den Großherzog von Weimar zu blenden versucht hatte, erlosch völlig, und seine ganze Lage war eine höchst unangenehme. Er bekam sogar ernste Zurechtweisungen, und es hieß, er werde nach Rußland zurückkehren müssen.

Inzwischen hatte er, der nie ruhen konnte, in Weimar eine neue Zeitschrift angefangen, das Litterarische Wochenblatt, in welchem er sein bisheriges Treiben eifrig fortsetzte. Hier griff er mit dreister Oberflächlichkeit alles höhere Geistesstreben der Deutschen an, verlästerte ihre besten Männer, spottete der Wünsche und Hoffnungen der Nation, und pries dagegen an Rußland sogar das Klima! Allein die Russen dankten ihm seine Schmeicheleien nicht, sondern stimmten mit den Deutschen in den verachtenden Tadel ein, der sich von allen Seiten gegen den unbesonnenen und schmähsüchtigen Schriftsteller erhob. Ein russischer Fürst, der nach Weimar kam, und vor dem sich Kotzebue tief bückte, sagte ganz laut, der Kaiser wisse gar nichts von dem Menschen, und wenn er von ihm wüßte, würde er ihn fortjagen. Kotzebue fühlte, daß am Hofe sein erkünsteltes Ansehen nicht zu retten war, in geringern Kreisen sah er sich noch weniger geachtet, und unter täglich erneuerten Verdrüssen und Vorwürfen, die von nah und fern ihm zuströmten, fand nun auch er, wie früher Lindner, rathsam von Weimar fortzuziehen. Er machte im Sommer 1818 eine Reise nach Hannover und Bremen, besuchte einige Badeorte, und kam noch vor Schluß des Jahres nach Mannheim, wo er sich für den Winter einrichtete.

Die Gesellschaft von Mannheim that anfangs etwas scheu, jedoch Langweil und Neugier öffneten bald dem berühmten, betitelten Schriftsteller die Säle, die durch seinen betriebsamen Eifer wirklich etwas belebt wurden. Es war vom Theater die Rede, dramatische Vorstellungen durch Liebhaber

wurden angeregt, er hatte viel zu erzählen, und die Täuschung, daß er in Geheimnisse der Politik eingeweiht sei, war hier noch nicht zerstört. Da sein Wochenblatt in Weimar forterschien, und er die meisten Beiträge dazu selber schrieb, so mußte er auch sehr fleißig arbeiten, und wenn seine litterarischen Aergernisse nicht aufhörten, so schien er persönliche mehr als früher zu meiden, und von seinem Leben und Verkehr in Mannheim wurde wenig vernommen. Die anfängliche Aufmerksamkeit des Karlsruher Hofes und der dortigen Diplomaten auf einen Mann, der als russischer Sendling bekannt war, und dessen Nähe wichtig und selbst gefährlich dünken konnte, sank bald zur Gleichgültigkeit herab, und auch der russische Geschäftsträger von Struve, der wohl befürchten durfte, selbst ein Gegenstand unwillkommener Späherei zu sein, beruhigte sich bald, und schien in Kotzebue nur den berüchtigten Schriftsteller zu sehen, den man nicht nöthig habe zu beachten; von ihm zu sprechen war wenig Anlaß, die Theilnahme für litterarische Dinge war in Karlsruhe sehr gering, es verging eine lange Zeit, ohne daß sein Name nur genannt wurde.

In früher Morgenstunde den 24. März weckte mich mein Diener mit der Meldung, der russische Geschäftsträger verlange dringend mich zu sprechen, und gleich darauf stand Herr von Struve selbst vor meinem Bette. Mit erschrockener Hast verkündete er, gestern Nachmittag sei in Mannheim Kotzebue durch einen Studenten erstochen worden. Die Nachricht war in der Nacht durch Stafette hier eingetroffen, von den näheren Umständen wußte er noch nichts, wollte aber gleich weiter gehen, um zu sehen was er erfahren könne; er meinte, ich würde vielleicht schneller und genauer unterrichtet sein, und bat mich, ihn schleunigst wissen zu lassen, was zu meiner Kenntniß käme, denn er dürfe nicht säumen, das schreckliche Ereigniß zu berichten. Er wiederholte nur immer die Worte: „Was wird der Kaiser dazu sagen! Was wird der Kaiser dazu sagen!“ Ich war kaum aufgestanden, so erschien der Minister von Berstett, und theilte mir die aus Mannheim eingegangenen amtlichen Berichte, sowie den Inhalt der Papiere mit, welche bei dem Mörder waren

gefunden worden. Später kam der Großherzog selbst, der zwar ruhig und gefaßt scheinen wollte, aber schon durch seinen Eifer und seine Unruhe verrieth, wie sehr er erschüttert und verwirrt war. Er gestand, daß ihm besonders daran läge, zu erfahren, wie ich diesen unerhörten Fall ansähe und beurtheilte, und daß er sich darauf verließe, ich würde ihm den besten Rath geben! Vor der Hand war dazu jedoch gar kein Anlaß, und ich begriff nicht, was der Großherzog sich dabei denken mochte. Er sagte mir auch, daß er seinem Minister befohlen habe, mir sogleich alles mitzutheilen, was über die Sache noch einliefe oder verhandelt würde, damit ich meinem Hofe genau darüber berichten könnte, denn dorthin wende er sein ganzes Vertrauen. Nach seinem Weggehen eilte ich zu Herrn von Berstett, und erbat mir, gestützt auf des Großherzogs Wort, eine Abschrift jener Papiere, die er mich vorher nur hatte durchlesen lassen; ich sah wohl, daß es ihm nicht gelegen war, und daß er ungern hörte, der Großherzog sei bei mir gewesen. Die Abschriften erhielt ich, wiewohl etwas spät, und theilte Herrn von Struve davon mit, was er nicht schon hatte, schrieb dann meinen Bericht nach Berlin, und sandte ihn durch eine Stafette ab, weil ich bedachte, daß der Staatsbehörde von größter Wichtigkeit sein könnte, früher als das Publikum, und wenn auch nur einige Stunden früher, von der Mordthat unterrichtet zu sein.

Der Vorgang selbst aber, wie er damals und in den nächstfolgenden Tagen ermittelt worden, war folgender. Früh um 10 Uhr den 23. März kam in Mannheim ein Jüngling in altdeutscher Tracht an, der im Gasthofe zum Weinberg, wo er abtrat, sich den Namen Heinrichs beilegte, und Mietau als seine Heimath angab. Er hatte einen Paß aus Würzburg, demzufolge er ein Student von Erlangen war, aber der Widerspruch blieb unbemerkt. Er fragte sogleich mit Eifer nach der Wohnung des Predigers Karbach, mit dem er bekannt zu sein vorgab, und hinterher scheinbarlich gleichgültig nach der des Staatsraths von Kotzebue. Zu dieser letztern ging er, ließ sich als Kurländer anmelden, in der Meinung auf diese Weise leichter Zutritt zu erlangen, und fügte noch

hinzu, er habe dem Herrn Staatsrath Briefe von seiner Mutter zu übergeben. Allein Kotzebue widmete den Vormittag seinen Arbeiten, und ließ sich darin nie stören, es hieß daher, er sei ausgegangen. Es war 11 Uhr, in einer Stunde, sagte der Diener, möchte der Fremde wiederkommen. Dieser ging mit lächelnder Unbefangenheit fort, schlenderte durch die Straßen, besah sich die Stadt und den Schloßgarten, und fand sich gleich nach 12 Uhr richtig wieder in Kotzebue's Wohnung ein, jedoch schon zu spät, dieser war nun wirklich ausgegangen, und sollte erst wieder am Nachmittag zu sprechen sein. Der Jüngling nahm das zweimalige Verfehlen ganz leicht, kehrte in den Gasthof zurück, und aß an der Wirthstafel zu Mittag, wo er es sich gut schmecken ließ, und während zwei Stunden an den Gesprächen der Gäste fein und artig theilnahm, besonders aber sich viel mit einem Landgeistlichen unterhielt. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags ging er wieder zu Kotzebue. Mit ihm zugleich traten einige Damen in das Haus, unter ihnen die Fürstin von Isenburg, welche zu Frau von Kotzebue wollten; er begrüßte sie ehrerbietig und ließ sie vorangehen; sie wurden in das Besuchzimmer gewiesen, wo die Familie beisammen war, und wo Kotzebue, wie man erzählt, gerade seinen jüngsten, erst zwei Monate alten Sohn auf dem Arme trug, indem er mit Rührung die Bemerkung aussprach, er sei gerade so alt gewesen wie dies Kind, als er das Unglück gehabt, seinen Vater zu verlieren. Der Diener meldete nun auch den Fremden, der unterdessen auf dem Vorplatz wartete, dann aber von dem wieder heraustretenden Diener in ein Nebenzimmer geführt wurde mit dem Bescheid, der Herr Staatsrath werde sogleich erscheinen, wie auch geschah. Was nun zunächst erfolgte, kann nur vermuthungsweise berichtet werden, da kein Dritter zugegen war; doch ergiebt sich aus den Umständen und einigen späteren Angaben des Mörders selbst mit ziemlicher Gewißheit, daß dieser nach einigen kurzen Worten Kotzebue'n ein Blatt überreicht und dann mit den Worten: „Hier du Verräther, was dir gebührt", sogleich einen Dolchstoß gegen ihn geführt habe, so kräftig und wohlgezielt, daß der Stoß unter der vierten Rippe tief eindrang und das

Herz tödtlich traf. In der Todesangst fand der Getroffene noch Kraft zur Gegenwehr, er griff nach dem Mörder und riß im Fallen ihn mit zu Boden, während er zugleich wiederholte Dolchstiche empfing, deren einer ihm die Lungen durchbohrte, ein andrer das Gesicht ritzte. Durch den Lärm des Falles und des ihm folgenden Gestöhns aufgeschreckt, eilte der Diener herbei, sah seinen Herrn blutend am Boden liegen, den Mörder neben ihm knieend mit dem Dolch in der Hand. Die Damen und alle Hausgenossen drangen nun in's Zimmer, außer sich vor Entsetzen über den grausen Anblick. Doch sah man zuerst nur die Wunde im Gesicht, und glaubte nicht an Todesgefahr, bis man das aus der Brustwunde strömende Blut entdeckte, und den schon Bewußtlosen in ein anderes Zimmer trug, wo er alsbald verschied. Während einige der Anwesenden nach Aerzten schrieen, riefen andere aus dem geöffneten Fenster in die Straße hinaus: Mörder! Mörder! Schnell sammelten sich die Leute vor dem Hause, hörten das Geschehene, riefen nach Wache, wollten eindringen. Unterdessen stand der Mörder in trotziger Verzückung den Frauen gegenüber, und blickte mit Hohn auf ihre Furcht und Verwirrung, er hatte den Dolch fallen lassen, aber ein kleines Schwert hielt er in der Hand; plötzlich schien er sich zu besinnen, erhob die blinkende Waffe, und machte sich Bahn zur Treppe, auf die Straße, rufend: so müßten alle Verräther sterben, so das theure Vaterland gerächt werden! Die Menge wich vor ihm zurück, er trat auf die Straße, warf zornige Blicke hinauf zu den Fenstern, aus denen man: Mörder! Mörder! schrie, antwortete mit fester Stimme: „Ja, ich bin der Mörder, ich habe den Verräther getödtet!" Darauf zog er ein großes Papier aus der Tasche, reichte es einem der Nächststehenden hin, knieete dann nieder, rief laut betend gen Himmel: „Großer Gott, ich danke dir, daß du mich dies Werk der Gerechtigkeit hast vollbringen lassen! Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" und stieß das kleine Schwert, das er zu diesem Zweck bereit gehalten, wiederholt in die eigne Brust. Er sank zusammen, und einige Augenblicke vergingen, ehe jemand ihn anzurühren wagte, dann wurde er aufgehoben und in ein nahes Hospital gebracht,

ein Wundarzt besichtigte seine Wunden, sie waren tief und gefährlich, aber nicht tödtlich, man wandte sogleich die sorglichsten Hülfsleistungen an.

Hier ergab sich alsbald aus dem angestellten Verhör, daß er Karl Ludwig Sand heiße, aus Wunsiedel in Baiern gebürtig und Sohn eines ehemals preußischen Justizrathes, selbst aber Kandidat der Theologie sei, früher in Erlangen und zuletzt in Jena studirt habe. Er war von dort mit dem festen Vorsatz, das Vaterland von einem Verräther zu befreien, der ihm längst als ein Inbegriff alles Schlechten galt, am 9. März abgereist, ohne von jemand Abschied zu nehmen, mit erborgtem Geld versehen. Ueber Erfurt, Eisenach, Fulda, Hanau, war er nach Frankfurt gekommen, wo er im Gasthofe zum Weißen Schwan übernachtet hatte. Vom letzten Nachtlager in Lorch zwischen Darmstadt und Mannheim hatte er zum Weiterkommen sich eines Wagens bedient, um nicht allzu ermüdet am Ziel anzulangen. Das große Blatt Papier, welches er aus der Tasche gezogen, und an die Hausthür des Ermordeten mit dem Dolch anzuheften beabsichtigt hatte, enthielt unter der Aufschrift: „Todesstoß dem August von Kotzebue" eine Art von Manifest, welches in schwülstiger Sprache die Liebe zum Vaterland und zur Tugend als edlen Antrieb und volle Berechtigung seines Unternehmens darlegte. Der Aufsatz, von ihm selbst sehr deutlich geschrieben, zeigte die leidenschaftliche Aufregung, doch ohne eigentliche Gedankenkraft oder genialen Ausdruck, das Pathos ging nicht über die Sphäre einer trunknen Erhitzung hinaus, wie Kotzebue selber es hätte liefern können. So hieß es z. B. darin: „Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat! Bereitet euch! Entscheidet euch auf Leben und Tod!" Ferner: „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue, niederzustoßen." Außer diesem großen Blatte wurde noch ein zweites kleineres angeführt, als bei dem Mörder vorgefunden, das die wenigen aber

inhaltschweren Worte enthielt: „Todesurtheil an dem Verräther August von Kotzebue vollzogen nach dem Beschlusse der Universität ***." Von letzterm erhielt ich wie von dem erstern durch Herrn von Berstett eine Abschrift, die Urschrift aber sah ich nicht, die des erstern hingegen hatte ich in Händen gehabt und aufmerksam gelesen. — Ich habe hier mit Absicht die näheren Umstände der That so mitgetheilt, wie sie damals in den ersten Tagen bekannt wurden, und die freilich von den späteren sogenannten aktenmäßigen Angaben in manchen Punkten abweichen. Wer die letztern als Grundlage der Beurtheilung vorziehen will, findet sie scharf und lichtvoll erörtert von Doktor Wilhelm Häring im ersten Bande von dessen Neuem Pitaval. Daß aber das Aktenmäßige nicht immer deßhalb, weil es dieses, auch das Wahre ist, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

Nachdem ich meine Stafette nach Berlin abgefertigt, eiligst noch an den Gesandten von Küster nach Stuttgart und an den General von Tettenborn nach Wien geschrieben hatte, sah ich mich den Nachmittag und Abend unausgesetzt in Anspruch genommen, weil Bekannte und Unbekannte sich herbeidrängten, um Fragen zu thun, um Ansichten und Meinungen auszutauschen. Die Aufregung und Bestürzung über das furchtbare Ereigniß war allgemein. Wie gewöhnlich wußten die Leute im ersten Augenblicke nicht, was sie darüber denken und sagen sollten. Besonders verwirrte sie, daß der Mörder ohne alle Reue und sogar mit dem Scheine hoher Frömmigkeit sich seiner That rühmte, daß er die Kraft gehabt nach ihrer Vollbringung sich selber zu erstechen; dazu kam die Nachricht, in Mannheim sei fast die ganze Bevölkerung für ihn gestimmt, preise den begangenen Mord als die Heldenthat eines edlen vaterländischen Jünglings, für den die heftigste Theilnahme, die heißesten Wünsche sich kund gäben; wie ein Märtyrer wurde er gefeiert, ihm wurden Blumen und Erfrischungen gesandt, das Volk sammelte sich vor dem Hospital und rief ihm Lebehoch und Beifall, eifrige Katholiken beteten öffentlich für sein Seelenheil, besonders aber sprachen die zahlreichen Engländer und Engländerinnen, die sich damals in Mannheim befanden, vielfach ihre Bewunderung der That und des Thä-

ters aus. In Karlsruhe war diese Stimmung weniger und nur in den untern Volksklassen merkbar; in den höheren Kreisen herrschte dumpfe Betroffenheit und angstvolle Spannung; die Großen, die Hofleute, die Diplomaten sahen sich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeschreckt, eine heilige Vehme schien neu erstanden, jeder Student konnte der Vollstrecker ihrer Urtheile sein, sie glaubten sich ihres Lebens nicht mehr sicher, einige jammerten und seufzten, andere schalten und tobten, und begehrten heftig Schutz und Abwehr gegen solche Gefahr. Unter den letztern war Herr von Berstett, der vom ersten Augenblick das Ereigniß als ein solches auffaßte, das politisch auszubeuten, und an welchem Ruhm und Ehre zu verdienen sei. Dies war sein Ausdruck, und diesen Verdienst war er entschlossen möglichst sich selber zuzueignen; die großen Herrscher sollten erkennen, so sagte er selbst, was sie an ihm für einen Mann hätten, welchen Eifer er einer Sache widme, die vor allem als die ihrige gelten müsse. Bei ihm hatte sich daher auch sogleich die Meinung festgesetzt, der Mörder habe nicht aus eigenem Antrieb allein, sondern auf Anstiften einer weitverzweigten Parthei gehandelt, müsse durchaus Mitschuldige haben, und diese zu entdecken und sich ihrer zu versichern sei die dringendste Aufgabe.

Dieser Meinung war freilich mein österreichischer Kollege nicht, der am ersten Abend mit andern bei mir war, und von mir gefragt, ob er an seinen Hof ebenfalls eine Stafette gesandt, mit größter Seelenruhe antwortete: „Warum nit gar! I hab's nit bericht. Was soll i denn daran berichte? Es ist a Mord, bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte soll?"

Das wußte mein preußischer Kollege in Darmstadt, Herr von Otterstett, damals noch ein guter Freund von mir, denn freilich besser. Als er zuerst das Geschehene vernommen, rief er aus: „In Mannheim? Was der Varnhagen für ein Glück hat, daß dies in *seinem* Bereich geschehen! Was wird er für Berichte machen! Diese Geschichte wird ihn ungeheuer auf seiner Bahn vorschieben. Nun, ich gönn' es ihm!" Er sah ganz richtig, was sich aus der Sache

für Vortheil ziehen ließ, der ihm auch unfehlbar daraus erwachsen wäre. Doch in der Anwendung auf mich stand er im größten Irrthum, wie die Folge nur allzu schnell zeigte.

Von Tag zu Tag gingen neue Mittheilungen ein, Aufschlüsse, Warnungen, Fingerzeige; die badischen Beamten entwickelten die größte Thätigkeit. Polizei und Gericht setzten sich mit den ausländischen Behörden in Verbindung. Berstett schrieb an die fremden Minister, erklärte seine tapfere Gesinnung, er wolle die Rotte der Meuchelmörder ausspüren und vernichten, müßte er auch selber darüber das Opfer ihrer Dolche werden. Daß meine Meldung die frühste war, die man in Berlin empfing, war nicht zu verwundern, da ich eine Stafette gesandt hatte, die den langsamen Posten voreilte. Aber wunderbar genug kam auch nach Wien die erste Nachricht durch mich, nämlich durch meinen Brief an Tettenborn, der sie dem Fürsten Metternich sogleich mittheilte, durch welchen sie an den Kaiser gelangte. Der Eindruck in Wien war nicht so erschütternd und gewaltsam, wie in den Rheingegenden; man sah die Sache aus der Ferne, man war gegen das deutsche Studentenwesen abgesperrt, man fühlte sich nicht unmittelbar bedroht. In den ersten Tagen empfing Gentz einen Drohbrief, ihm sei dasselbe Loos zugedacht, das den Verräther Kotzebue getroffen, der Mordstahl sei gegen ihn schon gezückt; aber Gentz war diesmal klüger als furchtsam, erkannte die Mystifikation, und entdeckte als ihren Urheber den Major d'Aspre, der sich gemüßigt gefunden, das jammervolle Ereigniß gleich zu einem schlechten Scherze zu mißbrauchen. Metternich und Gentz wußten indeß recht gut, was die Sache für eine Bedeutung habe, welch ein Zeichen sie sei, und was daraus in Deutschland gemacht werden könne. In Berlin war der Schrecken allgemeiner und heftiger. Hier wußte man sich auf unsichrem, unterhöhltem Boden, überall sah man altdeutsche Tracht, die Turner und Burschenschafter waren im ganzen Land ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte sie mächtig und furchtbar; was hinderte, fragten die Aengstlichen, daß plötzlich hundert Mörder aufgeboten würden, sobald die

geheimen Obern den Befehl gäben? Die ganze Jugend sei fanatisirt, und unter dem Schein der Frömmigkeit und Tugend zu den schrecklichsten Thaten leicht aufzureizen. Die Größe der Furcht weckte hier den Muth ihr zu begegnen. Der Staatskanzler theilte zwar diese Stimmung und Besorgniß nicht, er lächelte nur, als man auch ihn als bedroht angab; allein er mußte es geschehen lassen, daß die obern und untern Staatsbehörden im Sinne jener Voraussetzungen alle Kräfte anstrengten, um staatsgefährliche Dinge zu entdecken, zu bestrafen. Der Minister von Schuckmann und der Geheimrath von Kamptz fanden hier ein reiches Feld ihrer beflissenen Thätigkeit, sie traten in ernste Gemeinschaft mit Herrn von Berstett, der aber nicht sehr zufrieden war, preußischerseits nicht von höheren Personen angesprochen zu werden, er meinte, nicht nur der Graf von Bernstorff, sondern auch der Staatskanzler, ja der König selbst könnten ihm schreiben, da er doch für sie freiwillig durch seinen Eifer in die größten Gefahren gehe.

Die Frage, ob Sand bei seinem Verbrechen Mitschuldige habe, mußte sich gleich zuerst aufdrängen. Das zweite bei ihm gefundene Papier, besonders die Worte „nach Beschluß der Universität ***", deutete klar auf solche hin; Berstett machte dies auf das heftigste geltend, und versicherte, das Gegentheil sei ganz undenkbar, ja, in Ermanglung andrer Mitschuldigen dürfte man diejenigen dafür halten, welche sie läugneten. Mit diesem Machtspruch war indeß nichts entschieden. Herr von Reden öffnete die Schätze seiner geschichtlichen Gelehrsamkeit, und eine lange Reihe politischer Mörder wurde uns vorgeführt, und bei jedem einzelnen erwogen, ob er für sich allein gehandelt, oder Genossen gehabt. Da fand sich denn, daß Genossen der That öfters vorkamen, Genossen der Berathung und des Entschlusses aber selten, und immer etwas zweifelhaft. Die römischen Jünglinge, mit welchen als seinen Mitverschwornen der ergriffne Mucius Scävola dem Könige Porsenna drohte, wurden für ein erdichtetes Schreckbild erklärt, das den König einschüchtern sollte. Harmodios und Aristogeiton, Charlotte Corday, Stapß hatten keine Mitschuldige, von Chatel, Ravaillac, Damiens waren

sie nicht erwiesen. Ich glaubte schon aus psychologischen Gründen nicht an Mitschuldige, weil eine solche That nur aus einem gewaltsam in sich selber zusammengedrängten Gemüth hervorgehen könne, jede Mittheilung des Vorhabens eine Oeffnung sei, durch welche die zur Ausführung nöthige Kraft geschwächt werde, ja gewissermaßen eine Aufforderung, dem Vorhaben entgegenzutreten, dasselbe zu hindern. Ich widersprach daher der Voraussetzung Berstett's, und legte überhaupt auf jenes Papier Sand's kein großes Gewicht, da eine bestimmte Universität nicht einmal genannt war, eine Verdächtigung Jenas oder Erlangens nicht beabsichtigt sein konnte, die ganze Angabe daher nur den Zweck zu haben schien, den Furchtsamen noch größere Furcht zu machen. Diese Auslegung wurde mir sehr übel genommen, und von manchen Seiten als das Zeichen einer schwachen politischen Gesinnung angesehen.

Inzwischen trafen über Sand, seine Verhältnisse und sein Benehmen, täglich neue Nachrichten ein. Von seinem früheren Leben verlautete nur Vortheilhaftes; den Eltern war er ein guter Sohn gewesen, den Geschwistern ein liebevoller Bruder; sein edler und feuriger Geist hatte mit Eifer und Fleiß den Studien der Theologie obgelegen, dann in baierischen Kriegsdiensten die Waffen gegen Napoleon ergriffen; die Liebe zum deutschen Vaterlande war in ihm leidenschaftlich angeregt, wie in allen Studirenden, besonders in den Bessern, die sich mit ihm zur sogenannten Burschenschaft, einer Verbrüderung, welche bald die meisten deutschen Universitäten umfaßte, vereinigt hatten. Er war fleißig, sittenrein, für alles Hohe begeistert, zur Frömmigkeit gestimmt ohne Andächtelei, überhaupt nicht schwärmerischer, als andere Jünglinge, die mit ihm gleiche Bahn gingen. Seinem eifrigen Wollen aber fehlte die Stütze eines starken Verstandes, eines großen, freien Sinnes, sein Denken war schwach und dürftig, sein Gesichtskreis beschränkt; für seinen unruhigen Trieb zum Handeln und Wirken fand er in sich kein hervorstechendes Talent, das den sprudelnden Kräften zum glücklichen Ausweg gedient hätte. Solch Gemisch von weichen Gefühlen und hohlen Vorstellungen, von überspannten An-

sprüchen und Urtheilslosigkeit, konnte nur zu Verwirrungen und Widerwärtigkeiten führen; daß es zum Verbrechen führte, war die Folge zufälliger Einflüsse, die sich in dem verwahrlosten Gemüth zu Einem starren Gedanken festsetzten. Dieser Gedanke war, Kotzebue sei der Verderber des deutschen Volkes und Kotzebue müsse getödtet werden. Warum er gerade diesen wählte, der nur in äußerst untergeordneter Stellung wirkte, dessen Wirken nur in niedrem Kreise blieb, an dessen Tode dem Vaterland auch nicht das Geringste gelegen war? In ihm war kein Tyrann Hipparchos zu tödten, kein Blutmensch Marat; für seine litterarischen und politischen Sünden Rache zu nehmen, konnte der Kritik und Geschichte ruhig überlassen werden. Aber Sand, so wird richtig geantwortet, hatte keinen andern Gegenstand, nur dieser fiel in den beschränkten Kreis seiner Umschau.

Ein weitläufiges Schreiben, das er vor der Abreise von Jena dort zurückgelassen, giebt seine Stimmungen und Antriebe am besten in seinem eignen Ausdruck zu erkennen, daher lassen wir dasselbe hier in seiner ganzen Ausdehnung folgen. Der Brief ist überschrieben: „An alle die Meinigen", und lautet wie folgt: „Treue, ewig theure Seelen! Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und schwankte, Euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und schneller vorübergehn; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. — Also heraus aus der umschlossenen bangen Brust; hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann. Euch bringt dies Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück! Gesagt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unsers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies ist unstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; dies für uns

der entehrendste Schimpf, wenn all das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuthe wieder erschlafen; wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsere Enkel werden diese Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unsers deutschen Lebens wurde in den letzten zwanzig Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813, mit gottgetrostem Muthe begonnen, das väterliche Haus ist vom Grund aus erschüttert; vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und schön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsere Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menschlichen im deutschen Volke. Warum beugen sich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieser Argen? soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? — Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungeahndet, bis auf's völlige Verderben unsers Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprechwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und stehet dennoch, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz seiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in seinen halbrussischen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen; denn diese russischen Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen; soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein; — so muß er nieder! — Ich spreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erstehen soll, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit und Begeisterung des deutschen Volks erwächst uns

nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht, und für die deutschen Güter, mit Hintansetzung alles Lieben, nur den Tod liebt. Wer soll auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehn? In Angst und bittern Thränen oftmals zum Höchsten gewandt, warte ich schon seit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all meines Gebetes Keiner, und es hat auch jeder so gut wie ich das Recht, auf einen andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer, und erbärmlicher, und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen, und in Rußland seine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht Jeder und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theuere Vaterland geschaffen werden soll? — Also nur muthig daran! auf ihn will ich gottgetrosten Muthes losgehen, (erschrecket nicht), ihn den Schänder und Verführer unsers Volkes, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden, und uns in die Hände der arglistigsten Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne den falschen feigen Schurken, ist dies für mich, wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein strenges Muß geworden. — Möchte ich durch diese Volksrache alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, von woher Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch verrissenen und entwürdigten Staatenbund aus der nahen Gefahr zu erretten; möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten; — Schriften und Reden wirken nicht — nur die That kann

einen; — möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns aufgeregt ist, unterhalten, mehren helfen — so wären — alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deßhalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen bisherigen schönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde. So lebet wohl, Ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und Euere Erwartungen, wie meine Wünsche, sind wohl getäuscht, doch mag dies Eine — Vorbereitung sein und trösten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangten, was sich bei mir zum unverbrüchlichen Grundsatz eingelebt hat. Ihr werdet bei Euch sprechen: «Hat Er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freudigkeit in der Menschengesellschaft kennen gelernt, und schien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben?» Ja dies war, dies that ich. Unter Euerem Schutze, durch Euere unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden. Ihr ließet mich in die Wissenschaft einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens hinaus zu ranken zum Ewigen, und durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wissens zu überschauen, und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um für's Leben selbst geschickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menschen in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dies Leben bestehen, und bei allenfallsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott

helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber sollte mich dieses Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Euere unsägliche Liebe nicht gerade anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unser Aller Streben? So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken, und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben; — und ich wollte nicht sterben?! Und wir, denen die Rettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten nichts dafür thun? — Ob ich Euere Liebe verkenne? Oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubet's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht grade jene Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, sie Euch zu beweisen? Mutter, du wirst sagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich in tausend Sorgen und stetem Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von dir entfernt, und du kennest solche Reden nicht, edle Frau. Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn jetzt Keiner hervortreten wollte für die deutsche Sache, so würdest du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch, ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen, mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan sein. Meine Bestimmung ist diesemnach gegeben. Ob ich noch fünfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in diesen letzten Jahren. Dies ist unsere Bestimmung, daß wir erkennen den

einig wahren Gott, gegen das Böse ankämpfen, und dagegen den Vater mit unserm ganzen Leben preisen. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden; o! daß uns in allem Maaße sein Friede werde! Verlassen auf dem einsamen Wege, den ich wandeln soll, habe ich keine andere Aussicht, als auf ihn, den gnädigen Vater; in ihm fasse ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That männlich zu vollführen. Seinem Schutze, seiner Tröstung, empfehle ich Euch; möge er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebt den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht so sehr auf meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht, und nicht untergehen kann. Dann aber stehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führet Eure Kleinen, denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unsere gewaltigen Berge, und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar im Mittel Deutschlands der Menschheit sich weihen und gelübden. Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüstige Schaar im deutschen Volke, die deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menschheit, dein Abbild auf Erden zu fördern, muthig entschlossen ist. Das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte, drück dir den Speer in's treue Herz hinein — der deutschen Freiheit eine Gasse! — Jena, Anfangs März 1819. Euer in Liebe Euch ewig verbundener Sohn und Bruder und Freund Karl Ludwig Sand."

Außer diesem Briefe, der sich abquält, ein wahnsinniges Unternehmen in ein dürftiges Pathos zu kleiden, hatte Sand noch einige andere geschrieben, die sich in seinem Schreibtische zu Jena fanden, und nach seiner That abgeschickt werden sollten. Einer derselben trug die Ueberschrift: „Der deutschen Burschenschaft in Jena", und lautete folgendermaßen: „Da es unsrer vielgeliebten Burschenschaft leicht mißliche Händel verursachen könnte, da ich wohl auch wissen kann, daß Mehrere unter uns Anstoß an mir nehmen möchten, wenn ich für's Vaterland auf dem Rabensteine sterben sollte, so möchte

ich ihrem allenfallsigen Antrage zuvorkommen, und begehre, noch vor meinem Abgang, aus der Burschenschaft entlassen zu werden. Besoldete Spürhunde unter uns dahier, die unsre geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen ist, nach Weimar, Wien, Petersburg, und wer weiß wohin noch, berichten, mögen auch dieses sogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den Wenigen unter uns *seiner* Art will ich also nichts zu thun haben, ich möchte sie aufspüren und öffentlich anklagen können; aber um so mehr stehe ich in der innigsten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben deutschen Vaterland. Jena, Anfangs März 1819. Karl Sand, vom Fichtelberg." — Ein anderer war an seine persönlichen Freunde gerichtet und hieß: „Meinen Freunden deutschen Sinnes in Jena, zu übergeben durch Ferdinand Asmis. Freunde! Der größte Jammer auf dieser Erde ist unstreitig der, wenn das Heiligste, für welches sich Tausende geopfert haben, gemein zu werden und zu ersterben droht. Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhn, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn empfangen wird. Es ist mir dieses Werk unter allen das Schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben könnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel in's ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segensreich werden. Falle ich, so ist mein letzter Wille zu Euch, daß man bei alle dergleichen Fällen für die Zukunft diejenigen, die die Gaben der Geistesklarheit, der Rede, der handfesten Verwaltung besitzen; diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinsame Sache bereit sein zu können schon bewiesen, die etwa auch schon Ansehen beim Volke erlangt haben, daß man diese dann, so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt stelle, auf daß, wenn das Land frei werden sollte, es nicht an den Bildern fehle, und auch gleich der rechte

vollendete Zustand geschaffen werde, daß die deutsche Welt nicht in Halbheit verknöchere. Kann ich durchkommen, so weiß ich schon, wo ich hinfliehn werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können. Gott sei mit Euch! Jena, am Ende März 1819. Euer deutscher Bruder Karl Ludwig Sand, vom Fichtelberg."

Man erkennt hier den ganzen Menschen, den Unzusammenhang seines Wesens, die Schwäche und Verwirrung seines Denkens, die Anmaßung eines persönlichen Rächerberufs, und den Bestandtheil von Verrücktheit, der in den meisten Fällen solchen Handlungen beigemischt ist, auch wenn Absicht und Mittel überlegter als hier erscheinen.

Aus diesen Briefen ergab sich zur Genüge, daß die Freunde und Genossen, die erst durch jene Blätter seine That erfahren sollten, nicht als Vorherwisser derselben anzusehen waren. Merkwürdig dünkten die Worte, wo er von Durchkommen und einer Zuflucht spricht; er hatte wohl, das sah man, die Möglichkeit sich zu retten bedacht, aber im entscheidenden Augenblicke doch nicht zu fliehen versucht, und auch ergab keine Inzicht, daß er wirklich einen vorausbestimmten Ort im Sinne gehabt. Auch hierin war er wirren Vorstellungen gefolgt, und hatte seine Einbildung für Wahrheit ausgegeben. Was aber am meisten auffiel, und ihm und seiner That einen großen Theil des Heldenschimmers, in welchem die Menge sie sehen wollte, zu rauben drohte, war der Umstand, daß Sand jene Briefe, welche sein Vorhaben deutlich aussprachen, offen in seinem unverschlossenen Schreibtisch zurückgelassen hatte, in seiner Studentenwohnung, die täglich von seinen Wirthsleuten und seinen Freunden betreten werden konnte; wurden aber die Briefe gefunden und gelesen, bevor ihr Inhalt ausgeführt war, so wurde die Ausführung unmöglich, denn Freund wie Feind hätte dann alles aufgeboten um die That zu hindern. Gleichwohl ließ Sand diese Papiere vierzehn Tage lang der Gefahr zufälliger, ja sogar wahrscheinlicher Entdeckung ausgesetzt, denn vierzehn Tage brachte er auf der Reise von Jena nach Mannheim zu, nicht aufgehalten durch äußere Schwierigkeiten und Geldmangel, wie man anfangs geglaubt, sondern durch eigenwilliges Zö-

gern und Verweilen, ohne daß ein für seinen Zweck triftiger Grund dazu vorhanden war. Es schien hiernach sein Entschluß öfters gewankt und bedenklichen Zweifeln Raum gegeben zu haben, man mußte glauben, er habe sein Vorhaben dem Geschick in den Schoß werfen, und ihm weite Gelegenheit öffnen wollen, den Todesstreich zurückzuhalten, unmöglich zu machen. Dem Psychologen dünkt es kein Widerspruch, neben dem unläugbaren Muthe der dazu gehört, den Mordstahl in fremde und eigne Brust zu stoßen, auch Angst und Verzagtheit in derselben Seele als wirksam anzunehmen, wie denn gar oft die kühnsten Verbrechen nicht aus Stärke, sondern aus Schwäche hervorgehen.

Auch die Nachrichten aus Mannheim erweckten keine für Sand günstigen Eindrücke, wiewohl die dortigen Einwohner fortfuhren ihre schwärmerische Theilnahme für ihn zu bezeigen, ihn als einen Heldenjüngling zu preisen, als einen Märtyrer der Sache des Vaterlandes. Seine Wunden waren nicht tödtlich, aber man glaubte, daß das Wundfieber, welches heftig ausbrach, ihn fortraffen würde. Doch seine Wunden heilten, und das Fieber hörte bald auf, er litt nur noch an den Folgen eines Schnittes, den der Wundarzt hatte machen müssen, um dem in die Brusthöhle geflossenen Blut einen Ausgang zu schaffen. Seine That gestand er frei und offen, und rühmte sich derselben. Nur den Versuch, sich selber zu tödten, verwarf er als eine Feigheit, gelobte feierlich, ihn nicht zu erneuern, und folgte pünktlich allen Vorschriften, welche auf seine Erhaltung und Genesung abzweckten. Daß er in der ersten Nacht den Wunsch geäußert, sein Wärter möchte die Geige oder Guitarre spielen, und daß er sich aus der deutschen Geschichte von Kohlrausch die Beschreibung der Schlacht von Sempach vorlesen ließ, gab den Gemüthszustand zu erkennen, der das Bedürfniß fühlte, sich in seiner Aufregung zu bestärken, und dabei die Ansprüche der Eitelkeit nicht vergaß. Diese letztere zeigte sich in ihm überhaupt sehr groß, es war ihm alles daran gelegen, vor der Welt in vortheilhaftem Lichte zu erscheinen, und daß er während der langen Untersuchung niemals Reue bekannte, daß er hartnäckig dabei beharrte, in seinem Rechte gewesen zu sein und

dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben, ist wesentlich aus dieser weltlichen Rücksicht zu erklären, die ihn mühsam in seiner gewählten Unglücksrolle zusammenhielt, und sein Gewissen zum Schweigen brachte.

In späterer Zeit war sein Benehmen ruhig und mild, sein gesittetes, feines Wesen erwarb ihm die Theilnahme und Zuneigung der Personen, die mit ihm verkehrten. Aber neben diesem anständigen äußern Verhalten zeigte sich das Unstäte seines Willens und Urtheils in der Verworrenheit seiner Aussagen, in denen er oft genug nicht klar sein konnte, oft aber auch nicht wollte; er sagte mehrmals geradezu die Unwahrheit, ohne dazu gedrängt zu sein, gestand dies nachher selber mit Reue, die ihn doch nicht gegen die Wiederholung schützte.

Herr von Struve kam von Mannheim zurück, wohin er sich begeben hatte, um russischerseits die amtlichen Papiere Kotzebue's in Verwahrung zu nehmen, und auch über manche Umstände, die theils die Familie des Ermordeten, theils den Mörder betrafen, nähere Kenntniß einzuziehen. Er theilte mir allerlei von dem dort Eingesammelten mit, was jedoch nicht immer probehaltig war, und er nahm es fast übel, daß ich ein Gedicht, welches sich von Kotzebue's Hand geschrieben vorgefunden, nicht als dessen Werk anerkennen wollte; es ergab sich später, daß die Verse ich glaube von Pfeffel waren, und damit mußte freilich ein ganzer Bau von Rührung, den man hatte auf jenem Grund errichten wollen, plötzlich zusammenstürzen. Trotz alles Eifers für Kotzebue den russischen Staatsdiener hatte doch Struve sich der in Mannheim herrschenden Theilnahme für Sand nicht ganz erwehren können, und es wurde von manchen Seiten übel vermerkt, daß er so vieles von ihm erzählte, was nur günstigen Eindruck für ihn zu machen geeignet war. So brachte er auch die Ueberzeugung mit, daß Sand ohne Mitschuldige sei, worüber ihn Berstett so zurechtwies, daß er diese Meinung aufzugeben für rathsam erachtete.

Es war festgesetzt worden, — wie man versicherte, auf dringende Mahnung von Berlin her, — daß die Untersuchung gegen Sand fernerhin mit unverbrüchlichem Geheimniß ge-

führt werden sollte, damit kein Ergebniß derselben früher bekannt würde, als bis die Behörde davon den erschöpfendsten Gebrauch gemacht hätte. Diese Vorschrift, in allen derartigen Fällen üblich, war diesmal nachdrücklichst verschärft worden. Ich selbst mußte bald bemerken, daß mir, ungeachtet meiner Amtseigenschaft und des bestimmten Großherzoglichen Befehls, der fernere Verlauf der Sachen nicht mehr so rückhaltslos mitgetheilt wurde, wie im Anfang, daß Berstett mich nur das wissen ließ, was ihm gerade gut dünkte; ja er gab mir nicht ohne Selbstbefriedigung zu verstehen, er sei jetzt mit den preußischen Ministern, meinen Vorgesetzten, unmittelbar in so vertraulicher Verbindung, daß es meiner Hülfe dabei nicht mehr bedürfe. Hiegegen hatte ich nicht das Geringste einzuwenden, mir war überhaupt die ganze Sache höchst widrig, und ich wünschte gar nicht mit ihr besonders mich zu beschäftigen. Die nah bevorstehende Eröffnung der ersten badischen Ständeversammlung, die man jetzt am wenigsten länger aufschieben wollte, war mir weit wichtiger und angenehmer. Indeß was das Geheimniß betraf, so wurde das sehr schlecht gehalten, und wer etwas genauer wissen wollte, fand leicht die Mittel es zu erfahren, ja sogar Personen, die dergleichen zu wissen gar nicht begehrten, sahen sich unvermuthet von Einzelheiten unterrichtet, die zu verschweigen sie nicht nöthig glaubten. So wußte zum Beispiel Ludwig Robert, der abwechselnd in Karlsruhe und in Mannheim lebte, stets das Neueste und Wichtigste des Gerichtsverfahrens, und pflegte Herrn von Cotta in Stuttgart davon zu benachrichtigen.

Wie sehr man auch nach Mitschuldigen forschte, es wollte nicht gelingen deren aufzufinden. In allen Theilen Deutschlands waren Verhaftungen vorgenommen, strenge Verhöre gehalten worden, die Universitäten, ihre Landsmannschaften und Burschenschaften, bestanden die peinlichsten Quälereien, ungeheure Massen von Briefen und andern Papieren, zum Theil der edelsten und besten Männer der Nation, hatte die Polizei aufgegriffen und durchwühlt, aus den unschuldigsten, oft gröblich mißverstandenen Aeußerungen schwere Staatsverbrechen herausgekünstelt, — man fand manches den Regie-

rungen Unangenehme, ihre Gebrechen Enthüllende, ihre Rache Herausfordernde, aber nicht was man suchte, keinen Mitschuldigen Sand's. Niemand war ungehaltener darüber, als Herr von Berstett. Es sollten und mußten Mitschuldige gefunden, wenigstens vorausgesetzt werden, sonst war die Sache nur eine gewöhnliche Gerichts- und keine Staatsangelegenheit, daher ganz unergiebig. Er ging so weit zu behaupten, hier sei einer der Fälle, wo es erlaubt sein sollte, die Tortur anzuwenden, um den Verbrecher zum Geständniß zu bringen, der jetzt nur des Verhörrichters spotte; die Sicherheit aller Fürsten und Staatsmänner, ja des Gemeinwesens im weitesten Sinne, sei ein so hochwichtiger Gegenstand, daß er eine Abweichung von dem gewöhnlichen Rechtswege wohl rechtfertigen dürfte. Die wenige Zustimmung, welche solche Aeußerungen fanden, der Abscheu, den sie auch bei solchen Personen erweckten, zu deren Vortheil sie gesprochen schienen, ließ sie glücklicherweise ohne Folgen bleiben. Aber noch ein anderer Umstand stellte Herrn von Berstett in ein ungünstiges Licht. Bisher war gesagt worden, man habe bei Sand ein zweites Papier gefunden, das die Worte enthalten: „Todesurtheil an dem Verräther August von Kotzebue vollzogen nach dem Beschluß der Universität ***." Ich hatte dies in meinem Bericht mitangezeigt, als eine mir durch Herrn von Berstett gemachte zuverlässige Angabe. Von diesem Papier hatte ich freilich nicht, wie von dem größern sogenannten Manifest, die Urschrift gesehen, sondern nur eine Abschrift, an deren Aechtheit ich nicht zweifeln durfte. Jetzt aber, in der gerichtlichen Verhandlung, kam jenes Papier nicht mehr vor, die Urschrift war nicht zu den Akten gekommen, aber auch die Abschrift fand sich nicht mehr, und Berstett selbst wollte sich der Sache nicht mehr genau erinnern können. Doch beruhte sie ganz und gar auf seiner Mittheilung. Es entstand daher der Verdacht, jenes Blatt sei eine bloße Erdichtung, hervorgerufen durch das Vorurtheil, es müsse Mitschuldige geben, und durch den Eifer, die Untersuchung gleich hierauf hinzudrängen. Der weimarischen Regierung, welche durch diese Angabe zunächst die Universität Jena bloßgestellt sah, und zu deren Vertretung und Rechtfertigung eigens den

Geheimen Rath von Conta nach Karlsruhe sandte, war das Fehlen jenes Papiers von besonderer Wichtigkeit und im Vortheil Jena's wurde die Sache durch die Zeitungen lebhaft besprochen, ohne jedoch zum letzten Aufschlusse zu gelangen.

Sonderbar, während die große Mehrheit des Volkes, welche für Sand schwärmte, und seine That billigte, wenigstens sie bewunderte, sich des Schreckens der von ihr ausging, laut freute, während diese große Mehrheit überzeugt war, daß er nur aus eignem Antrieb und ohne Mitwissenschaft Anderer gehandelt, wollten die Vornehmen, welche die That verabscheuten und vor ihr erzitterten, sie durchaus als das Werk einer großen, gegen sie Alle gerichteten Verschwörung sehen, die Furcht vergrößerte ihnen in's Ungeheure, was als vereinzelte Erscheinung aufzufassen ihnen Trost und Beruhigung hätte sein müssen! Aber davon wollten sie nichts hören; die Stärke und der Umfang des Verbrechens sollten auch die Stärke und den Umfang der Strafen und Vorkehrungen bestimmen, durch welche sie gesichert zu werden hofften, die Schlauern dachten nebenher noch manchen politischen Vortheil in ihrem Sinn über den Zeitgeist und seine Freiheitsbestrebungen daraus zu gewinnen. Von dieser Furcht angesteckt war auch der Großherzog, und wurde von allen Seiten täglich in dem Glauben bestärkt, daß auch sein Leben in Gefahr schwebe. Eines Tages, da ich ihm ein Schreiben zu überreichen hatte, fand ich ihn in trauriger, gedrückter Stimmung, und nachdem er mir Vorwürfe gemacht, daß er mich so wenig sähe, gerade in dieser Zeit, wo man seiner Freunde so sehr bedürfe, bekannte er mir, daß er sich sehr unglücklich fühle. „Hätte der Kotzebue", sagte er, „doch wo anders gewohnt, als im Badischen! Der Mörder wird durch unsre Gerichte zum Tod verurtheilt, darüber ist gar kein Zweifel, und ich, ich soll dann das Urtheil bestätigen, oder den Thäter begnadigen, beides ist mir entsetzlich. Begnadigen, das geht nicht, und hinrichten lassen, — nicht wahr, lieber Varnhagen, wenn ich das thue, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß auch mir so ein Studentle nächstens Blut läßt?" Der klägliche Ton, in welchem er dies sprach,

rührte mich zum tiefsten Mitleid. Ich bot alles auf, ihn zu überzeugen, daß er persönlich nichts zu fürchten habe, daß er von seinen Unterthanen geliebt sei, daß sie nur Gutes von ihm erwarteten, daß man in ganz Deutschland den Fürsten preise, der eine der freisinnigsten Verfassungen wirklich in's Leben führe. Er sah mich mit zweifelhaften Blicken an, doch als ich fortfuhr, ihm die Gründe zu entwickeln, aus denen Sand's Verbrechen als ein vereinzeltes anzusehen sei, das keine Mitschuldigen habe, da wurden seine Blicke mißtrauisch, und er konnte die Wandlung, die in seinem Innern vorging, nicht verbergen. Der Verdacht, ich wolle ihn nur bethören und sicher machen, stieg in ihm auf; wer weiß welche Keime dazu bereits in sein Gemüth von übelwollenden Händen gelegt waren! Er verwies mir, daß ich anders über diese Sache dächte, als die Behörden in Berlin, dort sei man von dem Dasein einer weitgreifenden Verschwörung überzeugt, und er habe schon Beweise derselben in Händen, er werde sich nicht einschläfern und über die Gefahr täuschen lassen. Ich sah nun, wie es stand; die Furcht konnte ihre eigne Verneinung nicht ertragen! Dieser Fürst war kürzlich, in späten Jahren und wider sein Erwarten, auf den Thron gekommen, er hatte bis dahin die Wirklichkeit klar geschaut, jetzt aber war er schon ganz dem Schicksal verfallen, alles in trübem, gefälschtem Licht und statt der Wahrheit nur Blendwerk zu sehen!

Die vorgefaßte Meinung bekam neue Nahrung durch ein zweites Ereigniß, welches als solches fast noch mehr in Schrecken setzte, als das erste. Von Sand's That gestachelt, hatte ein Apothekerlehrling Löning in Schwalbach sich den nassauischen Präsidenten von Ibell zum Opfer gewählt, ihn mit dem Dolch angefallen und verwundet, aber nicht gefährlich, war darauf entwaffnet und in Gewahrsam gebracht worden, und hier, indem er sich die Adern mit Glasscherben zerschnitten, schnell an Verblutung gestorben. Der erste Eindruck war furchtbar: wenn Sand Nachahmer fand, so waren dafür keine Gränzen zu bestimmen, hundert Jünglinge konnten solchem Wahnsinn folgen, kluge Bösewichter sie benutzen, und Deutschland von einem Vehmgericht heimgesucht werden,

vor dem jeder Redliche schaudern mußte. Doch dieser Eindruck ging schnell vorüber, der Ausgang des zweiten Falles war das Gegentheil des ersten, der Angegriffene war gerettet, der Angreifer sein eignes Opfer, und in größter Eile war alles vorübergegangen und abgethan. Dazu kam, daß der Name Ibell nur in kleinem Kreise und auch hier nicht als solcher bekannt war, der allgemeinen Haß verdient hätte; die Wahl erschien als eine noch größere Verirrung, als die Kotzebue's; an dem Thäter selbst haftete keine Theilnahme, und ohne diese verlor die That ihre Bedeutung. Die anfangs auf's höchste gesteigerte Furcht sank wieder auf ihr früheres Maß herab, und der ganze Vorgang wurde als ein zufälliges Zwischenereigniß bald vergessen.

Auch die Sand'sche Sache trat einigermaßen zurück, indem andere politische Gegenstände sich auf die Bühne drängten, und die öffentliche Aufmerksamkeit stark ansprachen. Von Zeit zu Zeit las man in den Tagesblättern unverbürgte Nachrichten von Sand's Befinden, es hieß, er zehre ab, und man könne nächstens seinen Tod erwarten. Die gute Meinung für ihn erhielt sich, und es fehlte nicht an Bewundrern. „Seine Gemüthsverfassung", hieß es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, „ist ungestört ruhig und heiter, seine Aeußerung von Anfang bis zu Ende sich immer gleich geblieben; man hat seine Ueberzeugung nicht erschüttern, seine Seele zu keiner Reue bewegen können, und doch ist er, wie auch die bekannt gewordenen Briefe beweisen, den Eindrücken der Religion äußerst hingegeben. Wie die Sachen einmal stehen, ist sein baldiger Tod zu wünschen. Sein Verbrechen kann in der menschlichen Gesellschaft nicht vergeben werden, und doch ist dasselbe mit so außerordentlichen Verhältnissen verstrickt, daß der gewöhnliche Gesichtspunkt eines Verbrechens wieder nicht genügen kann. Die That, der Mensch, und die Fügung, sind in diesem Ereigniß wesentlich verschieden. Der Mensch erweckt die wehmüthigste Theilnahme; seine Freunde, seine Landsleute, ja das gesammte Vaterland verliert viel an ihm, wie alle Zeugnisse, seine eignen Schriften, und selbst seine schauderhafte Verirrung beweisen; wahrlich zu den gemeinen gewöhnlichen Menschen ist diese Seele nicht zu rech-

nen! Daß er nur aus sich selber gehandelt, ohne fremden Anreiz, ohne Mitwirken Anderer, ist jetzt außer Zweifel; die weitverbreitete, sorgfältige Untersuchung hat keine Spur eines Komplotts geliefert, und die begierigen Erwartungen französischer und deutscher Ultras in aller Blöße stehen lassen." Besondere Vorliebe für Sand zeigten auch noch immer die Engländer, welche den Rhein bereisten und Baden besuchten; manche vornehme Engländerin erklärte ihn für ihren Helden, vielleicht im Vorgefühl der Wirkung, die ein solcher in ihrem Gesellschaftssaal machen würde!

Sand starb jedoch nicht, sondern siechte halbgenesen weiter, indem auch das Gericht die eigentlich längst erschöpfte Untersuchung fortsetzte. Ich kümmerte mich wenig mehr um die Sache, besonders da auch bald meine Abberufung von Karlsruhe erfolgte, und mich aus allem Zusammenhang mit der badischen Regierung setzte. Wer das Genauere des Prozesses wissen will, möge Häring's Aufsatz lesen; die dortigen Angaben sind freilich sehr geeignet, die bewundernde Theilnahme in ein schmerzliches Mitleid herabzustimmen. Wie Görres noch im Herbst des Jahres 1819 die Sachen ansah, möge der Merkwürdigkeit wegen hier angeführt werden. Er spricht von dem Argwohn, der auf Kotzebue's russischer Sendung ruhte, und fährt dann fort: „Nur allzu sehr wurde dieser Verdacht bestärkt, als Kotzebue, mißbrauchend seinen Auftrag rechtliche Männer hämisch verläumdete, und als die Bosheit sich entdeckt, die Ahndung des Gesetzes nicht gegen den Verläumder sich richtete, sondern was kaum zu glauben, gegen die Verläumdeten, weil sie das Werk der Finsterniß an's Tageslicht gezogen. Noch schärfer wurde die erzürnte Spannung, als die an sich nicht übel gemeinte, später mit schamloser Frechheit als offiziell erklärte Schrift Stourdza's in einer Weise von den Deutschen und ihren Institutionen sprach, die kein Volk von einem Fremden sich bieten lassen darf. Der allgemeine Unwillen über diese Schrift und mehr noch der sichtbare Eindruck, den sie in den höheren Regionen gemacht; die Entrüstung, dasselbe Ausland, dem die Meinung die Vernichtung so mancher Erwartungen längst zuzuschreiben sich gewöhnt, nun auch auf eine so empörende Weise die

Schwäche mißbrauchend, in's Innere eingreifen zu sehen, mußten besonders bei der Jugend, deren Freiheiten, den letzten ärmlichen Rest eines früheren bessern Zustandes, man so freventlich anzutasten gewagt, tiefen Eindruck machen. Unter so viel raschen jungen Leuten, deren ganzes Herz und alles Sinnen und Trachten dem öffentlichen Leben sich zugewendet, mußte beinahe unausbleiblich ein Funken dieser so unvorsichtig angeschürten Feuersbrunst zündend in das Reich dunkler Gewalten, die des Menschen Brust umschließt, herniederfahren, und die Schlafenden aus ihrer Ruhe wecken, daß der höher und höher sich hebende täglich gereizte Grimm endlich übertrat. In Sand mußte der Durchbruch des Damms zuerst geschehen, und das Verderben mußte natürlich den am ersten treffen, der seither am geschäftigsten ihn zu unterwühlen bemüht gewesen. Der Jüngling nahm es über sich, sich selbst den Vollmachtsbrief zur That zu schreiben, und sie mit eigner Hand auszuführen; und weil sein Maß gefüllt war bis zum Rande, und bereit es über sein Haupt auszugießen, wurde der, den er gesucht, in seine Hand gegeben; er selbst aber gab der erzürnten Nemesis das eigne Leben zur Sühne hin, nach alter Lehre, die Blut um Blut gebietet. Wie ein Blitz schlug die That in's Volk; seit den Jahren der Erhebung war nichts mehr geschehen, was es ergriffen hätte; was lange unverständlich nach Verständigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige That war wieder der Punkt geworden, in dem Aller Gedanken sich versammelten; und die Meinung war schnell über das Ereigniß einverstanden; Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, worunter Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes hergeworfen, und erneuerte lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, waren die Resultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgt. Die Meinung hatte ein großes Stufenjahr zurückgelegt, ein tiefer Ernst war über die Zeit gekommen, die seither mehr spielend mit den Ereignissen sich abgegeben." Später sagt er: „Daß die That nicht christlich gewesen, darüber sind sicher Alle mit Steffens einverstanden, aber Gott weckt bisweilen eine heidnische Tugend,

um jene christliche Heuchelei zu strafen, die während sie mit Leichtsinn ungerechte Kriege beschließt, worin Hunderttausende von Menschen fallen, nur dann des Christenthums gedenken will, wann die Flamme, der sie von Ferne mit Vergnügen zugesehen, endlich das eigene Dach ergreift."

In ähnlichem Pathos, nur noch entschiedener zu Gunsten Sand's, sprach sich der Prediger und Professor de Wette in einem Trostschreiben an Sand's Mutter aus, dessen unvorsichtige Verbreitung ihm den plötzlichen Verlust seines Lehramtes an der Universität Berlin und langwierige Verfolgung zuzog, bis er endlich eine neue Stellung in Basel fand. Auch gegen Sand erschienen mehrere Schriften, von Beckedorff, Steffens, Fouqué und Andern, aber diese, indem sie ihn streng verurtheilten, stellten dabei solche Ansichten auf, die der Volkssinn verwarf, und daher machten sie geringen Eindruck.

Um nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen zu müssen, will ich der Zeit vorgreifen, und gleich hier anschließen, was ich noch über Sand mitzutheilen habe. Der Prozeß dauerte noch fort, als ich Karlsruhe im Herbst 1819 verließ, und eine Menge von Untersuchungen und Verfolgungen waren aus ihm hervorgegangen, ohne daß er selber wäre dadurch gefördert worden. Seltsame Gerüchte gingen im Schwange; es hieß, man wolle abwarten, daß Sand an seiner Krankheit sterbe, um der Verlegenheit überhoben zu sein ihn zum Tode zu verurtheilen und hinzurichten; eine andere Meinung war, man werde ihn entschlüpfen lassen. Allein es ist bemerkenswerth, daß bei aller laut für ihn ausgesprochenen Theilnahme kein Versuch durch Gewalt oder List ihn zu befreien sich gezeigt hat; seine Freunde und Bewunderer, und auch er selbst, Augenblicke der Schwäche ausgenommen, in denen die Liebe zum Leben vorherrschte, schienen einverstanden, daß der Tod für ihn wünschenswerth und der richtige Abschluß seiner That sei. Nach langem Zögern, und nach wiederholter Anmahnung von Wien und Berlin, erfolgte erst im folgenden Jahre, den 5. Mai 1820, das gerichtliche Erkenntniß, das ihn zum Tode verurtheilte. Der Großherzog zauderte noch eine Weile mit seiner Bestätigung,

gab diese doch endlich am 17. Mai, und am 20. Mai hatte die Hinrichtung Statt.

Ueber diese, welche in damaligen Blättern vielfach beschrieben worden, mögen aus einem Briefe Ludwig Robert's hier einige Nachrichten folgen, die jedenfalls das Verdienst haben, unmittelbare und durch keinerlei Befangenheit getrübte Zeugnisse zu sein. Er schrieb aus Mannheim an mich unter dem 22. Mai 1820:

„Vorgestern früh halb 6 Uhr fand hier die Hinrichtung Sand's Statt. — Was ich Ihnen darüber schreibe, ist so authentisch, daß Sie es in meinem Namen erzählen können. — Als man ihm das Urtheil ankündigte, vernahm er es freudig. Als man ihn fragte, ob er auch im Stande wäre, den Kopf gerade zu halten und überhaupt genugsam gesund, stand er von seinem Lager auf, ging im Zimmer auf und ab und hielt den Kopf in der Höhe. — Unter mehreren Dingen, die er bei dieser Gerichts-Szene zu Protokoll diktirte, war auch: — daß es seine Eltern lieber sehen müßten, daß er auf dem Schaffotte, als an einer Brustseuche stürbe. — Von nun an durfte in den letzten drei Tagen jederman zu ihm, den er annahm. — Der Regimentsarzt Bloch, der bei ihm war, erzählte mir, daß er ihn im Gespräch mit einem Geistlichen gefunden hätte, worin ganz abstrakt über religiöse und philosophische Gegenstände gesprochen wurde; er war fünf Viertelstunden da, und wußte mir doch nicht viel zu erzählen; außer Sand's Aeußerung, daß Körperschmerz kein und nur Seelenschmerz Schmerz wäre. Alle, die ihn schon früher und dann später sahen, stimmen darin überein, daß er nach empfangenem Todesurtheil heiterer und auch körperlich gesünder war. Das hektische Fieber sank fast auf Null und er aß mit Appetit, con amore, wie sich ein gebildeter Augenzeuge ausdrückte, selbst um 3 Uhr Morgens (am letzten) seine Mehlsuppe. Aus des Oberstlieutenants Holzing's Munde weiß ich folgendes Gespräch: Holzing. Kennen Sie mich denn? Sand. O ja, Sie waren bei meiner Arretirung, trugen aber damals Uniform. Werden Sie auch übermorgen ꝛc.? Holzing. O ja! Ich werde sogar den Zug kommandiren, der Ihren Wagen eskortiren wird. Sand.

Ich danke Ihnen. — Was ist der Tod? Lassen Sie uns einmal ein ruhiges Wort darüber sprechen: Sie haben ihm gewiß schon oft entgegengestanden; ich sehe es an Ihren Dekorationen, Sie sind ihm nahe gewesen. Nun da konnten Sie sterben, da werden Sie vielleicht wieder sterben für eines Andern, für eine Ihnen ganz fremde Idee. Ich sterbe für meine Idee, für das was ich für recht und gut halte. Holzing. Das sind Kantische Floskeln, und Sie hätten bei Zeiten besser gethan, Wasser unter Ihren Wein zu schütten. «Als ich ihm dies sagte, fuhr Holzing im Erzählen fort, schwieg er und die Thränen kamen ihm in die Augen.» — Den Tag vor seiner Hinrichtung ließ sich Sand den Scharfrichter kommen und unterhielt sich anderthalb Stunden lang mit ihm. Es ist bei der Verschwiegenheit des Mannes nicht viel davon in's Publikum gekommen, und die einzelnen Worte, die man gehört hat, sind nicht besonders merkwürdig. Merkwürdiger ist die Verwandlung des kolossalen Mannes, der, seines Amtes gewöhnt, plötzlich weich und unsicher ward; indem, wie er sagte, statt zuzureden und zu trösten, er getröstet und zugesprochen wurde. — Daß die städtische Behörde besorgt und vorsichtig war, ist ihr nicht zu verdenken: vielleicht hat auch der General von Neuenstein (der von Seiten des Großherzogs zur Ankündigung des Urtheils an die verwittwete Frau Großherzogin Stephanie gesendet war, welche gleich die Stadt verließ und noch nicht wieder zurück ist) die gemessenen Befehle dazu mitgebracht. Die ganze Garnison rückte aus. Auf allen Plätzen der Stadt standen schon um 3 Uhr Morgens und blieben dort stehn Massen Fußvolk und Reiterei, Patrouillen in die Straßen und bis zum Heidelberger Thor hinaussendend: denn dicht vor diesem, auf dem immensen Platz, die Kuhweide genannt, war das einfache, nur manneshohe Schaffot errichtet. Dort standen, ich glaube, zwei Bataillone. Im Zeughause waren die Kanonen bereit; jeder Mann hatte zehn Patronen und sein Gewehr geladen. Den Wirthen war anbefohlen, jedes verfängliche Wort der Polizei anzuzeigen. — Die Chaise, worin Sand und der Zuchtmeister (den Sand, weil er von ihm in seiner Krankheit gepflegt wurde, lieb-

gewonnen und sich erbeten hatte) saßen, wurde von einer Schwadron Reiterei vorausreitend und nachfolgend begleitet. Als der Wagen den Hof des Gefängnisses verließ, ward von den dort versammelten Weibern ein lautes Heulen und Schluchzen vernommen. Sand halb liegend (wegen seiner Brust), halb sitzend im Wagen, grüßte freundlich rechts und links die versammelte und weinende Menge. — Es ist nur eine Stimme über sein heiteres, fast verklärtes Ansehen. „Ich ging nur meinem Buben zu liebe hinaus", sagte ein gebildeter Beamte, „und war ängstlich und nahm mir vor ihn gar nicht anzusehen, aber als ich nur die Chaise von weitem und seine große Ruhe sah, ward ich plötzlich so ruhig, daß ich selbst der Hinrichtung hätte mit beiwohnen können." Gegen seinen Muth im Tode ist gar nichts zu sagen, sagen die Offiziere. Und als mein Aufwärter, ein Soldat, von der Expedition zurückkam, sprach er: „Ach, es war doch gar ein zu schöner Mensch und ist so schön gestorben; ich hätte laut heulen mögen." Die Begleitung eines Geistlichen hatte sich Sand verbeten: aber nicht aus Mangel an Religion, — so wollte er, daß man dem Volke sagen solle, — sondern aus Achtung vor dem Stand, der nicht dahin gehöre, wo Blut fließe. Er stieg also, von seinem Wärter und noch einem Knecht gestützt, auf das Gerüst. Hier stand er nun allein, sah sich nach allen Seiten um, dann hob er die Hand in die Höhe, warf ein weißes Tuch kraftvoll zu Boden, hob dann die Hand zum Schwur in die Höhe, sprach darauf einige Worte leise zum Nachrichter, der sich verneigend ihm nahte und setzte sich dann. „Bindet mich nicht zu fest, es schmerzt mich beim Athemholen, — Ich sterbe in der Gnade meines Gottes, — Die Binde tiefer, ich sehe noch" — waren seine letzten Worte. Hierin stimmen alle Berichte überein. Nicht darüber, was er bei obigen Gestikulationen gesprochen habe. Glaubwürdige Zeugen behaupten: Nichts, nicht Ein Wort: andere eben so glaubwürdige, er hätte gesagt: „Ich sterbe für Deutschlands Freiheit, ich schwöre es." Andere behaupten gehört zu haben: „Hier unten ist keine Gnade; mit meinen Feinden sterbe ich versöhnt, meine Freunde lehre ich zu sterben." — Kurz hierüber sind selbst die Augenzeugen nicht

einig, oder wollen auch wohl nicht einig sein. — Die Menge hat sich nach dem Ausspruch Aller, ruhig, still, und — wie nie bei solcher Gelegenheit — anständig betragen. Es waren weniger Menschen versammelt, als man vermuthet hatte; auf Einen Mann konnte man drei Frauen rechnen; genug, aber nicht allzuviel Studenten waren zugegen und nicht die kleinste Unordnung ist vorgefallen. Wohl aber wurden der Stuhl, worauf Sand saß, Haar von ihm, blutige Splitter des Gerüstes, sogleich mit Begierde und Andrang gekauft. Alles war gerührt, erhoben und durch seinen Tod versöhnt. Das Mitleid scheint ansteckend in der Luft gewaltet zu haben; denn obgleich ich keinen Schritt aus meinem Hause that, obgleich ich mit aller Kraft meiner Phantasie mich in die Lage des Großherzogs versetzt hatte, und mir sagen mußte, daß ich an seiner Stelle den Sand nicht begnadigt haben würde, so habe ich doch die ganze Nacht nur zwei Stunden geschlafen, und am Morgen, wider Willen, lang und heftig weinen müssen. Und dasselbe ist Leuten begegnet, die sonst nicht leicht weinen, z. B. eben dem Zuchtmeister, der von der Expedition mit verschwollenen rothgeweinten Augen zurückkehrte. — Nur zwei Menschen habe ich sagen hören, daß seine Fassung erzwungen und sein Benehmen theatralisch gewesen wäre. Ich lasse dahingestellt sein, ob diese beiden Einzigen richtig gesehen haben; aber daß es ihm um ein kraftvolles öffentliches Sterben zu thun war, beweisen folgende Worte von ihm, die authentisch wahr sind. Erstlich: „Wenn mich nur in der ungewohnten Frühkälte beim Herausführen kein Nervenschlag trifft!" und zweitens: „Sollte mein Körper vor Schwäche zittern, so ist es nur der Körper; mein Geist weiß von keiner Furcht." Der Körper wurde in einen Sarg gelegt in derselben Chaise zurückgeführt und Nachts still begraben. Jederman ging wieder an sein gewohntes Geschäft. — Lobenswerth ist die Milde und der Anstand, mit welchen Sand von der Regierung behandelt wurde und die er selbst laut anerkannte. — Er ist gepflegt worden, wie ein Kind im Hause der Eltern. Kein Kutscher wollte ihn hinausfahren, da kaufte die Regierung eigens eine Chaise zu diesem Behuf und ein Bauer fuhr ihn u. s. w. — Das ist

alles, was ich zu sagen weiß, aber dieses wenige ist der strengsten Wahrheit gemäß und kein zweifelhaftes und verfälschtes Gerücht habe ich aufgeschrieben."

Ich sprach meinerseits den ganzen Eindruck der so furchtbaren als jammervollen Geschichte, auf welche die Karlsbader Beschlüsse und vieles andere Unheil folgte, in nachstehenden Worten aus:

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat alles hier sich gestaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Ich kehre zu dem Zeitpunkte zurück, über den ich, um diese traurige Geschichte zum Ende zu führen, so weit hinausgegangen bin. Der erste Schrecken, den die grause Mordthat verbreitete, war sinnverwirrend, eine Bestürzung, wie ich eine ähnliche nur im Jahr 1848 zu Berlin erlebt, als der König von dem Volksaufstande besiegt schien, die Truppen entfernte, und die Farben der Barrikadenfahnen zu den seinigen machte. Doch als das Besinnen allmählig zurückkehrte, war es begleitet von den Gefühlen des Hasses, der Rache, von dem Eifer, alles niederzutreten, was mit solcher That im entferntesten zusammenhing, und wie Sand um der Freiheit zu dienen nicht gescheut hatte Blut zu vergießen, so wollte man auch kein Blut schonen, um in den alten Vorrechten fortan sicher festzusitzen, und sie möglichst zu mehren. Jetzt war von keinem Fortschreiten mehr die Rede, von keiner Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist, von keinen Gewährungen der Volkswünsche, im Gegentheil verhärtete man sich im rohen Streben die Willkürgewalt zu behaupten, die Freiheitsregungen zu unterdrücken, das Heraufbilden des Volkes zur Selbstständigkeit auf alle Weise zu verhindern. Die That Sand's wurde für Deutschland ein Wendepunkt in der Entwickelung seiner innern Verhältnisse zwischen Regierung und Volk, oder sollte es wenigstens werden, gemäß dem Wollen und Trachten der-

jenigen hochgestellten sowohl Fürsten als Minister, die mit überwiegendem Ansehen die Staatssachen leiteten.

Mit welch andern Augen sah man jetzt am Hofe die Verfassung an! Wie beklagte man, sich solch unbequeme und gefahrvolle Last aufgebürdet zu sehen, wie beschuldigte man die unnöthige Freisinnigkeit, welche von Nebenius unter Reizenstein's und Tettenborn's Aufsicht und Billigung hineingearbeitet worden; man klagte diese Männer der strafbaren Uebereilung an. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, selbst für die erste Kammer durch die Verfassung bestimmt, die Preßfreiheit, das Recht der Steuerbewilligung, die Ausdehnung des Stimm- und Wahlrechts, das doch noch lange nicht das erforderte allgemeine war, alles dies erschien wie frevelhaftes Uebermaß, das man trachten müsse, möglichst auf ein geringeres zurückzubringen. Vor kurzem noch hatte man damit geprahlt, und sich vom Auslande dafür recht loben lassen, daß die badische Verfassung unter allen deutschen die freisinnigste sei, daß sie namentlich der baierischen weit voranginge; jetzt rühmte man die hemmenden Beschränkungen, welche auf der letztern lasteten, pries den segensvollen Zustand einer ungehinderten Obergewalt, die zuletzt doch nothwendig als eine landesväterliche gerechte und milde zu denken sei; wie noch kurz vorher in Baiern, in Würtemberg und in Baden selbst gewirthschaftet worden, schien man vergessen zu haben, wie noch jetzt Willkür und Unordnung im benachbarten Hessen-Darmstadt waltete, wollte man nicht sehen. Der Ausdruck konstitutionell war diesen Leuten ein Gräuel, und gleichbedeutend mit jakobinisch und revolutionair. Genug, das große Streben, das seit 1789 über alle Länder sich entzündet hat, bald in dem einen bald in dem andern zu hellen Flammen ausbrach, immer wieder gedämpft, aber niemals vollständig überwunden worden, hingegen auch bis heute noch nicht vollständig gesiegt hat, das Streben zur Freiheit und Selbstständigkeit gegen rohe Gewalt und frechen Stolz, wurde jetzt offen zu heißen Kämpfen herausgefordert, durch die Angriffe der durch Sand's That aufgeschreckten Machthaber, Staatspfründner und Dunkelmänner, und Baden wurde eines der Schlachtfelder, auf denen die Kämpfer einander begegneten.

Zwar so weit ging das Selbstvertrauen und der Muth der Hof- und Adelsparthei keineswegs, daß sie für möglich gehalten hätte, alles was ihr entgegenstand ohne weiteres abzuschaffen, die Verfassung abzuschaffen und nichts oder auch ein schwächeres Gebild an deren Stelle zu setzen, eine solche Verwegenheit hatte sich in keinen dieser Köpfe verirrt; die ungeduldigsten und störrigsten derselben sahen ein, daß alle Fürsten- und Adelsmacht hiezu für jetzt nicht ausreiche, daß man nicht schlechthin umkehren könne, sondern in der Bahn, in die man unglücklicherweise eingegangen, sich fortbewegen müsse, jedoch durch Klugheit und Einverständniß manchen Vortheil gewinnen und in Zukunft völlig siegen könne. Die größte Hoffnung setzte man hiebei auf die Einwirkung der großen Mächte, die ihr Versprechen volksvertretender Verfassungen noch nicht erfüllt hatten, und jetzt weniger als je geneigt schienen, solches zu erfüllen. Die Ermordung Kotzebue's gab den dringenden Anlaß, daß alle deutschen Regierungen sich unter einander und besonders mit Oesterreich und Preußen in thätige Verbindung setzten, und lebhaft über die Tagesfragen beriethen, über die schon vielfach angegriffenen Universitäten, die Presse, die Vereine, die Gränzen ständischer Berechtigung. Hieraus entstand namentlich für Baden die treulose Zweizüngigkeit, daß man auf der einen Seite die Verfassung öffentlich beschwor, ihre Freiheiten verbürgte, und die zugestandenen Volksrechte walten ließ, auf der andern Seite dagegen heimlich über deren Unterdrückung oder Beschränkung mit den gleichgesinnten Regierungen sich verständigte. Der Großherzog wurde hiezu fortgerissen, indem er sich auf Berstett, dessen auswärtiges Ansehen er mit Verwunderung steigen sah, in diesen Sachen ganz verließ, mir aber aus den Verhandlungen, die später zum Kongreß von Karlsbad führten, ein Geheimniß machte, wie denn auch das preußische Kabinet, vielleicht schon damals gegen mich durch hämische Einflüsterungen gewarnt, mir nichts hierüber mittheilte. In andern Beziehungen fuhr er fort, mir das größte Wohlwollen zu bezeigen, und als Erwiederung seines Vertrauens das meinige heftig zu verlangen, er wollte daß ich über alle Sachen und Personen ganz rückhaltlos mit ihm spräche. Auch fragte er

mit gütiger Theilnahme stets nach Tettenborn, was er für Wünsche habe, ob er nicht zur Eröffnung der Stände kommen werde, und es schien, als ob es ihm nicht unlieb sei, in ihm einen Ersatzmann für Berstett immer bereit zu haben, falls dieser sich für allzuwichtig oder gar unentbehrlich halten möchte.

Das Geschrei gegen die Universitäten, schon durch Stourdza's anmaßliche Unbesonnenheit erweckt, hatte sich durch den Schrecken über Kotzebue's Ermordung bis zur Wuth gesteigert. Weil ein Student diese That verübt, weil er der Burschenschaft angehört und sein letzter Aufenthalt Jena gewesen, so sollte das Universitätswesen die Wurzel jenes Verbrechens und alles verwandten Unheils sein. An allen Höfen, in allen vornehmen Kreisen, in allen höchsten Staatsbehörden hallte durch ganz Deutschland diese Anschuldigung nach, wurde mit Heftigkeit die Ausrottung des Uebels gefordert. Oesterreich, das längst keine Lehrfreiheit mehr geduldet, das mit Neid und Sorge die im übrigen Deutschland noch waltende Freiheit der Wissenschaft und ihrer Jünger gesehen, wies auf seine geknechteten hohen Schulen als auf die Muster hin, die jetzt überall nachgeahmt werden sollten. In Preußen rief eine dunkle, am Hof und in der Regierung gefährlich wachsende Parthei heftig nach Maßregeln der Gewalt gegen alle Geistesfreiheit und hoffte ihre verhaßten Gegner, denen sie sonst nicht beikommen konnte, in der Erniedrigung der Universitäten mitzuerniedrigen. Die größte Unvernunft, ja der baare Unsinn wurde laut, alles wurde aufgeboten, die Mächtigen zu schrecken, und zu den strengsten Maßnahmen zu bewegen. Die Universitätslehrer, die Gelehrten überhaupt, die Bekenner freier Wissenschaft erhoben vergebens ihre muthigen Stimmen, sie verhallten in dem tollen Lärm der begünstigten Fanatiker. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wo blinde Leidenschaft sich der Gunst von oben zu erfreuen hat, fehlte es auch diesmal unter den Gelehrten selbst nicht an niedrigen Seelen, welche dem Feinde sich mit ihrer Kenntniß und ihrem Ansehen dienstbar zur Verfügung stellten. Schon

war die Frage über die Universitäten mit ungewöhnlicher Raschheit dem Bundestage überwiesen, und man sah dessen feindlichster Entscheidung entgegen. Da erschien Hemmung, Hülfe gegen dieses drohende Vorschreiten von einer Seite, woher man sie nicht mehr erwartete, aus der Mitte der Fürsten selbst! Der treffliche Großherzog von Weimar, dem freilich vor allen andern der Schutz freier Wissenschaft und Bildung ziemte, und der zunächst seine Landesuniversität zu vertheidigen hatte, widersprach kühn den Verläumdungen und gehässigen Anklagen, an deren Wahrheit zu zweifeln schon ein Verbrechen schien. Der sachsen-weimarische Gesandte reichte der Bundesversammlung einen Vortrag ein, der muthig und geistvoll die Sache der Universitäten und der studirenden Jugend wider die vornehmen rohen Gegner vertheidigte. „Eingedenk dessen" — hieß es darin — „was von deutschen Universitäten geleistet, und in seinen Erfolgen und Gründen längst anerkannt von Deutschen (Schleiermacher, Steffens, Wachler) wie von Nichtdeutschen (Cuvier, Villers) gepriesen worden, werden Seine Königliche Hoheit nie stimmen für Einrichtungen, welche das innere Wesen derselben nothwendig zerstören, sie durch Aufhebung der akademischen Freiheit zu bloßen gelehrten Schulen, Gymnasien u. s. w. umformen! Auch Freiheit der Meinungen und der Lehre muß der Universität verbleiben; im Kampfe der Meinungen soll hier das Wahre gefunden, gegen das Einseitige, gegen das Vertrauen auf Autoritäten, soll hier der Schüler bewahrt, zur Selbstständigkeit soll er erhoben werden." Gegen die Verdächtigung, daß die Studenten im Allgemeinen und insbesondere die Burschenschaft staatsgefährliche Absichten hegten, wurde gesagt: „Beklagen muß man den bösen Willen oder die Unvorsichtigkeit derer, welche eben solche Absichten den Studenten zuerst angedichtet, welche deßhalb mit großer Wichtigkeit gegen sie gesprochen, und vielleicht dadurch den Keim des Uebels unter sie gebracht haben." Den größten Beifall erhielt die bedeutende Stelle, welche den bittern Vorwurf aussprach: „Als die studirende Jugend im Jahr 1813 auf Deutschlands Hochschulen aufstand, als sie eilte theilzunehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes,

da wurde sie mit offenen Armen empfangen, da wurde sie in Schaaren geordnet, da sah man in ihr keine Kinder, sondern werdende Männer. Als sie zurückkehrte aus dem Kampfe, als sie auf Zeichen männlicher Handlungen sich berufen durfte, da konnte ihr nicht sofort das laute, sonst nur dem Manne geziemende Sprechen und Schreiben über die Güter untersagt werden, für welche sie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren, da konnte man nicht sofort diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edeln Begeisterung als Emanzipirte, als Wehrhafte gebraucht hatte." Durch solches Wort, im Namen eines deutschen Fürsten in der Bundesversammlung ausgesprochen, waren die Gegner einen Augenblick auf's Maul geschlagen; aber ihre tückischen Bemühungen setzten sie darum nicht weniger fort, und sollten in den größeren Regierungen bald eine Uebermacht gewinnen, der auch die Fürsten sich beugen mußten.

Die Wahlen für die Ständeversammlung waren inzwischen im ganzen Lande vollzogen worden. Bei der Neuheit und Eile der Sache hatten weder die Regierung noch irgend eine Gegnerschaft derselben die Zeit oder die Geschicklichkeit gehabt, einen berechneten Einfluß auf das Wahlgeschäft auszuüben, seinem natürlichen Verlauf überlassen, war dieses überall ohne Störung, ohne gereizte Leidenschaft oder ränkesüchtiges Treiben ruhig vorgegangen, eigentliche Partheien bestanden noch nicht, aber freilich war die Stimmung des ganzen Landes, wie sie im Zwiespalt bisheriger Regierungsweise und gereifter Volkseinsicht so still als fest sich gebildet hatte, eine hochfreisinnige. Die Wähler, durch fremde Einmischung nicht gestört, zu keinen falschen Richtungen verleitet, hatten mit sichrem Takt so gewählt, daß nur in wenigen Fällen später bemerkt werden konnte, man habe sich über Gesinnung oder Fähigkeit der Gewählten geirrt: für die zweite Kammer, welche im Gegensatze der ersten die demokratische sein mußte, waren ohne Vorurtheil auch Adelige und besonders viele Staatsbeamte gewählt worden, deren Denkart und Karakter man durch ihren Stand und ihr Amtsverhältniß nicht gefährdet wußte. Dabei waren die freien Eigenthümer und Gewerbs-

leute doch an Zahl überwiegend, insonderheit hatten die Bauern ihre angesehensten Vögte gewählt, so daß im Ganzen jede Klasse sich in angemessener Weise vertreten fand. Neben einigen bekannten Namen, unter denen der Liebenstein's, für die zweite Kammer gewählt, und der Rotteck's, für die erste, glänzend vorstrahlten, hörten wir die meisten zum erstenmal und auch die Regierung schien wenig von den Männern zu wissen, die ihr jetzt wichtig werden sollten. Das Volk aber kannte die Seinen sehr gut, und hing an ihnen mit größter Liebe. Vielen Abgeordneten, besonders denen aus Lahr, wurden auf ihrer Durchreise nach Karlsruhe unterwegs die größten Ehren zu Theil, man empfing sie mit Geschützdonner, Triumphbogen, Blumenstreuen, Bürgerwehr rückte in Waffen zu ihrer Begleitung aus. Die Höflinge und Aristokraten schüttelten die Köpfe; das sei doch zu viel, meinten sie; dergleichen komme nur dem Landesherrn zu! Auch den Ministern war bei solchen Dingen nicht wohl zu Muth, der Uebergang aus der unbeschränkten Regierung in die durch Verfassung und Gesetz bedingte, der Volksvertretung verantwortliche, war in den Sachen oft schwierig, für die persönliche Gewöhnung die unbequemste Neuerung. Einer sah mit Mißtrauen auf den andern, wie Schauspieler die sich in neuen Rollen zeigen sollen, und den eignen Erfolg durch das Mißlingen der andern gern erhöht sehen. Berstett hoffte mit einigen vorbereiteten Reden sich leicht abzufinden, und im Uebrigen das den auswärtigen Angelegenheiten überall zugestandene Geheimniß zur Abwehr aller Zudringlichkeit vorzuschützen. Wie es den andern Ministern und Vertretern der Regierung ergehen werde, war ihm ganz gleichgültig. Mit höhnischem Lachen äußerte er gegen mich, als von den künftigen Debatten die Rede war: „Wie der Finanzminister Fischer mit seinem Budget durchkommt, das ist seine Sorge, mich geht's nichts an, wenn er stecken bleibt!" Er gönnte dem bürgerlichen Manne eine Niederlage, die er für sich selber unmöglich glaubte.

Fischer wurde jedoch vom Großherzog noch vor Eröffnung der Kammern in den Freiherrnstand erhoben, was den Bürgerlichen theilweise gefiel, unter den Adeligen dagegen

einige Verstimmung anregte. Berstett, der von der Welt nichts kannte und schätzte, als die vornehmen Kreise, die Wege zur Gunst und Macht, verband sich auf's engste mit den Edelleuten des Landes, deren Ansehen und Vorrechte er herzustellen versprach, und beklagte nur, daß die mediatisirten Standesherren sich zu hoch dünkten, um mit jenen und ihm in völlige Gemeinschaft zu treten; wenn es ihnen in Folge dessen schlecht ginge, so hätten sie niemandem als sich selber die Schuld beizumessen. An einem Adelsedikt, das der Verfassung erläuternd zur Seite stehen und sie bedingen sollte, wurde fleißig und heimlich gearbeitet, eine kleine Junkerparthei nahm das Geschäft ganz in ihre Hände, kein Staatsbeamter, der nicht durch Stand und Gesinnung ihr angehörte, durfte zugezogen werden. Die Freisinnigen achteten des Geredes wenig, das darüber umlief, und meinten, die Junker würden nichts Taugliches aufstellen.

Der baierische Gesandte Graf von Reigersberg war nach Karlsruhe zurückgekehrt, und knüpfte mit mir das freundschaftliche Verhältniß wieder an, welches durch meinen für Baden bezeigten Eifer etwas erkaltet war. Er machte mir von dem Entsetzen, dem Unbehagen und Widerwillen, mit denen die vornehme Welt in München durch die dortigen Ständeverhandlungen erfüllt worden, eine treuherzige Schilderung, und verhehlte nicht, daß alles Streben darauf gerichtet sei, ein so tolles Unwesen, das plötzlich in ihre Mitte geworfen worden, so schnell als möglich wieder los zu werden. Sein Bruder, der baierische Justizminister, war ganz freisinnig und verlangte mit andern verfassungsmäßigen Anordnungen mündliche und öffentliche Rechtspflege. Allein der Gesandte wußte von solchen Dingen wenig, ihm galt nur, was er von allen Seiten gehört hatte. Durch seine Mittheilungen und sein äußeres Ansehen verstärkte er hier die Junkerparthei, die ihrem Wesen nach durch keine Landesgränzen beschränkt war, sondern überall mit ihres Gleichen zusammenhing. Reigersberg theilte mir unbefangen mit, was er in dieser Beziehung erfuhr. Heftiger, aber durch das Uebermaß mehr lächerlich als wirksam, schalt der hannöversche Gesandte von Reden auf alles Verfassungswesen und auf alle

Nichtachtung des Adels. Doch seine Gutmüthigkeit und freundliche Umgangsgewöhnung ließen diese schroffe Denkart im Handeln selten zur vollen Geltung kommen, und im Menschen, den er vor sich hatte, mit dem er verkehrte, vergaß er sogar den Liberalen, den Demokraten. Auch erlebte er in dieser Zeit ein schlagendes Beispiel, wie unsicher der Maßstab sei, der bei Anwendung solcher Namen zu gelten habe. Er selbst erzählte mir in lächelnder Vertraulichkeit, er habe nicht umhin gekonnt, gewisse Artikel aus London in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ihn als ministerfeindliche und freiheitssüchtige empört hätten, seinem erhabenen Vorgesetzten dem Grafen von Münster in London als solche zu bezeichnen, deren Verfasser man erforschen und dafür ansehen müsse. Was jedoch habe Graf Münster geantwortet? Der Verfasser sei ihm wohlbekannt und oft in seinem Hause, nämlich der liebe und wackre deutsche Prediger bei der hannöverschen Gesandtschaft, und in jenen Artikeln sehe man auf englischem Standpunkt nichts Unerlaubtes oder Schlimmes! — Wir bedauerten sehr, den guten Reden so bald verlieren zu sollen, denn er hatte trotz seines Alters und ihm selbst unerwartet eine neue Bestimmung erhalten, nämlich als Gesandter nach Rom zu gehen, wohin er seine Abreise schon vorbereitete. Die gesellige Annehmlichkeit von Karlsruhe wurde durch das Weggehen dieser liebenswürdigen Familie auf's härteste getroffen. — General von Neuenstein kam aus Schweden zurück, und vertraute mir alles, was ihm von Anhängern des alten Herrscherhauses über die dortigen Verhältnisse war zugeflüstert worden; die Hoffnungen der Königin Friederike und ihres Sohnes des Prinzen Gustav schienen aber durch den guten Willen einiger ohnmächtigen Anhänger um nichts besser gestellt!

Um die Mitte des Aprils sahen wir den russischen Gesandten von Anstett aus Frankfurt zum Besuch in Karlsruhe, wo besonders Berstett es an keiner Bemühung fehlen ließ, den Gast auszuzeichnen und zu vergnügen. Er glaubte die Anwesenheit des gefürchteten Staatsmannes benutzen zu können, um beim Großherzog einige Maßregeln durchzusetzen, welche diesem allzu gewagt schienen, Maßregeln der Art, wie

sie später gegen die Presse, die Universitäten, die Volksfreiheit überhaupt, aus den Karlsbader Berathungen hervorgingen. Allein Austett, den schon seine Wohlbeleibtheit als behaglichen Lebemann erkennen ließ, ging auf nichts weniger als auf Wagniß und Kampf aus, er liebte geringe Anstrengung und ruhigen Genuß, er rieth auch hier zur Vorsicht und Mäßigung, und hielt für besser, mit vorhandenen Uebeln sich zu vertragen und einzurichten, als deren völlige Beseitigung durch gewaltsamen Angriff zu versuchen. In den Gesprächen, die ich mit ihm hatte, vernahm ich nichts, was neben seiner äußerlichen Stellung ihm einigen Anspruch auf die Ueberlegenheit hätte geben können, die man ihm beilegte, nichts als einige Gewandtheit im Gebrauche des kleinen Vorrathes der jedesmaligen Redensarten und Stichwörter, die in den Kreisen der Diplomaten und Hofleute für den Augenblick herrschen. Er behauptete steif und fest, es bestehe ein Komplott, aus dem Kotzebue's Ermordung ausgegangen, und daß noch fortwirke, und man habe die Hauptfäden schon entdeckt. Seine Anwesenheit in Karlsruhe dauerte nur ein paar Tage, und außer daß er eine reiche Dose und einen Orden davontrug, war nichts von einem Erfolge derselben zu bemerken.

In außerordentlicher Sendung erschien der sachsen-weimarische Geheime Rath von Conta, nachdem er schon in Frankfurt und Stuttgart sich besonderer Aufträge entledigt hatte, auch in Karlsruhe. Die weimarischen Erklärungen am Bundestage hatten großes Aufsehen und manche Erbitterung erregt, man fragte in gewissen Kreisen, ob denn der Großherzog Karl August, nachdem er die deutschen Schöngeister beschützt, nun der Beschützer der Aufrührer und Meuchelmörder werden wolle? Die Mitschuldigen Sand's wären in Jena, man kenne sie, die Staatsbehörde müsse sie greifen und ausliefern, das deutsche Gemeinwohl fordere das, aber es geschehe nichts, und Sand werde hinsterben, bevor ihm jene vor Augen gestellt worden. Aber die weimarische Regierung hatte gewissenhaft ihre Pflicht gethan, die strengsten Untersuchungen geführt, und lieferte nun die bündigsten Beweise, daß Mitschuldige nicht zu ermitteln seien, und daß auch die Universität Jena nicht verantwortlich sein könne für

die That eines Einzelnen, der zufällig dort, aber auch nicht dort allein, sondern auch in Erlangen studirt habe. Die Mittheilungen, welche Conta hierüber vorlegte, waren überzeugend, aber den Furchtsamen und Fanatikern keineswegs erwünscht. Der Großherzog, der mich in diesen Tagen besuchte, war äußerst verwundert, mich der weimarischen Beurtheilung beistimmen zu hören, man hatte ihn versichert, ich sei ganz entgegengesetzter Meinung, und habe Conta'n deßhalb auch schlecht empfangen. Letzteres war nur insofern wahr, als derselbe sich kalt und fremd bei mir benommen hatte, vielleicht weil auch ihm schon jene falsche Angabe über mich gemacht worden war, vielleicht war ich ihm auch bloß als Preuße schon verdächtig!

Mein Freund Justus von Gruner machte mir um diese Zeit eine verdrießliche Ungelegenheit. Als Gesandter in der Schweiz konnte er die Gewohnheiten seines früher in Berlin und zuletzt in Paris geübten Polizeiberufs nicht los werden. Er hatte sich in die einstige Aufgabe, gegen die Franzosen und namentlich gegen die Bonapartisten polizeiliche Wirksamkeit aufzustellen, gleichsam verbissen, und er glaubte nur zu thun was seines Amtes sei, wenn er in der Schweiz die Gegner der Bourbons unter seine besondere Aufsicht nähme. Daß dabei auch Gegner Bonaparte's, die aber als Freiheitsfreunde den Bourbons nicht minder als dessen Anhänger verhaßt waren, von Paris her mit demselben Namen Bonapartisten belegt und als solche verfolgt wurden, mochte er nicht genug unterscheiden, denn im Grunde des Herzens liebte er die Freiheit, obschon er sie den Franzosen nicht recht gönnte. Genug, er half die Schritte und Verbindungen der in der Schweiz zahlreichen französischen Flüchtlinge und Reisenden überwachen, spürte ihren Umtrieben eifrig nach, und theilte der Pariser geheimen Polizei seine Erforschungen mit. Er glaubte durch seine Späher vortrefflich bedient zu sein, und war es herzlich schlecht. Die Leute, welche sich zu solchem zweideutigen, lichtscheuen Geschäft hergeben, sind immer gewissenlos, und haben stets nur den Zweck, sich wichtig zu machen und reichlich belohnt zu werden; sie betrügen ihre Brotgeber oft aus Dummheit, öfter noch aus Arglist, und

schaden selbst wenn sie es treu meinen schon dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit auf Luftbilder leiten, während das Wirkliche unbeachtet bleibt. Gruner hatte durch einen seiner Kundschafter von einer geheimen Zusammenkunft erfahren, welche die verwittwete Großherzogin Stephanie in der Schweiz mit Eugen Beauharnais, der aus München dazu eingetroffen sei, gehabt haben sollte. Er schrieb mir darüber, und erwartete von mir nähere Angaben. Ich antwortete, daß an der ganzen Sache, soweit sie die Großherzogin betreffe, nicht das Geringste wahr sei; die Großherzogin habe Scheibenhard keinen Tag verlassen, das könne ich und Nahel und andere unbestechliche Personen bezeugen, die wir abwechselnd dort zum Besuch gewesen. Höchst betroffen über diese Verneinung, schrieb mir Gruner darauf die genauere Erzählung des Hergangs, mit Umständen, die schon an sich ziemlich fabelhaft klangen, ihm aber glaubwürdig waren; er wollte das Verdienst, ein solches Geheimniß aufgespürt und die kleine Ueberhebung, in seinem Bereich entdeckt zu haben was ich eigentlich in meinem zuerst hätte entdecken sollen, nicht aufgeben, ja er war genöthigt dasselbe mit allen Kräften zu behaupten. Zum Unglück hatte er seinen vermeintlichen Fund bereits nach Berlin und Paris berichtet, und sich wegen seines Eifers schmeichelhaft beloben lassen. Ich würde der Sache nicht weiter gedacht haben, allein in seiner Empfindlichkeit darüber, daß ich ihm widersprochen, war er weiter gegangen und hatte das Ministerium in Berlin angeregt, von mir bestimmte Auskunft zu fordern, wobei die Andeutung einer mir vorzuwerfenden Versäumniß oder Nachlässigkeit zwischen den Zeilen zu lesen war. Da fand ich mich denn freilich gezwungen, zu meiner Rechtfertigung und sehr wider Willen zu seiner Beschämung unwiderleglich darzuthun, daß er durch falsche Angaben getäuscht worden und die ganze Nachricht in Betreff der Großherzogin Stephanie durchaus falsch sei. Ich konnte mich hiebei noch besonders auf das Zeugniß des regierenden Großherzogs und seiner Minister stützen, denen eine solche Abwesenheit nicht entgangen sein konnte, und denen im Fall sie stattgehabt hätte, gar nicht unlieb gewesen wäre, der Großherzogin daraus einen Fehl zu machen. Auch des fran-

zösischen Gesandten in Karlsruhe, Grafen von Montlezun sorgfältige, mit persönlichen Reisen verbundene Nachforschungen führten auf keine Spur. Gleichwohl behielt man in Berlin große Lust, dem Gesandten, der einmal im Ruf eines gewandten Auskundschafters stand, mehr Glauben zu schenken als mir, bis zuletzt die Richtigkeit meiner Versicherung einleuchtete; ob auch Gruner'n selbst, möcht' ich nicht behaupten! Die ganze Verhandlung verursachte mir viel unangenehme Schreiberei, und zog sich weit in den Sommer hinein; und nur um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen, habe ich hier alles bis zum Schlusse gleich zusammengefaßt.

Die Ständemitglieder waren schon seit einiger Zeit in Karlsruhe versammelt, und harrten der Eröffnung ihrer Berathungen. Der Großherzog hatte sein Staatsministerium neu geordnet, zum Präsidenten der ersten Kammer seinen Halbbruder den Markgrafen Wilhelm und als zweiten den Fürsten von Fürstenberg, den Freiherrn von Wessenberg als katholischen und den Kirchenrath Hebel als protestantischen Prälaten, dann einige seiner angesehensten Hof- und Staatsdiener, wie er verfassungsmäßig befugt war, zu Mitgliedern ernannt; gegen die letztern wäre manches einzuwenden gewesen, allein da sie der hier ersten Erforderniß entsprachen, das Vertrauen des Großherzogs zu haben, so wurde kein Tadel laut. Bekannt war auch, daß unter großen Schwierigkeiten und Mühen endlich ein weitläufiges Edikt über die standes- und grundherrlichen Rechtsverhältnisse ausgearbeitet worden, dessen näherer Inhalt aber noch ein Geheimniß blieb. Die stillen Vorberathungen der Mitglieder der zweiten Kammer hatten die beste Stimmung, die freundlichste Einigkeit und Mäßigung an den Tag gelegt; unter den Mitgliedern der ersten Kammer war einige Spaltung merkbar, doch weil hier nicht das Uebergewicht lag, so schien sie unerheblich.

Die Eröffnung der Ständeversammlung erfolgte nach allerlei Aufschub endlich am 22. April mit ernster Feierlichkeit. Beide Kammern waren in dem für die Sitzungen der zweiten eingerichteten Saal auf dem Schloß vereinigt. Der Großherzog fuhr unter Geschützesdonner und Glockengeläute vor, wurde im Saale mit begeistertem Hoch empfangen, bestieg den Thron, und hielt seine Rede, die er gut auswendig wußte und mit warmer Innigkeit und edler Würde vortrug. Sie machte den besten Eindruck sowohl auf die Abgeordneten, als auf das gemischte Publikum der dichtbesetzten Zuhörerbühnen. Man durfte von dem Fürsten, der so zu seinen Ständen in dem Tone der ehrlichsten Aufrichtigkeit sprach, die schönsten Hoffnungen fassen. Die Ständemitglieder leisteten hierauf den Verfassungseid, in welchem das Versprechen, nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Bestes, ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen, nach innerer Ueberzeugung zu berathen, dem Ganzen gleich im Beginn die volksthümliche Richtung vorschrieb, der doch nicht alle Gesinnungen entsprachen, doch auch die entschiedensten Aristokraten konnten den so gestellten Eid nicht verweigern. Nachdem noch Berstett eine Rede vorgetragen, deren Inhalt wenig Aufmerksamkeit erregte, doch in der guten Stimmung freundlich hingenommen wurde, trennte sich die Versammlung. Alle Ständemitglieder speisten Mittags beim Großherzog, und Abends war freies Schauspiel, wo ihnen Ehrenplätze vorbehalten waren. Die Abgeordneten und dann auch der Großherzog wurden von der gedrängten harrenden Menge mit dem feurigsten Zuruf begrüßt.

So weit war alles vortrefflich. Aber schon am nächsten Morgen trat eine merkliche Verstimmung ein. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Kammern, an demselben Tage, fast in derselben Stunde, war das längst erwartete Adelsedikt erschienen und ausgetheilt worden, dessen weitläufigen Inhalt aber sogleich durchzulesen kaum jemand Muße fand. Der nächste Morgen gab diese, und man fand mit Erstaunen, daß durch ein solches Edikt, welches der Verfassung in wesentlichen Punkten widersprach, ohne den Beirath der Stände gegeben war, gleichsam als ob ihnen hierüber kein

Recht zuständе. Allerdings hatte Berstett gemeint, ihre Befugniß in diesem Fall zu umgehen, und that sich nicht wenig auf den Kunstgriff zu gut, das vom 16. April, also vor der Zusammenkunft der Stände datirte Edikt an diesem Tage einzuschwärzen, der die Regierung im höchsten Glanze der Volksbeglückung erscheinen ließ, und mit jubelndem Dank erfüllt war. Allein die List war zu jämmerlich um jemanden zu täuschen, und wurde im Gegentheil als Beleidigung empfunden. Zudem war der Inhalt des Ediktes so mißfällig, so voll arger Verstöße gegen die bis dahin geltenden Bestimmungen, und die Abfassung so plump und abgeschmackt, daß die schonendste Kritik dem Machwerke den Stab brechen mußte. Die Abgeordneten waren empört, daß man ihnen solche Stumpfheit zugetraut, sie würden dergleichen ruhig gelten lassen. Man hörte die entschlossensten, die schärfsten Aeußerungen, die ganze Stadt theilte den Unwillen, am Hofe selbst machte der Tadel solchen Eindruck, daß manche Stimmen ihn zu wiederholen wagten. Der Großherzog, betroffen und beunruhigt über ein so rasches Umschlagen, wollte seinen guten Namen nicht einbüßen, und hatte nichts eiliger zu thun, als zu erklären, das Adelsedikt sei nicht von ihm ausgegangen, er habe vielen Punkten widersprochen, aber zuletzt in gutem Glauben dem Rathe seiner Minister nachgegeben. Er sagte hierin die Wahrheit, denn die Vorrechte, welche er, zum Theil doch auf seine Kosten, den Adeligen zugestehen oder erweitern sollte, waren keineswegs nach seinem Sinn, er hatte nur dem schroffen Andringen Berstett's, der die Sache als staatsklug und nothwendig vorstellte, sich gefügt. Auch der Minister von Fischer verläugnete jeden Antheil, und betheuerte widersprochen zu haben. Die Redlichkeit des Großherzogs wurde nicht bezweifelt, allein das Vertrauen in seine Selbstständigkeit begann zu wanken, und man fürchtete, der ersten sichtbaren Schwäche würden bald andere folgen.

Berstett war gleich am ersten Tage zu der Erkenntniß gelangt, daß er bei den Ständeverhandlungen nicht die Hauptperson sein und der Landtag sich von ihm nicht werde nach Belieben leiten lassen. Am zweiten Tage, durch die Wirkung seines Adelsedikts, war er den Ständen schon als entschie-

dener Feind gegenübergestellt. Das Fehlschlagen seiner Erwartungen war ihm ganz unbegreiflich, er sah nicht nur seinen Ehrgeiz und Stolz aufs tiefste gekränkt, sondern auch besondre Hoffnungen, die er schmeichlerisch genährt, so gut wie vernichtet; er hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, diese erste Ständeversammlung müsse die unter seiner Ministerschaft für Baden erlangten großen Ergebnisse, die Sicherung des Landbestandes und der Erbfolge, das Verleihen der Verfassung und endlich die wirkliche Eröffnung der Stände, durch eine ihm zu gewährende Dotation belohnen. Zu diesem Zwecke war alles vorbereitet, der Großherzog nicht ungünstig gestimmt, die Kollegen zur Mitwirkung bereit, der Antrag sollte durch einen Abgeordneten geschehen, die Bewilligung durch einstimmigen Zuruf erfolgen, es galt nur den richtigen Zeitpunkt auszuersehen und die beste Gelegenheit. Das alles war nun dahin, verscherzt durch ein falsches, verunglücktes Unternehmen. Von diesem Tage an war Berstett der entschiedenste Feind der Ständeversammlung, die er im Ganzen und Einzelnen auf alle Weise herabzusetzen, lächerlich und verächtlich zu machen, in jeder Beziehung zu verunglimpfen und zu verdächtigen strebte. Dies übte er besonders auch im diplomatischen Kreise, daheim und an fremden Höfen, und war dabei stets eines verstärkten Wiederhalles sicher, der ihm zurückkehrte, und den er dann aufs neue für seinen Zweck gebrauchte. Die Stimmung der Höfe, der Diplomaten, der vornehmen Adeligen war überall bereitwillig genug, es bedurfte keiner großen Mühe, ihre gemeinsame Feindseligkeit vorzugsweise hieher zu leiten, wo ihr freilich der aufreizendste Stoff reichlich geboten wurde. Unter solchem gleich anfänglich erweckten Haß, Unglimpf, Bitterkeit und Verläumdung mußten die badischen Stände heranwachsen, sich in ihren Beruf einarbeiten und ihr junges Leben durchbringen!

Die Abgeordneten ließen sich diese Feindseligkeit, die fürerst auch nicht offen hervortrat, sondern nur im Dunkeln thätig war, wenig anfechten, und gingen frisch an ihr Werk.

Gleich der Entwurf einer Geschäftsordnung, den die Regierung den Kammern vorlegen ließ, und der in seinen meisten Bestimmungen zweckmäßig erschien, gab einen sichern Leitfaden für den Gang der Verhandlungen, die durch Liebenstein durch eine Rede mit Kraft und Sachkenntniß eröffnet wurden; das feste Auftreten ohne Schwanken und Herumtappen gleich in die Mitte der Sachen, ließ erkennen, mit wem man es zu thun habe. Liebenstein galt für den Mirabeau der Versammlung, und in der That fehlte ihm nur ein größerer Schauplatz, um die Vergleichung zu rechtfertigen. Was er im Großen hätte leisten können, hat das Geschick ihm nur im Kleinen zu zeigen erlaubt, wie so manchem unserer besten Deutschen. Der Mann verdient als eine der hervorragendsten Erscheinungen, eine etwas ausführliche Schilderung, die ich nicht besser geben kann, als daß ich eine gleich damals entworfene hier aufnehme.

„Liebenstein's Name war in und außer Baden rühmlichst bekannt, noch ehe die Ständeversammlung zusammentrat; die allgemeine Aufmerksamkeit und Erwartung hatte sich vorzüglich auf ihn gerichtet, als auf einen Mann, der alle Eigenschaften, um in solcher Versammlung hervorzuragen, in hohem Grade vereinigte. Die öffentliche Stimmung sprach sich in ganz Baden so laut für ihn aus, daß gleich zu Anfang der Wahlen versichert wurde, jeder Wahlbezirk im Lande würde ihn allererst als Abgeordneten für die zweite Kammer genannt haben, wenn nicht bekannt gewesen wäre, daß sein Geburtsort Emmendingen ihn zum Volksvertreter schon bestimmt ausersehen habe. Sein Beruf, wie er sich früher laut angekündigt, hat sich auf's beste bewährt; er war gleichsam die Seele einer Versammlung, die selber als eine der ausgezeichnetsten und würdigsten dasteht."

„Liebenstein ist im Jahre 1781 geboren, also gegenwärtig in der vollen Kraft des Lebensalters; von starkem Körper, kraftvollem Ausdruck, in welchem Rüstigkeit und Behagen verbunden sind; sein Blick ist frei und lebhaft, seine Haltung fest und sicher; die ganze Erscheinung unläugbar bedeutend. Sein Ansehen erinnert alsbald an einen Kriegsmann, wie ihn die Vorzüge dieses auf Muth und Persön-

lichkeit gegründeten Standes in höheren Befehlshaberstellen oft karakteristisch ausgebildet zeigen. Diese Vergleichung dürfte vielleicht tief in das Innere zu verfolgen sein; wir haben gehört, daß Liebenstein nur durch zufällige Umstände von der Laufbahn der Waffen, zu welcher die stärkste Neigung und die bedeutende Aufforderung des Generals Moreau ihn riefen, abgehalten worden; seine Schrift über stehende Heere zeigt, mit welchem Erfolg er diese Richtung wenigstens für die Betrachtung festgehalten, und sein Werk über den Feldzug von 1812 in Rußland, wie geistvoll und treffend seine Darstellung und sein Urtheil die höchsten Aufgaben des Faches zu behandeln weiß."

„Erhebung zu hohen Standpunkten und freie Umsicht in erweiterten Gesichtskreisen ist bei dieser Richtung natürlich; umfassende Geschichtsblicke über die Zeitereignisse, Ablehnung jeder Art von Vorurtheilen und Eingehen in die edelste und freisinnigste Bahn des Zeitgeistes, mußten in nothwendiger Entwickelung folgen. Liebenstein, obwohl Edelmann, Beamter und Einwohner eines mittlern deutschen Staates, hat durch keine dieser Schranken sich in der Freiheit der Ansicht und Bildung hemmen lassen, die ein freier Bürger und Staatsmann des umfassendsten Vaterlandes nur besitzen möchte. Gründliche wissenschaftliche Kenntnisse, auf entfernten Universitäten vervollkommnet, haben der natürlichen Anlage und Neigung nur vermehrte Kraft und Festigkeit ertheilen können."

„Diese Eigenschaften würden an und für sich ungemein schätzenswerth sein, aber damit sie recht in das Leben wirken, bedarf es einer seltenen Beikraft, die sie von dem Allgemeinen gehörig auf das Besondere zurückruft, eines ächten praktischen Sinnes und Talents, das jedem Gegebenen mit richtigem Maße sich anschließt, Begriffe und Leben im Gleichgewicht hält, und die Wirklichkeit durch höhere Gedanken stets beseelt, aber nie unter ihnen verliert. Dies praktische Talent hat Liebenstein in hohem Grade; der lebendige Sinn für das, was vor ihm liegt, das sichere Urtheil über die Behandlung, die das Vorliegende nach seinem Maße fordert, hat ihn nie verlassen, und wir könnten darüber weitere

Beobachtungen mittheilen, wenn diese hier unserm Zweck entsprächen."

„Mit hellem und klarem Verstande, leichter Vorstellungsgabe und scharfsinniger Fassungskraft ausgerüstet, mußte ein Karakter, der in sich selber befestigt und durch nichts irr zu machen ist, in der Ständeversammlung auf Personen und Sachen sehr bedeutenden Einfluß haben, gesucht oder ungesucht, gern oder ungern gewährt. Dieser Einfluß war ungemein gesteigert durch das Vertrauen und die Zuneigung, welche die Versammlung ihm eifrig entgegenbrachte. Ueber kleinliche Leidenschaft erhaben, ohne selbstsüchtigen Eifer, ruhig und gelassen die Dinge erwartend, suchte Liebenstein keinen künstlichen Anhang, bemühte sich um keine Gunst, mißgönnte keine von Andern erlangte Ehre und Erfolg, und ließ sich nur von dem höheren Ehrgeiz leiten, der in der Sache selbst und in deren Gedeihen Ruhm und Befriedigung findet. Aber offene Gutmüthigkeit, lebensfrohe Gesinnung und heitrer Umgang, angenehm in Ernst und Witz, hatten ihm einen größeren Anhang verschafft, als irgend ein Partheistreben vermocht hätte; mit diesem Anhange, der sich im Volke ebenfalls gebildet hatte, stand er in selbstständiger Kraft und doch mit zahlreicher Unterstützung in wahrhaft ausgezeichneter Stellung!"

„Große Mäßigung und Ruhe hat er in den Verhandlungen bewiesen; strenge Besonnenheit hat seinem lebhaften Feuer oft die Gestalt der überlegten Kälte aufgedrungen, dem aufwallenden Gefühl mag bisweilen aber auch verständige Absicht den freieren Ausbruch gewähren. Er hat Widerspruch mit würdiger Fassung zu ertragen und zu behandeln gewußt, den Streit immer auf die Sache zu führen bemüht, wohl in dieser die Person bisweilen mittreffend, allein nie die letztere allein bezielend. Schicklichkeit und Anstand sind bei einem Manne von so reifer Bildung ohnehin schon Gewohnheit."

„Liebenstein war schon längst als Redner bekannt; seine Reden zur Feier des 18. Oktobers auf dem Schutterlindenberge bei Lahr haben diesem Siegesfeste mit Eifer die Bedeutung zu verlängern gesucht, die er späterhin doch als schon

sehr davon gewichen eingestanden hat! Wie in diesen Reden Kühnheit und Gewandtheit vorherrschen, so zeigt sich in den ständischen hauptsächlich Wahrheit und Kraft. Seine Beredsamkeit geht mehr auf das Richtige und Treffende, als auf Anmuth und Schmuck; sie wendet sich mehr an Verstand und Einsicht, als an Herz und Empfindung. Dies gilt von dem Vortrage wie von dem Inhalt; klare und helle Stimme, reine Aussprache, gemessener Strom der Rede, sichere Sprachgewalt und glücklicher Wortgebrauch, aber dabei mehr tüchtig als warm, mehr einschärfend als anschmiegend! Die Leichtigkeit des Auffassens und Unterscheidens giebt seiner freien Rede großen Vortheil, in unvorbereiteter, wechselnder Diskussion behauptet er sich festen Fußes mit großer Stärke, ja gerade in dieser Art Rede dürfte sich die ganze Fülle seines Talents am vortheilhaftesten zu erkennen geben, wenn einmal ein Stoff und eine Versammlung durch Wichtigkeit und Umfang auf solche Weise die ganze Hingebung der Persönlichkeit anfordern sollten."

„Wir haben, das ergiebt sich wohl, nicht blos einen Volksvertreter, sondern einen Geschäftsmann und Staatsmann geschildert, fähig, den größten Angelegenheiten vorzustehen."

Einer der ersten Beschlüsse der zweiten Kammer betraf das Adelsedikt, welches als ein Versuch, den Rechten der Stände vorzugreifen angesehen, und demnach eine Kommission zu dessen Prüfung ernannt wurde. Die Gegner schrieen sogleich, die Kammer überschreite ihre Befugnisse, das Edikt beruhe auf völkerrechtlichen Verpflichtungen, auf einem Artikel der deutschen Bundesakte, dessen Erfüllung weder die Regierung noch die Stände verweigern könnten. Allein diese scheinsamen Behauptungen wurden siegreich zurückgewiesen, nicht die Erfüllung jenes Artikels wollten die Stände hindern, wohl aber die Art seiner Erfüllung untersuchen. Sie ging weit über die Forderungen der Bundesakte hinaus, und dasselbe Ministerium, welches ein Jahr vorher in Frankfurt erklären ließ, Baden habe durch ein damaliges Edikt jener Pflicht genügt, konnte unmöglich jetzt auftreten und sagen, es erfülle sie erst durch das jetzige. Die Kammer faßte ihren

Beruf und ihre Aufgabe gleich von Anfang mit Sicherheit und verfolgte ihren Weg mit ruhiger Kraft. Außer den Entwürfen, welche die Regierung an die Kammer brachte, über Gemeindeverfassung, Zollordnung und andere Gegenstände, ging eine Reihe der wichtigsten und nothwendigsten Anträge von den Abgeordneten selbst aus, über Handelsfreiheit, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Geschwornengerichte, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Beschränkung des Wildstandes, Preßfreiheit, Abschaffung der Frohnden und Zehnten, der Leibeigenschaft, Verbesserung des Wahlgesetzes und andere mehr, in deren rascher Folge und scharfer Fassung die Kundigen den frischen Geist und richtigen Sinn, die in der Kammer herrschten, die reife Einsicht und den offnen Muth der Abgeordneten erkannten, während die Gegner in ihrer Urtheilslosigkeit und Zagniß über diese Fülle von Anträgen vollends den Kopf verloren. Die Art, wie diese Gegenstände bearbeitet, vorgetragen und erledigt wurden, mit Maß und Ordnung, in den vorgeschriebenen Formen, gab das beste Zeugniß für den ausgezeichneten Karakter der ganzen Kammer; sie entwickelte in ihren Debatten eben so viel Einsicht und Kenntniß als Talent und Geist, machte nie den leisesten Versuch über ihre Schranken hinauszugehen, und behauptete stets die kräftigste und würdevollste Haltung. Obgleich sehr entgegengesetzte Ansichten und Meinungen an den Tag kamen, so bildete sich doch kein Partheigeist, sondern sehr oft faßte die nach geführtem Streite leicht wieder einig gewordene Gesammtheit, und in den andern Fällen meist die überwiegendste Mehrheit der Stimmen die endgültigen Beschlüsse. Von den Mitgliedern, die sich durch Anträge und Theilnahme an den Debatten besonders auszeichneten, sind nach Liebenstein hauptsächlich zu nennen die Herren Deimling, von Lotzbeck, Völker — sämmtlich von Lahr — Buhl, von Gleichenstein, von Städel, Knapp, Winter von Karlsruhe, Winter von Heidelberg, Duttlinger, Kern, Föhrenbach, Hüber, Zingler, von Clavel und Andere, deren Namen mir nicht sogleich einfallen. Die ganze Kammer, aus 63 Mitgliedern bestehend, bekannte sich mit geringen Ausnahmen, zu den Grundsätzen des Freisinns, der Ordnung und Mäßigung, des gesetzlichen

Fortschritts, entfernt von wilder Neuerungssucht, wie von den Vorurtheilen und Neigungen dunkler Vergangenheit. Was die Gabe der Rede, insbesondere des freien Vortrags betrifft, welche in unsrer Zeit wieder, wie bei den Alten, als das eigentliche Talent des Staatsmannes erscheint, das alle andere Talente desselben hält und bewegt, so mußten mehrere Abgeordnete als wahrhafte Redner anerkannt werden, andere versprachen eine baldige Entwickelung und Gewöhnung zu diesem Beruf. Die feste, sichere Kraft und ruhige Klarheit, mit denen oft von unstudirten aber praktischen Männern gerade auf die Sache gegangen und deren Wesen schlicht und derb ausgesprochen wurde, machten einen Eindruck, den man mit dem einer zierlichen Wohlredenheit nicht hätte vertauschen mögen.

In der ersten Kammer waren freilich andere Bestandtheile, der Geist im Ganzen schwach, die Gesinnung lau, die meisten Mitglieder gehörten zu den bevorrechteten Klassen, konnten sich der alten Vorurtheile nicht entschlagen, in das neue Verhältniß nicht finden. An Talenten hatte diese Richtung wenig aufzuweisen, und wo sich ein Schimmer davon zeigte, in den Freiherren von Falkenstein, von Baden, und von Türkheim, dem Fürsten von Fürstenberg, war auch ein Anflug von Freisinn merkbar, es schien als wenn dieser das Maß auch des Verstandes und sonstiger Begabung sei! Wahrhaft bedeutend, hohen Geistes und großer Begabung war einzig der Professor von Rotteck, der Abgeordnete der Universität Freiburg, der als solcher, einer Bestimmung der Verfassung gemäß, in der ersten Kammer seinen Sitz hatte. Hier war er eigentlich nicht an seinem Platz, er hätte der zweiten angehören müssen, unter seinen Freunden und Genossen, in der ersten stand er ganz allein, völlig vereinsamt unter Gegnern, die seiner nicht würdig waren, ein verlorener Sendbote unter störrigen Heiden. Auch von ihm sei hier eine frühere Schilderung eingefügt.

„Wenn man die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in tiefere Untersuchung zieht, so findet man bald, daß diejenigen,

welche äußerlich am meisten mit den Staatssachen zu thun haben, oft am wenigsten darin wirken; und daß im Grunde auch die ausgezeichnetern Staatsmänner, wenn sie nichts als dieses sind, einem geistigen Einflusse nachfolgen, dessen Quelle sie oft weit entfernt sind zu ahnen. Die Erforschung der Wahrheit, die Erweiterung der Erkenntniß, und die wissenschaftliche Gestaltung derselben, bilden eine ganz andere, stillere, durchdringendere Kraft, als die zwar glänzende aber vorübergehende, die mit einem Feldherrnstab oder Ministerialdiplom verbunden werden kann. Größerer Männer zu geschweigen, sei hier nur an Luther einerseits, andrerseits an den Verein französischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts erinnert, an deren Wirkungen die der Staatsmänner nicht hinanreichen. Ja, man muß bekennen, daß alle Thätigkeit, alle Absicht und alles Treiben der Staatsmänner nur in dem Grade wahrhaft wirkt und eingreift, als es von jenen geistigen Kräften beseelt, mit ihnen einstimmig und auf sie gegründet ist. Mag man tausendmal die Wissenschaft dem Leben entgegenstellen, die Theorie der Praxis, den Gelehrten dem Weltmanne, tausendmal hebt der Lebenszusammenhang und das Wesen der Dinge diesen Gegensatz wieder auf! Die Geschichte zeigt, daß alle Regungen des Staatslebens, die nicht bloß über die Oberfläche hinschwebten, sondern dauernde Erscheinungen bildeten, in tieferen Wahrheiten und Erkenntnissen gegründet waren, daher ihre Kraft nahmen und unwiderstehlich wurden. Die Geschichte zeigt ebenfalls, daß solche Wahrheiten und Erkenntnisse, wenn sie einmal in die Geister eingedrungen sind, niemals sich wieder ohne Wirkung verlieren, sondern unwiderstehlich in das Leben hervorbrechen. Für das Heil menschlicher Angelegenheiten, wie sie sich im Staate darstellen, dürfte demnach am glücklichsten sein, wenn, nach dem Spruche eines alten Weisen, die Pfleger der Wahrheit und Wissenschaft zugleich Staatsmänner, oder die Staatsmänner zugleich Gelehrte wären. Es hat in unserm Vaterlande an Beispielen beider Art niemals ganz gefehlt; möge ihm in dieser Zeit, wo mehr als je der Verein aller seiner Kräfte ihm nöthig scheint, die Zahl entgegengesetzter Fälle nicht verderblich werden!"

„Rotteck ist aus jenen Gebieten der wissenschaftlichen Tiefe und gelehrten Kraft als eine der edelsten Erscheinungen in das öffentliche Staatsleben eingetreten. Er hat die strengere Denkart und den Reichthum der Kenntnisse nicht nur als Grundlage seines Wirkens in das neue Gebiet übertragen, sondern mit eigenem Geiste und glücklichem Talent auch die wissenschaftliche Behandlung darin fortgesetzt, ohne daß die treffende Anwendung und Wirksamkeit für den Augenblick, die auf diesem Gebiete mit Recht verlangt werden, jemals gefehlt hätten; ein ausgezeichnetes hohes Verdienst, das nur durch den seltenen Verein vorzüglicher Eigenschaften möglich war, die Rotteck's Freunde längst in ihm geschätzt und geliebt haben! Es ist hier nicht der Ort, Rotteck als Denker und als Gelehrten an seinen Platz zu stellen, es genügt, ihn anzuerkennen auf dem Standpunkte, den er neben unsern schärfsten Philosophen und Geschichtskundigen einnimmt."

„Gleich zu Anfang der Ständeversammlungen gab Rotteck eine Schrift: «Ideen über Landstände», heraus; der reiche Inhalt dieses geistvollen Werkchens ist für lange Reihen Jahre den gesammten deutschen Vaterlandsfreunden ein gründlicher Stoff der Betrachtung, und darum für den einzelnen Augenblick nicht weniger bedeutend. Bald darauf begann Rotteck das landständische Archiv, eine Zeitschrift, welche neben allgemeinen Aufsätzen und einzelnen Vorträgen besonders auch eine fortlaufende Uebersicht der badischen Verhandlungen liefert. Durch dieses Archiv hat er abermals ein heilsames Fortwirken richtiger Grundsätze und reiner Gesinnungen auf weit hinaus begründet."

„Von größter Bedeutung war aber Rotteck's persönliche Theilnahme an den ständischen Arbeiten selbst. Die ungewöhnliche Kraft eines wissenschaftlichen Geistes, dessen Strenge und Sicherheit oft an Fichte erinnern konnte, machte einen besondern Eindruck, und zog die Blicke zu einer Höhe, die nicht jedem bequem sein konnte, aber eben deßhalb Ehrfurcht gebot, und manche widerwärtige Verhandlungen und Aeußerungen vielleicht mehr verhindert und niedergeschlagen hat, als es die ausgesuchteste Beredsamkeit vermocht haben würde.

Zu wissen, daß ein solcher Kopf zugegen, ist eine der stärksten Abmahnungen von seichtem Gerede. Rotteck hat meisterhafte Vorträge über die wichtigsten Gegenstände gehalten, über Frohnden, Zehnten, über das Adelsedikt, über Sittengerichte; nicht weniger vortrefflich waren die Entwickelungen seiner Anträge wegen Herstellung der Studirfreiheit und wegen der katholischen Kirchenverhältnisse, Gegenstände, welche er sehr richtig und geziemend für seine besondere Aufmerksamkeit erwählt hatte. Zwar wurde von manchen Seiten seinen Ansichten widersprochen, und in den Beschlüssen häufig seine Meinung bedingt; allein sein Einfluß war darum noch immer in allem wohlthätig fühlbar, und in Betracht dessen, was ohne ihn geworden wäre, unberechenbar!"

„Rotteck stand in der Ständeversammlung als das Muster eines edlen Mannes da, dem Vernunft und Wahrheit über alles geht, und der ihr Reich auch nur durch sie selber befördern will. Keine Leidenschaft, keine Gehässigkeit, keine Neigung und keine Rücksicht störten sein Benehmen. Von sanfter, durch viele körperliche Leiden noch mehr zur Güte gestimmten Gemüthsart, von bescheidener und freundlicher Haltung, edelgebildet in Sitte, und fein und mild im Umgange, hat Rotteck selbst den Gegnern, die von seinen Gründen im Innersten getroffen wurden, kein Gegenstand persönlicher Feindschaft werden können; wenn irgend ein Haß auf ihm lastet, so ist es seine Denkart, die ihn verschuldet."

„Sein Vortrag ist ruhig und würdig, bisweilen blühend, doch meistens einfach, die Gabe der freien Rede, welche er in vorzüglichem Grade besitzt, dient ihm nur zur Erweckung der Einsicht, zur Aufhellung und Fassung der Sache; geisthelle Strahlen des feinsten Witzes und der heitersten Laune entwickeln sich ihm fast unwillkürlich bei der leisesten geselligen Berührung, aber mit sittlicher Kraft und gebildeter Einsicht weiß er dieses sonst so anspornende Vermögen unterzuordnen, und von seinen strengen Erörterungen abzuweisen. Er wendet seine höheren Mittel nicht zum Erfolge des Augenblicks an, aber die Verhältnisse und Umstände des Augenblicks weiß er darum nicht minder für den höheren Zweck zu beachten und zu benutzen."

Der Abgeordnete der Universität Heidelberg, Professor Thibaut, berühmt als geistvoller und beredter Rechtslehrer, und gepriesen wegen seiner im Jahre 1814 erschienenen Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches, gegen welche Savigny mit unpraktischer Gelehrsamkeit aufgetreten war, zeigte weder das Talent noch den Willen, die man ihm zugetraut hatte. Seine Aufgabe schien ihm fremd und verdrießlich, er sehnte sich nach seiner Lehrkanzel zurück, und als er später doch zu wichtigen Arbeiten und Vorträgen veranlaßt wurde, sah man den klugen Weltmann, der sich hin und her wandte, es mit keiner Parthei verderben, schließlich aber vor allem mit der Regierung gut stehen wollte. Der Witz und Humor, die er gelegentlich spielen ließ, machten seine üble Rolle nicht besser; weder in noch außer der Kammer gewann er Achtung und Vertrauen.

Der edle Wessenberg, hochachtbar im Gebiete seiner kirchlichen Wirksamkeit, durch seine Kämpfe gegen Rom allen Freisinnigen theuer, besaß alle Eigenschaften, die man in unsrer Zeit einem höhern Geistlichen der katholischen Kirche wünschen kann, milden versöhnlichen Sinn, warmen Religionseifer, aufgeklärte Denkart, gelehrte Kenntnisse, Bildung und Erfahrung der großen Welt. Allein er war kein politischer Karakter, und die standhafte Entschiedenheit, die er gegen die römische Kurie bewiesen hatte, verließ ihn auf dem Felde seiner neuen Thätigkeit; die Freisinnigen hatten an ihm keine Stütze, die Gegner eben so wenig, und als er in irrgehendem Eifer seinen frommen Antrag machte, Sittengerichte für das Volk einzuführen, erlitt er in der Kammer und in der öffentlichen Meinung eine völlige Niederlage. Auch sein protestantischer Kollege, der zum Prälaten erhobene Kirchenrath Hebel, entsprach den Erwartungen, die man von ihm gehegt, in keiner Weise. Der liebenswürdige allemannische Dichter, der volksthümliche rheinländische Erzähler, verschwanden in dem unbeholfenen, zaghaften Kammermitgliede völlig, und nur die tiefe Demuth blieb sichtbar, die noch immer, wie einst in seiner Knabenzeit, in jedem Nebensitzenden einen vornehmen Herrn verehrte, bei dem seine Mutter ihm zurief: „Zieh's Käpple!" — Aus diesen Beispielen Wessenberg's und Hebel's

glaubte man den Beweis entnehmen zu dürfen, daß Geistliche im Allgemeinen wenig geeignet seien an politischen Körperschaften theilzunehmen. — Obschon die Sitzungen auch dieser ersten Kammer, zum großen Bedauern der meisten Mitglieder, auch öffentlich waren, so fanden sich doch selten viele Zuhörer ein, und es gab hier wenig Trieb und Leben.

Zu den für die Verhandlungen ernannten Regierungskommissairen gehörten sämmtliche Minister und einige andere Staatsbeamte, unter diesen die Geheimen Referendaire Nebenius, Winter und Böckh. Nur die drei letztern waren von Bedeutung, sie trugen allein die Last der Debatten, aus denen die Exzellenzen, als sie sahen, wie viel Arbeit und wenig Ehre für sie hier zu holen sei, sich bald zurückzogen.

Nebenius war seit längerer Zeit in höheren Staatsarbeiten beschäftigt, und ausgezeichnet durch Kenntnisse und praktisches Talent, so wie durch die fleckenloseste Rechtschaffenheit, hatte er, besonders in der Finanzverwaltung, die in den letzten Jahren an der traurigsten Zerrüttung litt, sich sehr verdient gemacht. Im Stillen war dies auch anerkannt, aber keineswegs öffentlich, und seine Amtsverhältnisse blieben untergeordnete. Ja, man hatte es dem trefflichen Reizenstein sehr verdacht, und Berstett es ihm zur Schuld angerechnet, daß er seinen letzten Einfluß beim verstorbenen Großherzog dazu verwendet hatte, Nebenius und Winter außer der Reihe zu Geheimen Referendairen zu erheben. Beide erhielten jetzt durch die Kammern Gelegenheit, öffentlich darzuthun, was sie waren, und da sie später sogar Minister wurden, so haben sie die von Reizenstein ihnen angediehene Bevorzugung glänzend gerechtfertigt. Nebenius befand sich als Regierungskommissair in einer der schwierigsten Stellungen. Als verpflichteter Sachwalter und Vertheidiger der Regierung mußte er fast überall, wo nicht er und seine Freunde die Vorlagen selbst bereitet hatten, und nicht nach eigner Einsicht verfahren konnten, sehr im Nachtheil sein und mit der Kammer in Widerstreit gerathen. Hiebei wußte er mit großer Festigkeit

so viel Mäßigung und Bescheidenheit zu verbinden, daß er in der Achtung der Abgeordneten nur stieg und ihr Vertrauen nicht verlor. Wie oft es auch vorkam, daß er sich zurechtweisend gegen einzelne Abgeordnete und selbst gegen die ganze Kammer erheben mußte, so geschah es doch immer in den Formen des Anstands und der Schicklichkeit, die nur einer edlen Bildung eigen sind. Seine Vorträge waren licht und klar, offen und freimüthig, ohne redneriſchen Prunk; dem Sinne der Vorgesetzten würde er durch rechthaberische Wortfülle und leidenschaftliches Gezänk besser entsprochen haben, allein er ging nicht auf Beifall aus, sondern das wahre Staatswohl und das Wesen der Sache fest im Auge haltend, blieb er streng in der Bahn, die ihm dadurch vorgeschrieben war. Von seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit werden schöne Beispiele erzählt. Er hatte das ganze Vermögen der Königin von Schweden zu verwalten und kam dabei mit dem Hause Rothschild in Geschäftsverbindung; hier zeigte man ihm, wie er unter der Hand ohne Unredlichkeit gewisse Nebengewinne mit Rothschild theilen könne, und machte ihm die lockendsten Anerbietungen; seine Antwort war, daß er das Haus Rothschild zwang, auch seinerseits auf jene Vortheile zu verzichten und sie der Königin zuzurechnen. Ihm war auch die Verhandlung mit den Spielpächtern zu Baden übertragen, und es war herkömmlich, daß diese, außer den beträchtlichen Abgaben an den Staat, sehr ansehnliche Summen solchen Personen zahlten, an deren Gunst ihnen gelegen war; sogar ein frommer Minister bezog aus dieser Quelle ein hübsches Jahrgeld! Nebenius wies nicht nur für sich jedes Geschenk unwillig zurück, sondern erklärte den erstaunten Pächtern auch, ihre Sache sei abgeschlossen, und sie bedürften keiner weitern Gunst.

Ich hatte von Nebenius oft gehört, aber seine Bekanntschaft zu machen nie Gelegenheit gehabt. Nachdem er eben in der Kammer trefflich gesprochen, sagte ich zu einem auf der Zuhörerbühne neben mir sitzenden Hofmann, es sei doch seltsam, ich sei drei Jahre hier, und habe den ausgezeichneten Mann bis jetzt nie gesehen, warum man ihn in keiner Gesellschaft finde? Ich wußte die Sache recht gut, weil er bür-

gerlichen Standes war, aber ich fragte mit Fleiß! „O er hat faſt immer zu arbeiten!“ hieß es mit Verlegenheit. — Aber bei beſonderen Anläſſen, fuhr ich fort, könnte er doch erſcheinen! jedoch man ſieht ihn nirgends, bei keinem Miniſter, bei keinem Geſandten. — „Doch, bei Herrn von Reden hat er einmal zu Mittag gegeſſen.“ — Ei, bei Herrn von Reden einmal zu Mittag? Wie kam das? — „Nebenius hatte eine ſehr gute Schrift über engliſche Finanzen drucken laſſen.“ — Und da wollte Herr von Reden ihm eine Ehre anthun? — „Ja wohl, es kam ein vornehmer Engländer hieher, der hatte die Schrift in London geleſen und verlangte durchaus den Mann kennen zu lernen, da ließ ihn Herr von Reden zu Mittag laden.“ — Und dann war's gut und vorbei? — „Ja, der Engländer war gleich weiter gereiſt.“ — So ſchimpfliche Verhältniſſe herrſchten damals noch in der kleinen Reſidenz, ſchimpflich für die Vornehmen, nicht für die Bürgerlichen!

Eben ſo wenig war mir Winter vor Augen gekommen. Er lebte noch zurückgezogener als Nebenius, mit dem er in gleichem Rufe ſtrenger Rechtſchaffenheit und bewährter Geſchäftseinſicht ſtand. Dem badiſchen Hauſe mit innigſter Treue zugethan, und bei freiſinniger Denkart ein eifriger Fürſtenfreund und Königlichgeſinnter, wie er ſelbſt ſich genannt hat, fand er ſich wider Willen durch die Sache ſelbſt, der er anhing, auf die Seite der Oppoſition gedrängt. In ſeinen Anſichten und Aeußerungen war viel von der Strenge und Herbheit, die das Bewußtſein nichts für ſich zu wollen, dem tüchtigen Manne zu verleihen pflegt. Sein williges Anſchließen an beſtehende Ordnung und Gewalt würde ihn unter andern Umſtänden zum gefährlichſten Gegner der Kammermehrheit gemacht haben, jetzt mußte er ſeinen Grundſätzen gemäß der Gegner der Miniſter ſein, weil dieſe dem Fürſtenhauſe Schaden brachten. Gerade dieſer ſtrenge Mann konnte freilich ſpäter am leichteſten ſich in neue Umſtände fügen, mit Verſtett Miniſter ſein und deſſen Thorheit und Hoffahrt entſchuldigen!

Berstett und sein Anhang, die Höflinge und Junker, sahen mit Schrecken und Grimm die feste Haltung und das muthige, gemessene Vorschreiten der Volksvertretung. Die gehäuften Anträge, die öffentlichen Zustände im Geiste der Verfassung zu bessern, erregten sie zu dem heftigsten Geschrei, es drohe die gewaltsamste Ueberstürzung; als ihnen bewiesen wurde, dies alles liege in der Verfassung begründet, werde von ihr gefordert, klagten sie dieses Werk selber an; sie hatten nie geahndet, daß so viele treibende Keime darin steckten, so mächtige Folgerungen daraus gezogen werden könnten! Nebenius wurde beschuldigt, dies alles mit absichtlicher Klugheit hineingearbeitet und zugleich verhüllt zu haben, — jetzt aber mit Winter und Böckh diesem Unwesen gegen die Regierung, deren Kommissaire sie doch seien, offenbar Vorschub zu thun!

Ich muß dem Großherzog die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in dieser ersten Zeit noch keine solche Feindseligkeit gegen die Stände zeigte. Etwas Opposition war ihm schon recht, er würde sie ja selbst ausgeübt haben, wäre ihm früher dazu solche Gelegenheit gegeben worden. Sie traf auch nur die Minister, und nur wenig den ihm vertrauten Fischer, der sich mit den Ständen gut verhalten wollte; daß Berstett leidenschaftlich, übereilt und maßlos verfahre, hatte er selbst schon gerügt. Die meisten der gemachten Anträge berührten ihn gar nicht, die Gegenstände derselben waren ihm zum Theil unbekannt und daher gleichgültig. Hingegen schmeichelte es ihm, daß seine Stände bewundert und gepriesen wurden; er sah seine eigne Popularität, die ihm der größte Schutz war, mit der der Stände ganz verschmolzen. In diesem Sinne sprach er zu mir, und was ich ihm erwiederte, wollte gewiß nicht seine gute Meinung schwächen. Seine Auffassungen aber waren oft seltsam, und die Art wie er sie äußerte bisweilen so naiv, daß man sie nicht ohne Verlegenheit anhören konnte. „Wie würde es wohl mit den Ständen gegangen sein", fragte er lächelnd, „wenn mein Neffe Karl am Leben geblieben wäre? Daran muß ich oft denken und kann mir's gar nicht recht vorstellen. Die Großherzogin Stephanie hätte wohl mit den Abgeordneten schöngethan und

einige gewonnen, aber der Großherzog würde ſich eingeſchloſſen und keinen geſprochen haben. Und ich! Was würd' ich für eine Rolle geſpielt haben? Ganz die vom Herzog von Orleans! Alle Unzufriedenen hätten zu mir gehalten." Ich dachte dieſes Bekenntniß zu mildern, und ſagte, daß dem Throne nahſtehende Prinzen an die Spitze der Oppoſition getreten, wäre ſchon öfter vorgekommen, nur nicht in ſo feindliche, wie jener Herzog; eher ließe ſich das Beiſpiel der engliſchen Prinzen anführen, die wenigſtens nicht alle Schranken durchbrochen hätten. Doch er fiel mir in die Rede: „Für euch Gelehrte mag das gut ſein, aber was weiß ich von den engliſchen Prinzen! vom Herzog von Orleans hab' ich von Jugend auf gehört, ich bleibe bei dem, der wär' mein Vorbild geweſen." Anderemale ſprach er wiederholt und nicht ohne einen Schimmer von Schadenfreude die Beſorgniß aus, die Stände würden ſeinen Miniſtern beim Budget übel mitſpielen; ihm ſelbſt, wiſſe er wohl, würden ſie ſeine Zivilliſte nicht verkürzen, aber er ſei doch begierig zu ſehen, ob ſie der alten Markgräfin und der verwittweten Großherzogin ihre übermäßigen Einnahmen laſſen würden? Er ſei dabei ſehr gleichgültig, die Sache ginge ihn nichts an, und ſie möchten thun was ſie für ihre Pflicht hielten; „Nur an's Militair wünſch' ich nicht, daß ſie mir kommen!" fügte er nachdrücklich hinzu, und gab damit zu erkennen, daß er weniger das Ganze des Staats als einzelne Theile deſſelben im Auge habe. Mit Erörterungen und Schlußfolgen war nichts bei ihm auszurichten, er lachte nur dazu mit pfiffiger Miene, als wolle man ihm etwas weißmachen, was aber nicht gelingen werde! Deſto leichter war durch mittelbare Einflüſterungen auf ihn zu wirken; argliſtige Ränke und ehrgeizige Abſichten konnten hier gutes Spiel haben! — Von verſchiedenen Seiten wurde ſichtlich daran gearbeitet, dem Großherzog ſelbſt und den Mitgliedern des Hauſes das Ständeweſen überhaupt und insbeſondere die jetzigen Stände auf's ſchlimmſte zu verdächtigen und zu verleiden. Dem Markgrafen Wilhelm, der in Familienangelegenheiten eine Reiſe nach St. Petersburg antrat, wurden ſowohl für dieſen Ort als für Berlin dergleichen mitzutheilende Eindrücke reichlich mitgegeben!

Während diese Sachen ihren Verlauf hatten, ergab sich in unserm Karlsruher Leben manches Zwischenereigniß, dessen ich gedenken muß. Wir empfingen den Besuch eines Mannes, von dem ich in früherer Zeit oft mit der Spannung, die Jugendeindrücken eigen ist, hatte reden hören. Es war d'Alton, der einst in Weimarischen und Berlinischen Lebenskreisen eine bedeutende Erscheinung gewesen, dann lange Zeit seinen Freunden verschwunden war, und jetzt aus Spanien zurückkam, wohin er gereist war, um urweltliche Versteinerungen in Augenschein zu nehmen, denn er war ein sinniger Naturforscher, außerdem aber auch ein geschickter Mahler und gelehrter Kunstkenner, und mit beiden Eigenschaften die dritte eines trefflichen Reiters und Pferdekenners verbindend, hatte er ein Prachtwerk über die Naturgeschichte des Pferdes herausgegeben. Jetzt war er von der preußischen Regierung als Professor der Kunstgeschichte an die Universität Bonn berufen, welches uns herzlich freute. Rahel kannte ihn aus früherer Zeit, ich sah ihn zum erstenmal. Er war von mittlerer Größe, gedrungenen Gliedern, rasch und gewandt in seinen Bewegungen, feurige kluge Augen verstärkten den Ausdruck dessen was er geistvoll sprach, eine Fülle von weißen Locken, die früher als er selbst gealtert hatten, fiel ihm auf die Schultern herab. Seine Herkunft war ein Geheimniß, man errieth einen österreichischen Ursprung, doch nur der Herzog von Weimar, der ihn liebte und schätzte, und dem er vertraute, soll das Nähere gewußt und mit verschwiegen haben. In früheren Zeiten flossen ihm ansehnliche Unterstützungen zu, doch war er sehr oft und zuletzt ganz auf seine eignen Hülfsmittel angewiesen. In Berlin hatte er den Professor Markus Herz und dessen schöne Frau gekannt, die gräfliche Familie Finkenstein, den Baumeister Genelli, die Töchter Moses Mendelssohn's, von denen die ältere, später Gattin Friedrich Schlegel's, in dem Helden ihres Romans „Florentin", von dem nur der erste Theil erschienen ist, d'Alton zu schildern versucht hat. Diesen ausgezeichneten Mann sprechen zu hören war das größte Vergnügen; er kannte die Welt, er hatte sie mit den Augen des Naturkundigen und des Künstlers angesehen, aber auch als Menschenkenner war er

bedeutend, er wußte auf den ersten Blick wen er vor sich hatte, durchschaute schnell die Verhältnisse, wußte sich ihnen gemäß zu benehmen. Von Goethe, von Herder und Schiller, überhaupt von dem Leben in Weimar, wußte er tausend Geschichten und Züge, die uns erfreuten und belehrten. Höchst anziehend waren auch seine Berichte über Spanien, er machte uns die lebendigste Schilderung des dortigen Zustandes, und als neun Monate später der Truppenaufstand unter Quiroga und Riego ausbrach und eine völlige Revolution herbeiführte, mußten wir uns mit Staunen erinnern, daß d'Alton diese Ereignisse fast buchstäblich vorausgesagt hatte. Nur wenige Tage sahen wir ihn, er setzte seine Reise nach Berlin fort.

Eine andere flüchtige Erscheinung war Oken. Er war von Jena gekommen, und wollte sich die politische Bewegung in Würtemberg und Baden ansehen, doch als jenaischer Professor und Herausgeber der Isis war er den jetzt besonders aufmerksamen Behörden übel empfohlen, er sah seine Schritte beobachtet, glaubte sich schlimmen Verwicklungen ausgesetzt, und war wie auf der Flucht. Da ich ihm ein paar Beiträge für die Isis geliefert hatte, so dachte er mich, als eine Ausnahme unter den Diplomaten ohne Gefahr besuchen zu können. Er trat bei mir ein wie ein Flüchtling, eilig und schüchtern, nannte seinen Namen und sah mich forschend an, ob ich etwa durch ihn verlegen würde; da er den Boden fest und gut fand, so begann er mit dunkler Gluth seine politischen Meinungen auszuströmen, und es folgten zwischen uns lebhafte Erörterungen. Rahel war dazugekommen, und ihre Aussprüche, wiewohl den seinigen oft ganz entgegengesetzt, gefielen ihm sehr. Ueber Ständewesen und Volksvertretung hatte er die absonderlichsten Ansichten, er steigerte seine Forderungen auf's höchste, verwarf die badische wie die bevorstehende würtembergische Verfassung, spottete unsrer Hoffnungen auf diese traurigen Behelfe. Der deutsche Radikale konnte nicht schärfer ausgeprägt sein; in dem Freiheitsfreunde zugleich die entschiedenste Gewaltslust, die Menschen müßten zur Freiheit gezwungen werden, behauptete er, die Widerspenstigen wenigstens aus dem Lande gejagt, sonst könne nichts Gescheidtes zu Stande kommen. Die Erfahrungen späterer

Zeit würden seine Meinung mächtig bestärkt haben, die uns damals höchst übertrieben dünken mußte. Seine Leidenschaft hatte etwas Schmerzliches, Wehmüthiges, das zu den strengen Worten nicht recht stimmte. Indem ich mehr mit seinen Gedanken beschäftigt war, hatte Rahel den ganzen Menschen mehr in's Auge gefaßt, und plötzlich, als ginge ihr ein Licht auf, unterbrach sie das Gespräch, und ließ Erfrischungen hereinbringen. Jetzt erst sah ich, daß Oken ganz erschöpft war, begierig griff er nach dem dargebotenen Trunk, und kaum hatte er ihn genossen, so dankte er mit Inbrunst für die scharfblickende Theilnahme, die ihm, wie er sagte, das Leben gerettet habe! Denn er gestand, einer Ohnmacht nahe gewesen zu sein, und gefühlt zu haben, daß er hinsinken werde. Er war Tag und Nacht gereist, hatte starke Fußwanderungen ausgeführt, und wenig Nahrung genossen. Nachdem er sich etwas erquickt und erheitert, und wiederholt gedankt, sprach er in munterem Tone weiter, lachte über seine vorigen Reden, und suchte mit guter Laune zu beweisen, daß sein Verfahren in der Isis, über welches ein so furchtbares Geschrei erhoben worden, eigentlich ganz harmlos gewesen. „Sehen Sie", sagte er, „wenn ich noch so gründlich bewiesen hätte, daß gewisse Professoren oder Minister dummes Zeug gemacht, darnach hätte kein Hahn gekräht; da ich aber zu ihren Namen kleine Eselsköpfe habe beidrucken lassen, das hat gewirkt, das hat jeder gleich verstanden, und die Kerls sind unschädlich geworden!" Wir sprachen von Sand und Kotzebue, und wie bethört jener gewesen, diesen zum Opfer auszuersehen, der doch gar keine politische Bedeutung gehabt, da besann sich Oken einen Augenblick, und sagte dann entschieden: „Ich bin doch der Meinung, er ist gerade der rechte gewesen, kein Anderer war dazu so geeignet; ich wüßte wirklich nicht, wen ich ihm substituiren sollte!" Seltsam war es, daß derselbe Mann, der fremde Persönlichkeiten so scharf und schonungslos behandelte, in die größte Empfindlichkeit und ängstlichste Verlegenheit gerieth, wenn die seinige berührt wurde. Ueber seinen Namen, seine Religion, seine Verhältnisse befragt zu werden, sah er wie eine Beleidigung an, und verbat es sich ernstlich. Wir hörten später, daß er um seines Namens und

seiner Religion willen unsägliche Leiden ausgestanden, daher beide gewechselt, den erstern aus Okenfuß in Oken verwandelt habe, und hierüber durchaus nicht Rede stehen wolle. Der seltsame Kauz, der im Grunde mehr zu bedauern als zu schelten war, verließ uns bald wieder, denn er wollte keine Nacht länger in Karlsruhe zubringen. Wie wir ihn viele Jahre nachher noch als denselben wiedergesehen, wird künftig zu erzählen sein.

So lange die Familie von Reden noch in Karlsruhe war, besuchten wir sie fast jeden Abend; der heitre schnellfassende und thätige Geist der ältern Tochter Henriette und die kenntnißvolle Gesprächigkeit des Vaters ließen es niemals, der Kreis mochte klein oder groß sein, an Unterhaltung fehlen. Die andern Diplomaten fanden sich häufig ein, theils um den Damen den Hof zu machen, theils um Neuigkeiten zu erfahren, denn Reden erfuhr alles und verschwieg nichts. Als schöne Damen waren Frau von Wechmar und Frau von Holzing willkommen. Auch Musik wurde getrieben; eine Kammersängerin der Großherzogin Stephanie, die früher in Wien das Arnstein'sche Haus fleißig besucht hatte und uns von dorther bekannt war, sang mit zauberischer Stimme deutsche und italiänische Lieder. Sie wurde mir später durch einen schneidenden Gegensatz ihres scheinbaren und wirklichen Benehmens merkwürdig. Man konnte nichts Ehrbareres, Züchtigeres sehen als ihre bescheidene Haltung, mit scheuer Strenge wies sie jede Annäherung zurück, hörte auf keinen Scherz, erbebte unwillig bei der kleinsten Leichtfertigkeit, und wurde als ein Muster von jungfräulicher Vollkommenheit gepriesen, sie schien nicht für die Welt, sondern für ein Kloster bestimmt. Die Huldigungen, die sie von Männern durchaus verschmähte, wurden ihr in Fülle von den Frauen zu Theil, die von ihr entzückt waren und sie wie einen Liebling hegten. Die Großherzogin, die Gräfin Walsch, Frau von Reden und ihre Töchter, Rahel, alle bezeigten eine liebevolle Aufmerksamkeit für dieses bescheidenstolze, reichbegabte und so verletzbare zarte Wesen. Mit welchem Erstaunen erwachte man aus dieser Bethörung, als es später eines Tages hieß, diese liebliche durch fremde Obhut und eigne

Stacheln so wohlbewahrte Jungfrau sei mit dem Sohn eines Hofdieners insgeheim vertraut gewesen, und habe bekennen müssen, daß sie beeilt sei, ihn zu heirathen! Mir entging nicht, daß einige ihrer früheren Anbeterinnen nach dem ersten Schrecken über die Geschichte eine Art Zufriedenheit empfanden, von dem Alpdrücken eines unerreichbaren Tugendbildes befreit zu sein. — Ein Jagdjunker von Drais trug in anderer Weise zur Unterhaltung der Gesellschaft bei; sein Vater war ein hoher Beamter in Mannheim, der eine Geschichte der Regierung des alten Markgrafen Karl Friedrich geschrieben hatte; der Sohn aber galt für ein Genie an Wissen und Erfindungsgeist. Schon im Wiener Kongreß war er in einem Wagen gefahren, der ohne Pferde durch die Füße der Darinsitzenden in Bewegung gesetzt wurde, später hatte er die nach ihm benannte Draisine erfunden, ein Rädergestell, auf dem man zugleich saß und lief, ein zweckloses lächerliches Ding, das viel Gespötte veranlaßte. Dann war er in Brasilien gewesen, und kramte kleine Vögel und andere Naturmerkwürdigkeiten aus; jetzt aber legte er sich auf's Deklamiren, und leistete darin Unglaubliches; daß der Beifall, den er ärntete, nur eine Verhöhnung war, merkte er niemals. Er war bei allen seinen Kenntnissen und Erfindungen was man in Berlin einen Dämel nennt, ein Halbnarr, der immer etwas vorhatte und betrieb. Die Gesellschaft ergötzte sich an solchem thörichten Wesen, das mir aber unausstehlich war, wie alles Hänseln und Foppen untergeordneter und schwacher Personen. Der durch die Stände herbeigezogene Adel aus der Pfalz und dem Breisgau besuchte gleichfalls diesen Kreis, wo man sich unter Gleichen und Gleichgesinnten am rechten Platze fühlte; jedoch merkte ich bald, daß einige der Klügern mir mißtrauten, und ich weiß nicht war es Zufall oder stille Verabredung, aber so frei auch sonst politische Dinge besprochen wurden, von ständischen Sachen war, in meiner Gegenwart wenigstens, nur selten und karg die Rede.

Mit der Abreise von Reden's nach Rom erlosch in Karlsruhe alle Geselligkeit, nämlich die angenehme, nach unserm norddeutschen Zuschnitt. Mit den Einheimischen

hatten wir es auf alle Weise versucht, aber sie waren aus ihrer Gewöhnung nicht herauszubringen. Uneingeladen zu kommen, aus eignem Antrieb, auf gutes Glück, das dünkte den Damen unmöglich, wenn auch einige Herren sich allmählig dazu verstanden hatten. Zwar Frau von Berstett wünschte wohl Gesellschaftsabende zu haben, aber es fehlte ihr an allem Geschick dazu, auch zu ihr kamen die Leute nur spärlich, und eilten so schnell als möglich der Langenweile zu entfliehen, die dort ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Für uns blieb daher nichts übrig als zu Hause zu bleiben. Ich war den Tag hindurch vollauf beschäftigt, versäumte die Kammersitzungen selten, hatte meine Berichte darüber zu schreiben, und nebst andern Geschäftssachen eine große Menge von Briefen. Ich war hochbefriedigt, wenn ich den Abend vergnügt mit Rahel zubringen konnte, für sie aber wünschte ich einige gesellschaftliche Mannigfaltigkeit, die freilich dadurch nicht gewonnen war, wenn etwa Friederich, oder ein Lieutenant von Hinckeldey oder von Vincenti ganz allein sich zu uns hinsetzte und Unterhaltung nicht brachte, sondern erwartete; sehr oft blieben wir ganz einsam. Es traten schöne Tage ein, die Abende waren lau, von hellem Mondschein beleuchtet, die Luft still und von Feld- und Gartendüften erfüllt. Da wir in einer wenig besuchten Straße wohnten, so ließen wir uns Tisch und Stühle vor das Haus setzen, tranken im Freien unsern späten Thee, und saßen nicht selten bis tief in die Nacht hinein. Vorbeigehende grüßten uns, und wunderten sich allenfalls über unser Thun, doch gefiel es ihnen, daß wir nicht zu stolz waren eine so kleinbürgerliche Sitte mitzumachen. Ich dachte nicht, daß eine so unbedeutende und harmlose Sache bald würde zu meiner Vertheidigung anzuführen sein.

Eine Spazirfahrt mit Rahel nach dem nahen Ettlingen, das besonders durch seine gute Luft anlockte, brachte mir unvermuthet die Bekanntschaft Liebenstein's, der mit einigen Freunden hinausgeritten war, um die großen Fabrikanstalten des Abgeordneten Buhl zu besichtigen. Ich hätte ihn auf dem Museum sehen können, wo er fast jeden Abend mit vielen Kollegen sich einfand, allein ich besuchte diesen Ort nicht

gern, und jetzt gar nicht, weil ich diese Zurückhaltung für schicklich hielt. Da wir in demselben Wirthshause Kaffee tranken, und er hörte wer ich sei, so kam er freundlich heran, stellte sich und seine Freunde — ebenfalls Abgeordnete — mir vor, und es entstand ein lebhaftes, von Witz und Scherz und auch wieder von scharfem Ernst gewürztes Gespräch, das uns Allen große Freude machte. Beim Nachhausefahren ritten die Herren in fortgesetztem Sprechen eine Weile neben unserm Wagen, gaben aber bald ihren Pferden die Sporen und eilten uns weit voraus. Aus diesem Begegnen folgte nichts, als daß Liebenstein am nächsten Tag eine Karte bei mir abgab oder abgeben ließ, und daß ich dies auf gleiche Art erwiederte. Indeß war unser Zusammensein gesehen und davon in verschiedenem Sinn gesprochen worden. Es hieß sogar, es hätte eine Berathung zwischen uns stattgefunden, worüber Rahel und ich, als man es uns wiedersagte, nur herzlich lachten.

Die Ständeverhandlungen gingen ungehemmt weiter, und stiegen in der zweiten Kammer unter so glänzenden als gründlichen Erörterungen zu einer außerordentlichen Spannung empor. Die Minister hatten schon ganz darauf verzichtet, diese Abgeordneten, deren Kraft und Einigkeit nur entzweite Schwäche gegenüberstand, zu leiten oder niederzukämpfen, sie suchten ihre Hülfsmittel nur noch außerhalb der Kammern, in Einflüssen, die ihnen besser zur Hand waren, und bei deren Anwendung sie persönlich keine Gefahr oder Blöße zu fürchten hatten. Eine Beifallsadresse an die zweite Kammer, wegen deren muthigen Verhaltens, überreicht abseiten der Stadt Heidelberg von deren Vertreter Winter, wurde als strafbare Uebertretung der Verfassung ausgeschrieen, die Bürger hießen schlechtgesinnt, weil sie solchen Beifall ertheilt, die Abgeordneten pflichtvergessen, weil sie ihn angenommen. Daß die ganze zweite Kammer ein Nest von Jakobinern sei, war der gelindeste Ausdruck, mit dem man sie bezeichnete. Am Hof, im Kreise der Diplomaten, des Adels, an den benachbarten Höfen, in Frankfurt am Bundestage, und bei der

dortigen vornehmen Gesellschaft, überall kamen die lästerlichsten Reden in Umlauf, beglaubigt und bekräftigt von den höchsten Autoritäten. Meine Kollegen berichteten alle in diesem Sinn an ihre Höfe, und man glaubte ihnen bereitwillig und dankbar, denn gegen die Stände zu sein galt für pflichttreue, loyale Denkart. Dabei hatten sie jedoch die größte Mühe, die verhandelten Sachen nur zu verstehen, die Formen waren ihnen so fremd wie der Gehalt, und diesen aus jenen herauszuschälen meist unmöglich, sie unterschieden nicht Anträge von Beschlüssen, und oft nicht was gegen oder für die Regierung war. Sie wußten, daß ich nicht mit ihnen übereinstimmte, aber sie trauten mir vollkommen zu, die Sachen zu verstehen, und es ist buchstäbliche Wahrheit, wenn ich sage, daß ich selten eine inhaltvolle und lebhafte Sitzung verließ, ohne daß sogleich Palffy und Reigersberg sich links und rechts mir an die Arme hingen, mich in den Schloßgarten zogen, und nun von mir wissen wollten, was das Gehörte eigentlich meine, wie für ihre Depeschen, die noch am nämlichen Tag abgehen mußten, aufzufassen sei? Montlezun war in solchen Fällen einigermaßen durch Sprachunkenntniß entschuldigt; Struve, der seine Berichte für das ferne St. Petersburg nicht so zu beeilen brauchte, konnte sich alles zu Hause sorglich überlegen; nur Wächter bedurfte keiner Nachhülfe und konnte ohne Verzug das Nöthige berichten, doch lasse ich dahingestellt, ob er nicht etwas zu dunkle Färbung dabei gebraucht, denn er wußte zu gut, daß man in Stuttgart, wo die Verfassung noch in den Geburtswehen lag, einige Eifersucht auf Karlsruhe hegte, und sowohl den Glanz beneidete als die Gefahr fürchtete, welche dieses nachbarliche Ständewesen blicken ließ.

Unterdessen hatten sich die Gewitterwolken immer düstrer zusammengezogen, und am 8. Juni brach der stärkste und kühnste Schlag hervor. An diesem Tag erfolgte in der zweiten Kammer der Bericht über das Adelsedikt, den man vergebens gehofft hatte verhindern zu können, die Sache war in ihrem verfassungsmäßigen Gange nicht aufzuhalten, außer durch Vertagung oder Auflösung der Stände, woran nicht gedacht werden konnte, da das Budget noch nicht bewilligt

war. Zum Berichterstatter war Winter von Karlsruhe gewählt, und da dieser mit der Eigenschaft eines Abgeordneten auch die eines Staatsbeamten und sogar Regierungskommissairs verband, so mußte man auf's höchste gespannt sein, von welchem Standpunkt er seine schwierige Aufgabe lösen werde. Für ihn war darüber kein Zweifel, hier hatte jetzt nur der Abgeordnete zu sprechen.

Ernst und ruhig betrat er die Rednerbühne, und begann mit herber doch klarer Stimme seinen gediegenen Vortrag, der über eine Stunde dauerte, und dem die gedrängte Versammlung in größter Stille mit höchster Aufmerksamkeit lauschte. Mit unwiderleglichen Gründen bewies er, daß das Adelsedikt nicht die Erfüllung der Bundesvorschrift wohl aber eine Verletzung der Verfassung sei, daß der Inhalt nicht von Gerechtigkeit, sondern von willkürlicher Begünstigung ausgehe, daß die ausgesprochenen Vorrechte in den früheren Zuständen, auf die man sich doch berufe, nicht begründet, in den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus unstatthaft, ein schreiendes Unrecht gegen die Unterthanen, eine Beeinträchtigung sogar der Rechte des Thrones sein würden. Mit gerüsteter Kraft und hellem Geiste zerstörte der Redner Schlag auf Schlag die Blendwerke und Täuschungen, in welche man die Wahrheit zu hüllen gesucht, und leitete aus dieser mit strengen unwiderstehlichen Folgerungen als Ergebniß die Sätze her, die er der Kammer zur Beschlußnahme glaubte empfehlen zu müssen. Die Meisterschaft dieses Berichts, seine geistvolle Tiefe und reife Sachkunde, so wie seine wissenschaftliche Ruhe und geschichtliche Helle, erregten allgemeines Erstaunen. Niemand, am wenigsten die Minister und Hofleute, hatten solche Fähigkeiten und solchen Muth von einem Mann erwartet, auf den man bisher die vornehmen Blicke zu werfen kaum gewürdigt. Als er am Schlusse noch in schmerzlich-unwilligem Tone die persönliche Bemerkung beifügte: „Ich habe hier als Abgeordneter aber auch als Staatsdiener meine Pflicht erfüllt, wenn es auch für einen solchen eine bedauerliche Aufgabe bleibt, die Rechte des Fürsten gegen dessen eignes Ministerium zu vertheidigen", erscholl von allen Seiten stürmischer Beifall und begeisterter Zuruf, die Sitzung

wurde aufgehoben, und alles eilte hinaus um Winter noch zu sehen, zu begrüßen. Wir Diplomaten geriethen im Weggehen in das Gedränge, plötzlich sahen wir uns dem Gefeierten gegenüber, und ohne mich oder ihn erst zu fragen, stellte mir ein Bekannter ihn vor. Ich mußte ihm einige Worte sagen, auf die er weniges erwiederte. Das war der ganze Auftritt, vor hundert Zeugen, unter den Augen meiner Kollegen. Was man daraus gemacht hat, sollt' ich nur zu bald erfahren!

Die Schlußanträge Winter's hatten weder Gefährde noch Trotz, sie liefen auf das bescheidene Gesuch hinaus, die erste Kammer möchte mit der zweiten sich zu der gemeinsamen Bitte an den Großherzog vereinigen, das Adelsedikt nicht zur Ausführung zu bringen. Nach lebhaften Debatten, in denen der Muth und das Talent der beiden Winter, Duttlinger's, und vor allen Liebenstein's, in siegreicher Stärke glänzten, ging auch die Mehrheit der Kammer nicht über jenes Gesuch hinaus.

Aber die Minister und Junker waren in furchtbarer Aufregung. Verwirrt, bestürzt, hatten sie erkannt, welch überlegener Geistesmacht sie hier weichen mußten, sie verließen den Saal geschlagen, beschämt, doch mit kochendem Groll im Herzen. Zuerst ging es über Winter her; es gab nicht Schimpfworte genug für ihn, er war ein Verbrecher, der zur Untersuchung gezogen werden mußte, die sofortige Dienstentlassung war das wenigste was zu verfügen war, daß er keinen Augenblick Regierungskommissair bleiben könne, verstand sich von selbst. Dann fragte man, woher der Mann das habe, wer seine Gehülfen seien, denn man werde sich nicht einreden lassen, daß ein so untergeordneter Beamter aus eigner Kraft so emporsteigen könne, daß seine Rede etwas Außerordentliches, in seiner Art Meisterhaftes sei, konnte und wollte man nicht geradezu läugnen. Nicht weniger heftig ging es über die ganze Kammer her; die Revolution, hieß es, sei in vollem Ausbruch, Thron und Staat und die ganze bürgerliche Ordnung in äußerster Gefahr; die zweite Kammer, vielleicht ein paar Vögte ausgenommen, sei eine Rotte von Bösewichtern, die man unschädlich machen müsse, eine Rotte,

die nicht einmal Häupter oder Anführer habe, an die man sich halten könnte, die daher in Masse ohne Schonung zu vernichten sei. Dies hatten sie richtig wahrgenommen, kein Einzelner stand an der Spitze, niemand, selbst Liebenstein nicht, wollte sich zum Leiter aufwerfen, und es war auch nicht nöthig, die ganze Kammer erschien nur um so stärker überall in Form einer gleichgesinnten Gesammtheit.

Anfangs hoffte man, die Kammer durch trotzige Drohungen zu erschrecken. Berstett hielt am nächsten Tag eine Rede, die er sich eiligst hatte ausarbeiten lassen, mit heftigen Ausfällen gegen die Jakobiner, die wie sonst in Frankreich jetzt in Deutschland, thätig wären, sprach von Revolution, und deren Ausschweifungen, die alles in's Unglück stürzten. Seine Rede, leerer Dunst und Schwall, verhallte wirkungslos, und erbittert über die stumme Niederlage zog er sich zurück, indem er sich verschwor in dieser Kammer je wieder aufzutreten, was er meines Wissens auch gehalten hat. — Darauf entstand der Gedanke, man müsse sich auf die erste Kammer stützen und durch sie ein Gegengewicht der zweiten schaffen; allein der Augenschein zeigte, daß die erste Kammer der zweiten gegenüber gar nichts bedeute, keinen Rückhalt im Volk und kein Ansehen in der öffentlichen Meinung, und an Kraft und Talenten nur das habe, was in ihr als Opposition dastand und mit der zweiten Kammer übereinstimmte. Und wär' es nur der einzige Rotteck gewesen, er wog die sämmtlichen andern Mitglieder auf, und konnte zwar nicht über deren Stimmen gebieten, aber seine scharfen, gediegenen, unerbittlichen Erörterungen, seine mit der Kraft der Wahrheit ausgerüsteten, mit dialektischer Kunst entwickelten Anträge trafen immer den Kern der Sachen und schlugen die Anmaßungen der Gegner siegreich nieder; sie verstummten, und erst, wenn sie aus der Kammer heraus und unter sich waren, fanden sie Worte, ihren Unmuth auszulassen. Aber ganz allein stand Rotteck in der Kammer doch nicht; es gab Anlässe, bei denen Wessenberg, Thibaut, der Fürst von Fürstenberg, und sogar der schwache schüchterne Hebel ihm beistimmen mußten, wenn sie nicht mit sich selbst in auffallenden Widerspruch gerathen wollten. Als das Adelsedikt an diese

Kammer gelangt war, hatte der Berichterstatter Freiherr von Türkheim sich zwar als Streiter gegen die zweite Kammer hervorgewagt, aber anstatt mit guten Gründen sie mit schlechten persönlichen Ausfällen zu bekämpfen gesucht, doch als für die Debatte, außer Rotteck auch Thibaut sich als Gegenredner gemeldet hatte, so fürchtete man das Auftreten dieser Beiden so sehr, daß man lieber die ganze Sache fallen ließ, und unter dem Vorwande, die Meinung des Bundestages anhören zu wollen, das that, was die zweite Kammer beantragt hatte, man erklärte, das unglückliche Machwerk fürerst nicht in Ausführung bringen zu wollen. So blieb denn diese Kammer so gut wie gelähmt, und für die Regierung wie für die Aristokratie selbst, zu deren Gunsten sie doch eingerichtet war, wenig brauchbar. Berstett und seine Genossen hofften auf andern Wegen ihr Heil zu finden. Das verderbliche Treiben sollte den großen Mächten vorgestellt, deren Hülfe angerufen werden, vor allem der Bundestag einschreiten. Etwas von diesem wurde in der That versucht, allein nur als geheime unamtliche Anregungen, die von keiner Behörde vertreten wurden, noch öffentlich hervorzutreten wagten. Es blieb genug von den giftigen Angebereien hängen, und wirkte im Stillen fort, aber zu amtlichen Schritten konnte es noch nicht kommen, die großen Höfe waren unter sich noch nicht einig, der Bundestag hatte mit sich selber die größte Noth, und die beiden Grafen, die an seiner Spitze standen, Buol-Schauenstein und Goltz, gaben ihre Schwäche täglich zur Schau!

Die Abgeordneten ließen sich durch die gehässigen Verläumdungen und Angriffe nicht irren, sondern schritten fest in ihrer verfassungsmäßigen Bahn weiter; gestützt auf die gute Meinung ihrer Mitbürger, die besser wußten wie redlich und gemäßigt ihre Vertreter waren, achteten sie des schnöden Unglimpfs nicht, der täglich auf sie gehäuft wurde, und das Gespenst von revolutionairem Geist, das man aufstellte, schreckte nur die schwachen Köpfe der Einsichtslosen oder Furchtsamen. Streng hielt sich die zweite Kammer an die Verfassung, kein Versuch über sie hinauszugehen fand Statt, sorgfältig wurde die Geschäftsordnung beachtet; keine Unschick-

lichkeit kam vor, kein Ruf zur Ordnung war jemals nöthig; den aufreizendsten Beleidigungen gelang es nicht, die ruhige Standhaftigkeit, den Ernst und die Würde zu stören, welche unausgesetzt in allen Verhandlungen sich behaupteten. Vornehme Russen, die von Paris kamen und als Reisende zufällig einer Sitzung der zweiten Kammer beiwohnten, konnten sich nicht erwehren mit vergleichendem Urtheil als unpartheiische Zeugen in die größten Lobeserhebungen dieses ruhigen gesetzlichen Ganges und dieser maßvollen Haltung auszubrechen, und betheuerten, diese Deutschen seien vor allen Völkern zum Verfassungswesen und zum öffentlichen Verhandeln berufen! Einer dieser Russen, erinnere ich mich sehr wohl, war des berühmten Namens Potemkin und später Gesandter in Rom. Das Gegenstück hiezu will ich nicht verschweigen! Die Oberhofmeisterin Gräfin Walsch, sagte beim Schluß einer Sitzung im Hinausgehen zu Rahel: „Haben Sie den Unsinn gehört? Die gemeinen Leute wollen ordentlich mitsprechen! Gott, warum hat der vorige Großherzog sich zu solcher Verfassung bereden lassen! Ihr König wird doch so was nicht auch thun?" Rahel erwiederte bloß: „Versprochen hat er's."

Ein paar Vorgänge waren von ergreifender Wirkung, und verdienen aufbewahrt zu werden. Bei einem Anlasse warf ein Regierungskommissair dem Abgeordneten Winter von Heidelberg vor, daß er zu streng und eigensinnig sei, dadurch die Sachen erschwere und die Verantwortung auf sich lade, selbst manches von ihm und seinen Freunden doch Gewünschte zu vereiteln; da stand Winter auf, und rief mit bewegter Stimme: „Nicht was ich und meine Freunde wünschen, kommt hier in Betracht, sondern unsere Pflicht das Beste des ganzen Landes im Auge zu behalten. Dafür hab' ich beim Schwur meine Hand aufgehoben, und ich erhebe sie wieder!" Ein anderesmal nachdem gezeigt worden, daß verfassungsmäßig keine der Kammern eine besondere Klasse vertrete, bekräftigte Duttlinger dies mit dem Ausspruch: „Der Grundherr in der ersten Kammer, obgleich er adelig ist, vertritt nicht den Adel, so wenig als ich in der zweiten die Leibeigenen vertrete, obwohl ich leibeigen bin." Zuerst erfolgte Staunen und ungläubiges Lachen, und man rief ihm

von der Regierungsseite zu, es gebe in Baden keine Leibeigenschaft mehr! Duttlinger jedoch wiederholte mit feierlicher Gelassenheit: „Meine Herren, ich bin ein Leibeigener, was ich sage ist wahr, und außer mir sind noch andere Mitglieder dieser Kammer in gleichem Falle.“ Da folgte beschämtes Schweigen. Der gelehrte Professor des Rechts, der hochgeschätzte feingebildete Mann, der erwähnte Volksvertreter ein Leibeigner! Der Eindruck dieses schneidenden Bekenntnisses war gewaltig, und gegenüber solcher Thatsache, dem Unrecht und der Rechtslosigkeit, mußte der Anspruch auf Vorrechte ganz verstummen.

Ich muß wieder eine Strecke zurückgehen, um einiges nachzuholen, was sich unterdessen in anderer Richtung ereignete. Nachrichten aus Berlin stellten uns die öffentliche Meinung dort in größter Gährung vor; die verschiedenen Ansichten und Denkarten, welche sich lange im Dunkel feindlich angeblickt, waren seit der Mordthat Sand's offner hervorgetreten, und gruppirten sich in Partheien, deren eine zwar nur klein, aber durch Hof- und Adelsverhältnisse mächtig war, die andere, freisinnige, die im ganzen Volke vorherrschte und die Mehrzahl der bessern Staatsbeamten und gebildeten Offiziere für sich hatte. Hardenberg stand unzweifelhaft auf dieser Seite, und gewissermaßen auch der König, der im Grunde bürgerlich gesinnt war. Aber von Adeligen umgeben, den Einflüssen derselben offen, so wie der allgemeinen Stimmung der Höfe, und erschreckt durch mancherlei Warnungen, zu denen die Regungen des Volksgeistes in Frankreich und Deutschland leicht benutzt werden konnten, neigte er stark zu den Ultra's, die sich als die Kämpfer für Thron und Staat ankündigten, und beide zu retten versprachen. Die Hauptfrage war jetzt, wiefern die verheißene Verfassung wirklich zu ertheilen sei, und wie sie beschaffen sein müsse? Hardenberg, der seine politische Laufbahn mit diesem Werke schließen wollte, würde dasselbe möglichst freisinnig eingerichtet haben. Es wurde daher alles aufgeboten ihm diese Sache zu entwinden. Da er nicht ohne Schwächen

war, und manche Fehler beging, so wurden diese mit Eifer benutzt, ihm zu schaden, sowohl beim König als in der öffentlichen Meinung. Außer den Feinden alles Fortschritts, die schon gegen seine Vorgänger, besonders auch gegen Stein, ihre Ränke gesponnen hatten, bekam er nun auch diesen, und einen großen Theil der freisinnigen Männer zu Gegnern, denen er nicht mehr freisinnig, oder wie man es auch nannte, nicht sittlich genug dünkte. Man hielt Wilhelm von Humboldt für den geeigneten Mann, nicht ihn zu ersetzen, das wollte man nicht, wohl aber ihn zu stürzen, und es war daher die große Angelegenheit diesen in das Ministerium zu bringen. Dies war nicht so leicht, indem auch seinerseits Humboldt sich ungemein schwierig zeigte, doch gab er zuletzt nach, und es war schon ziemlich entschieden, daß er ein Stück des Ministeriums des Innern — einstweilen sollte er sich damit begnügen — erhalten werde. Der Staatskanzler, geschwächt und beengt, und wegen seines Alters und seiner Fahrlässigkeit hart beschuldigt, war nun nicht mehr im Stande, sich in seinem hohen Amte freisinnig zu behaupten, er mußte, wie schon früher oftmals geschehen, den entgegengesetzten Strömungen nachgeben. Wir sahen eine Krisis voraus, die unter solchen Umständen nur unglücklich ausfallen konnte.

Ich fühlte wohl, daß Hardenberg für mich keine Stütze mehr war, und doch war er der einzige Hochgestellte, zu dessen Denkart ich noch volles Vertrauen hatte, und dem ich auch aus persönlicher Dankbarkeit mich verpflichtet hielt. Ich machte hieraus kein Geheimniß, und widerstritt Hardenberg's Tadlern, soweit ich es mit Grund konnte. Uebrigens hatte ich zu ihm kein näheres Verhältniß mehr, und er wußte kaum, daß ich zu seinen Vertheidigern gehörte. Die Ultra's in Berlin aber, und auch Stein und Humboldt, wußten es recht gut, und verdachten es mir sehr. Den letztern stimmte ein besonderer Umstand noch kälter gegen mich. Ein ausführliches Sendschreiben von ihm über Verfassung war veröffentlicht worden — ohne Zweifel in solcher Absicht schon geschrieben — worin er über diesen Gegenstand sehr trübe Ansichten aufstellte, und dem Gemeinplatz von geschichtlichen Grundlagen, mit dem in Deutschland so viel Unwesen ge-

trieben worden, eifrig das Wort redete. Dieses schwache, seines Geistes unwürdige Schreiben fand in der Speierer Zeitung einen kritischen Gegner, der mit höhnischer Dialektik dasselbe zerhieb und zermalmte. Humboldt hatte dergleichen nicht erwartet, und erfuhr auf sein Nachforschen, der Artikel sei aus Karlsruhe gekommen, wo sich denn die Vermuthung von selbst ergab, ich müsse ihn geschrieben haben. Nun war allerdings in der Speierer Zeitung, welche Butenschön herausgab, schon mancher kleine Aufsatz von mir erschienen, aber gerade diesen hatte nicht ich, sondern Ludwig Robert ihm ohne mein Wissen und sehr zu meinem Verdruß eingeschickt, denn ich fand es nicht schön, mit einem Freunde, der Humboldt uns doch immer war, hinterrücks so schnöde zu verfahren. Indessen blieb er in dem festen Glauben, ich sei der Urheber, was ich erst mehrere Jahre nachher von ihm selbst erfuhr, und nun ohne Bedenken berichtigen konnte, da Ludwig Robert nicht mehr am Leben war. Meinen Vorwurf gegen Humboldt, wie er mich habe in Verdacht haben können, beseitigte er lachend mit den Worten: „O ich weiß wohl! aber man neckt sich, und liebt sich dabei doch!" Indessen schien er doch sehr zufrieden, diesen Aufschluß erhalten zu haben.

Abwesend hatte ich demnach in Berlin ziemlich denselben Stand wie in Karlsruhe, und ich verhehlte mir nicht, daß ich an beiden Orten sehr gefährdet sei. Doch was sollte ich thun? Meine Ueberzeugung konnt' ich nicht verläugnen, die thatsächliche Wahrheit durft' ich nicht entstellen; so wenig es sein mochte, ich wollte in dem großen Kampfe, der schon damals ein allgemeiner war, mein Theil redlich mitkämpfen. Meine Berichte stellten gewissenhaft die Sache der Stände in das rechte Licht, und rügten Fehler und Mißgriffe der Minister. Sie waren die einzigen, die man von dieser Art in Berlin empfing, und erregten unruhige Verwunderung, man rühmte die Abfassung aber war desto unzufriedener mit dem Inhalt. Die Winke, welche mir von Freunden darüber zukamen, mußt' ich unbeachtet lassen.

Das Bedürfniß einiger Erholung und die Schicklichkeit, der Königin von Baiern aufzuwarten, die mit ihren Prin-

zessinnen Töchtern im Anfang des Juni zu Baden eingetroffen war, führte uns auf einige Tage dorthin. Die Königin, welche bisher mir nie besonders freundlich gewesen war, zeigte sich diesmal auffallend gnädig, was mir einigermaßen auffiel. Das Vertrauen ihrer Schwester, der Prinzessin Amélie, zu Rahel, löste uns das Räthsel durch eine Mittheilung, die zunächst noch das tiefste Geheimniß bleiben sollte. Es war eine Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer baierischen Prinzessin im Werke, und er selbst sollte im nächsten Monat zur Brautschau nach Baden kommen, und man hatte der Prinzessin, die man für die ausersehene hielt, auf ihre Fragen nach seinem Aussehen mich als eine entfernte Aehnlichkeit desselben bezeichnet, was ich indeß meinerseits bald nachher durch den Augenschein keineswegs bestätigt fand. Die Mittheilung war allerdings wichtig, und viele Gedanken knüpften sich an sie; jedoch wußten wir unmittelbar nichts damit anzufangen, als daß wir sie als Geheimniß tief bewahrten.

Die Großherzogin Stephanie war von Scheibenhard nach Ettlingen gezogen, und gedachte bald sich nach Mannheim und Baden zu begeben. Als ich sie zuletzt sprach, beklagte sie wehmüthig nicht mehr zu wissen, wem sie vertrauen solle; sie wisse recht gut, wie man gegen sie gesinnt sei, diejenigen, denen sie Wohlthaten erwiesen, die sie beschützt, gerettet habe, seien ihr jetzt am feindlichsten; sie würde gewissen Leuten den größten Gefallen thun, wenn sie das Land ganz verließe, sich in die Schweiz etwa zurückzöge, aber weichen werde sie nicht, sie sei es ihren Kindern schuldig, die ihr gebührende Stellung zu behaupten, und auch aus Stolz werde sie es thun. Sie hat sich in der That in der Folgezeit mit standhafter Geduld und taktvoller Würde gegen alle Anfechtungen zu erhalten und dabei ihre heitre Anmuth und Liebenswürdigkeit zu bewahren gewußt. Als ob es uns ahndete, daß wir in langer Zeit uns nicht wieder ohne Rückhalt würden sprechen können, war unser Abschied bewegt und ernst.

Zwischen Würtemberg und Baden hatte sich noch immer kein recht freundliches Vernehmen finden wollen, und man fühlte beiderseits das Bedürfniß näherer Verständigung. Zu

diesem Zweck erfolgte eine persönliche Zusammenkunft des Königs und des Großherzogs, am 28. Juni in Bellevue bei Kanstatt, die herkömmlich allen Anschein der besten Freundschaft hatte, und als ein glückliches Ereigniß laut gerühmt wurde; doch zeigte sich nur zu bald, daß damit nicht das Geringste gewonnen war; beide Fürsten waren zu verschieden, als daß sie einander hätten gefallen und vertrauen können; der Großherzog sagte zurückkehrend, der König sei ein schlauer Fuchs, aber für ihn doch nicht schlau genug, und der König soll über den Großherzog sich noch unvortheilhafter ausgesprochen haben.

Mein Verhältniß zu dem letztern war äußerlich noch stets das freundlichste; er vertraute mir viele Dinge, sogar daß man mir bei ihm zu schaden suche, daß dies aber nicht seine gute Meinung ändere. Hingegen gab er zu erkennen, daß er mich ganz als ihm gehörig zu betrachten wünsche, daß ich es noch zu sehr mit der Großherzogin Stephanie, ja mit der verwittweten Markgräfin halte, und wenn ich hierüber mich rechtfertigend auslassen wollte, brach er ab, um mich von seinen häuslichen Verhältnissen zu unterhalten, er hatte ein Mädchen geringen Standes zur Geliebten und mehrere Kinder mit ihr, diese wünschte er in höheren Stand zu erheben, und wollte wissen, was man dazu sagen werde und wie es am besten zu machen sei? Man hatte ihm gerathen, von den Ständen hiefür eine Dotation zu verlangen. Ich erschrak über diesen Rath, den ich nur als einen ungehörigen und in den gegebenen Umständen sogar treulosen bezeichnen konnte. Mit der ganzen Angelegenheit mocht' ich mich nicht bemengen, vermied auch die Bekanntschaft der unscheinbaren Maitresse, und hielt mich selbst von dem Großherzoge etwas zurück. Dies war Anderen sehr recht, die sich dieser schwachen Seite des Großherzogs gern bemächtigten, und überhaupt den sinnlichen Neigungen desselben zu dienen suchten. In diesem Geschäft war besonders der Baron von Ende sehr thätig, und man kann sagen, daß alle guten Eigenschaften des alten Fürsten von diesem Verderbniß her zuerst gelähmt und dann in ihr Gegentheil verwandelt wurden.

Der Besuch der berühmten Sängerin Anna Milder aus

Berlin, welche mir durch den Staatskanzler selbst und durch Stägemann sehr empfohlen war, erfreute uns durch den höchsten Musikgenuß. Sie sang besonders Uhland'sche Lieder mit dem schönsten Ausdruck, und ganz Karlsruhe war entzückt. Wichtiger waren mir die Briefe und sonstigen Nachrichten, welche mir durch sie mit voller Sicherheit zukamen, und die ganz anders lauteten, als die der Post überlieferten. Die nächste Zeit entwickelte viel Uebles, aber es stand weit zurück hinter dem, was die Vaterlandsfreunde damals befürchteten; die schwärzesten Gewitterwolken standen vor Augen, entluden sich aber nur theilweise, und ein völliger Sieg sollte noch lange Zeit nicht den Ultra's noch den Liberalen zu Theil werden. Bei einem wiederholten Ausflug nach Baden begleitete uns Frau Milder, die dann auch Straßburg besuchte, Rahel aber beschloß nun in Baden abzuwarten, bis ich nach dem Schlusse der Kammern, den man schon nahe glaubte, ihr folgen könnte.

Unter meinen kurzen Ausflügen nach Baden war einer durch einen Vorgang merkwürdig, den ich nicht unerwähnt lassen kann. Ein Komet war seit einiger Zeit am Himmel erschienen, und strahlte Abends im Norden mit herrlicher Pracht. Das Wunderzeichen übte seine zauberische Macht auf die Gemüther, und selbst unabergläubische fühlten ahndungsvolle Schauer, und suchten irgend eine Bedeutung mit dem drohenden seltnen Schein zu verknüpfen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß wir eines späten Abends eine Gruppe von Herren und Damen zusammenstanden und im Anblick des schönen Sterns allerlei Betrachtungen machten, als ein Ankömmling aus Frankfurt sich uns gesellte, und nach einer Weile plötzlich ausrief: „Aber wissen Sie denn die neueste Neuigkeit schon?" Niemand wußte, was er meinte. „Sand hat einen Nachfolger gehabt", fuhr er fort, „ein Staatsbeamter von Ibell ist in Schwalbach von einem jungen Menschen ermordet worden." Der Eindruck war furchtbar, es schien als ob der Meuchelmord in Deutschland eingeführt werden sollte, und solches Unheil durfte wohl durch einen

Kometen verkündet werden! Indeß am nächsten Morgen kamen genauere Nachrichten, die That war mißlungen, der Apothekerlehrling Löning, der den Anfall versucht hatte, war ergriffen, die leere Nachahmung ohne tiefen Grund und bedeutenden Gegenstand zeigte keinen weitern Zusammenhang, und nachdem der erste Schrecken überwunden war, legte man der Sache keine besondere Wichtigkeit bei, und ließ sich wenig von ihr stören. Man durfte sogar glauben, daß mit diesem elenden Beispiel die gräßliche Verirrung ihr Ende genommen habe.

Die Freiheitsunterdrücker und Demagogenverfolger suchten auch aus dieser traurigen Geschichte den möglichsten Vortheil zu ziehen, und erneuerten ihr Geschrei von Verschwörungen, deutschen Assassinen; der Kampf in Schriften und Zeitungen wurde mit Erbitterung fortgesetzt; hier wurden die Ultra's fast immer geschlagen und schmählich zu paaren getrieben; allein der Trieb, man kann sagen die Wuth, nach dem erhobenen Lärm nun auch wirklich Verschwörungen nachzuweisen oder herauszudeuten, führte hartnäckig neue Truppen in's Gefecht, und wenn ihre unhaltbaren Angaben am Lichte der Wahrheit zerfallen waren, hatten sie sogleich wieder neue, eben so unerweisbare hingestellt. In jedem Fall waren sie gewiß, allen Nachtheil, den sie in der öffentlichen Verhandlung erlitten, durch ihre geheimen politischen Anschläge, die für Karlsbad eingeleitet wurden, hundertfach wieder einzubringen.

Durch die Vorlegung des Finanzgesetzes oder Budgets, des eigentlichen Hauptstoffs aller Wirksamkeit, waren die Ständeverhandlungen in ein ganz neues Stadium getreten. Alle Geldbewilligung war durch die Verfassung vorzugsweise der zweiten Kammer zugewiesen. Es war daher nicht bloß Folge der öftern Erinnerungen des Ministeriums, es war auch Folge der bedrängenden Anfeindungen, daß die Kammer sich nun hauptsächlich diesem Gegenstande zuwandte, und die sonstigen Angelegenheiten theils ruhen ließ, theils nur mit nachlassendem Eifer fortsetzte, denn allerdings war für diese,

selbst bei den edelsten Anstrengungen und reichsten Arbeiten wenig zu hoffen, da sie noch an eine erste Kammer gelangen mußten, auf deren Sinn und Willen nicht zu rechnen war, und an ein Ministerium, das sich schon vollkommen feindlich erwies.* Das Budget aber war der Grund und Boden, auf dem die Abgeordneten am unbestreitbarsten feststehen und endgültige Beschlüsse fassen durften. Die Beschaffenheit der Finanzvorlagen war auffallend durch die Höhe der Summen, durch die Anordnung des Ganzen; ein schlechtverhülltes Defizit war bald entdeckt und mußte eingestanden werden; es schien, als habe man absichtlich den Unwillen und die Verstimmung der Abgeordneten hervorrufen, sie zu strengen Entschließungen drängen wollen, um darauf nachher um so treffendere Vorwürfe zu begründen. Ueber manche Gegenstände, die ihnen zur Entscheidung hingegeben wurden, hätten sie lieber nicht abgesprochen, sondern gern ein Zartgefühl geehrt, durch das ihnen diese Gegenstände wären entzogen worden; sie selbst aber, wider Willen zur Entscheidung aufgerufen, glaubten auf ihrem Standpunkte nicht bloßem Zartgefühl folgen zu dürfen. So bei der allerdings harten und gewiß nicht klugen Verkürzung der Jahrgelder der Großherzogin Stephanie und der Markgräfin Amalia. Beides war dem Großherzog insgeheim lieb, und als auch die Summe für den Unterhalt der drei Töchter der Großherzogin kärglich bestimmt wurde, sagte der Großherzog zu mir: „Das ist schon ganz recht! Was braucht die Großherzogin eine so kostbare Erziehung für ihre Kinder? Die Frau von Graimberg bekommt jetzt als Erzieherin mehr, als sonst alle badischen Prinzessinnen gekostet haben! Wegen der Markgräfin", fügte er hinzu, „ist mir doch die Sache unangenehm, weil die nun in St. Petersburg sehr schreien wird."

Nebenius war der Hauptvertheidiger des Budgets, das er aber nicht entworfen hatte. Mit dem redlichsten Willen und der größten Gewandtheit erfüllte er seine Aufgabe bis zu den äußersten Gränzen; aber offenbaren Thatsachen konnte er nicht widersprechen, zu Lügen und Verdrehungen sich nicht erniedrigen. Der Kampf war auf manchen Punkten lebhaft, überschritt indeß nie die Schranken des Anstandes und der

Ordnung. Der Kriegsminister Generallieutenant von Schäffer, mit dem ich kurz vorher einen Kartellvertrag unterhandelt und abgeschlossen und dabei seiner franken Redlichkeit mich erfreut hatte, gewann in der Erörterung des Militairbudgets, an der er seinerseits mit Offenheit und Nachdruck theilnahm, und durch die stolze Freimüthigkeit, mit der er bekannte gemeiner Soldat gewesen zu sein, die größte Hochachtung, selbst derer, die ihn bestreiten mußten. Man sah deutlich an diesen Beispielen, daß es den Ministern bei etwas mehr Geschick und weniger Hoffahrt sehr leicht gewesen wäre, von der Kammer die rücksichtsvollste Nachgiebigkeit zu erlangen. Allein sie legten es wie geflissentlich nur immer auf größeren Zwiespalt an, und stimmten auch den Großherzog immer feindlicher. Als ich nach einer Sitzung ihn besuchte, fand ich ihn von dem Verlaufe derselben schon unterrichtet, und sehr aufgereizt gegen die Abgeordneten sowohl als gegen die Regierungskommissaire, besonders gegen Nebenius. „Der Nebenius", sagte er, „das können Sie mir glauben, lieber Varnhagen, der hätte eigentlich das Zuchthaus verdient, der hat ja den Ständen über die Finanzen solche Aufschlüsse gegeben, die ein Verrath seiner Amtspflicht sind!" Ich wollte versuchen, den braven und in meinen Augen vorwurfsfreien Mann zu vertheidigen, allein bevor ich noch Worte fand, fuhr der Großherzog zu meinem Erstaunen in gleichem Zorn heraus: „Zwar ich kann nichts dagegen sagen, mein Wille war's, ich hatte ihm befohlen, den Ständen alles offen hinzulegen!" Nachdem der Großherzog dies gesprochen, was konnte ich noch sagen? Ich sah traurig und hoffnungslos in diesen Abgrund von Verwirrung und Widerspruch. In gleicher Weise machte der Großherzog nun den Abgeordneten zum Vorwurf, daß sie das Witthum der Großherzogin und der Markgräfin geschmälert, und die Erziehung der Prinzessinnen in unanständiger Weise gleichsam an den Mindestfordernden zur Versteigerung gebracht hätten! Ich konnte mir nicht verhehlen, daß in seinem Innern nur ein kleiner Raum bessern Bewußtseins noch frei war, auf welchem sein Vertrauen zu mir wurzeln konnte, aller übrige gehörte schon den giftigsten Einflüsterungen.

Die Verhandlungen nahmen nun mehr und mehr die Gestalt eines bittern Kampfes. Der Regierungskommissair Staatsrath von Sensburg, der ohne Geist und Fähigkeit sich anmaßte den Abgeordneten vorzuhalten, die Beamten verstünden die Sache besser als sie hier Versammelte, unter denen gerade die höchsten und kundigsten Beamten saßen, wurde mit solchen starken Gründen zurechtgewiesen, daß er wohl erkennen mußte, diese ständischen Sachen verstehe er ganz und gar nicht, und daß er sich kaum noch wieder wollte sehen lassen. Weil man mit dem Bundestage gedroht hatte, schleuderte Liebenstein gegen diesen eine geistvolle Rede, die jede Einmischung dieser Behörde, die auf ihrem eigenen Felde genug zu thun habe und so wenig leiste, nachdrücklich verwarf, und worauf in Frankfurt kein Wort erwiedert wurde.

Jetzt kamen auch die Verdächtigungen dreister hervor, die mich bisher dunkel umschlichen hatten. Ich erfuhr, daß der Polizeidirektor von Sensburg, Sohn des Staatsraths, von Berstett heftig war ausgescholten worden, er sei nachlässig in seinem Amt oder lasse sich berücken, wieso habe er nicht gemeldet, oder ihm entgehen können, daß die Häupter der zweiten Kammer alle Abend bei dem preußischen Minister-Residenten zusammenkämen und dort bis tief in die Nacht beriethen? Vergebens wandte Sensburg ein, er müsse diese Angabe durchaus bestreiten, denn er selber sei jeden Abend mit diesen Abgeordneten auf dem Museum zusammen, das sie selten vor Mitternacht verließen, und von mir könne er bestimmt versichern, daß ich die Abende fast immer ohne alle Gesellschaft sei, ja ganz einsam mit meiner Frau beim Thee gewöhnlich vor der Hausthüre sitze; ihm wurde gesagt, diese Nachrichten seien falsch, er solle sich bessere Kundschafter halten. Sensburg selbst, den ich übrigens nicht kannte, ließ mir durch Friederich von diesem Vorfall Nachricht geben und mich zur Vorsicht ermahnen, denn er sah mit Aerger, daß außer seiner Polizei in dem kleinen Karlsruhe noch eine zweite bestehe, der man mehr glaubte, weil sie ihre Nachrichten gefälliger nach den Wünschen einrichte. — Sodann hieß

es, ich habe gegen alle Ordnung und Schicklichkeit der Berichterstattung Winter's öffentlich Beifall geklatscht, ihn selbst beim Ausgang aus der Kammer umarmt und geküßt. Dergleichen war ich nie gewohnt zu thun, und was vor allen Augen geschehen war, konnte von allen diesen auch als etwas ganz anderes bezeugt werden; eben so wenig ließ mein Benehmen auf der Zuhörerbühne, wo ich mit Fleiß eine stille gleichmäßige Haltung beobachtete, nie errathen was in mir vorging; mein Tadel oder Beifall blieb stets verschlossen. Meine freisinnigen Ansichten waren bekannt, mein Wohlgefallen an den Ständen gleichfalls, und dem Großherzog und seinen Ministern glaubt' ich mein Urtheil nicht verhehlen zu dürfen, so wenig wie dem Ministerium in Berlin. Aber politische Streitigkeiten mied ich sorgfältig, ließ jedem seine Ansicht, und stand mit allen Fürstlichkeiten, Hof- und Staatsbeamten, Berstett nicht ausgenommen, so wie mit meinen diplomatischen Kollegen, auf ungestört freundlichem Fuß, kaum daß einmal scherzend auf unsere verschiedenen politischen Meinungen angespielt wurde. Die Ständemitglieder kannt' ich meist nur von dem Sitzungssaale her, hatte keinen näheren Verkehr mit ihnen, namentlich waren Winter und Nebenius mir so fremd, daß ich nicht einmal wußte wo sie wohnten. Doch sollt' ich dem erstern auch sogar seinen Bericht geschrieben haben, denn wie wäre jener, den man so lange Jahre als einen mittelmäßigen Unterbeamten gekannt, plötzlich zu solchem Talent gekommen? Aber wie ich dazu kommen sollte, der ich mich in dieser Art Schriften noch nie versucht hatte, fragte man nicht! Man hätte mit gleichem Rechte sagen können, ich schriebe Schleiermacher's Predigten! Genug, ich sollte der geheime Rathgeber und Führer dieser Männer sein, der eifrige Zubläser des Feuers, das überall so gefährlich aufloderte. Der Ursprung dieser bösen Gerüchte war nicht schwer zu errathen, ihre Verbreitung auf diplomatischem Wege leicht zu verfolgen. Wie in Karlsruhe, so waren sie auch in Stuttgart und Darmstadt, in München und Frankfurt verbreitet. Daß sie auch nach Berlin gedrungen waren, durfte mich nicht befremden; hier allerdings mußten die falschen Angaben, welche von allen Seiten über-

einstimmend einliefen, und wo man sie zu prüfen weder Mittel noch Willen hatte, die stärkste Wirkung thun. Hämisch fragte man unter der Hand, was für Weisungen ich denn wohl von meiner Regierung habe? ob ich vielleicht von Hardenberg deren empfange, die denen von Bernstorff widersprächen? — Daß ich deren seit einem halben Jahr gar keine erhalten, dachte niemand!

Mitten in diese Geschichten fiel der Besuch des Prinzen Wilhelm von Bentheim-Steinfurt, meines ehemaligen Obersten im österreichischen Kriegsdienst. Er hatte seinen Adjutanten vorausgeschickt, um sich bei mir anzumelden. Sein Erstes war, mich zu bitten, ihn nicht Fürst, sondern Prinz zu nennen, es sei ihnen daran gelegen, hierin den Gebrauch der regierenden Häuser anzunehmen, in Oesterreich wolle man dies zwar nicht gestatten, aber in Preußen ginge es schon durch, und er hoffe, man werde es zuletzt überall gestatten. Dann sprach er von meinen Angelegenheiten. Er war erfüllt von allem Nachtheiligen, das er in Frankfurt über mich gehört hatte, und wollte kaum glauben, daß jenen Angaben nur Lügen oder lügenhafte Uebertreibungen zum Grunde lägen. Freilich konnte er nicht zusammenreimen, daß er mich mit dem Großherzog in so gutem Vernehmen sah, denn als dieser uns auf einem Spazirgange vor dem Schlosse begegnete, redete er mich gleich vertraulich an, wollte wissen wer der Fremde sei, und als ich es gesagt, ließ er uns beide sogleich zur Tafel einladen. Auch Verstett gab uns ein Gastmahl, bei welchem nicht die geringste Verstimmung zu merken war, außer daß ich mit Wessenberg in litterarischen Streit über Friedrich Schlegel gerieth, den er angriff und ich vertheidigte, wobei Verstett sogar auf meiner Seite stehen wollte. Dagegen erfuhr der Prinz durch mich selbst meine ganze Denkungsart und Beurtheilung der politischen Dinge, worüber er sich als eingefleischter Aristokrat und als mein aufrichtiger Freund sehr betrübte. Vor allem wollte er seine Standesgenossen die Mediatisirten im Staate bevorrechtet, und auch vom badischen Adelsedikt diesen Theil gerettet wissen, den andern, die niedern Adeligen betreffend, gab er gern preis. Gleichwohl gestand er, daß die Mediatisirten

gerade jetzt ihren Vortheil schlecht verstünden, zu keiner Einigkeit gelangen könnten, und einer nach dem andern die gemeinsame Sache verließen, um ihrem Sondervortheil nachzugehen, weßhalb er selbst auch aufgehört habe ihr Bevollmächtigter zu sein, in welcher Eigenschaft er bisher in Paris, London, Berlin und Frankfurt thätig gewesen war. Ich behauptete, wie schon früher, daß die Mediatisirten, eine politische Klasse wie es in der Welt keine zweite gebe, in Deutschland einen großen und ehrenvollen Beruf haben könnten, wenn sie, anstatt selbstischen kleinen Zwecken nachzugehen, der gemeinsamen Sache des Vaterlandes, der Sache des Volks und der Freiheit sich zu widmen den Muth hätten, da liege ihr einziges Heil, sie müßten vorwärts nicht zurück blicken; allein noch jeder, den ich gesprochen, sei davor zurückgebebt. Er stellte dies nicht in Abrede, meinte aber, sie würden zu solchem Wirken die Kuriatstimmen am Bundestag anwenden, und war verdrießlich ungläubig, als ich ihn versicherte, sie würden diese Stimmen nie bekommen. Ehe er nach Baden abreiste, um dem Könige von Baiern aufzuwarten, waren wir nochmals beim Großherzog, und indem er sich durch die ausgezeichnete Aufnahme und besondere Höflichkeit sehr geschmeichelt fühlte, mußte er zu seiner heilsamen Demüthigung zuletzt noch erfahren, daß der Großherzog ihn die ganze Zeit für einen Bentinck gehalten habe!

Ich erhielt die amtliche Anzeige, daß der Kronprinz von Preußen auf seiner Reise nach der Schweiz durch Karlsruhe kommen und daselbst am 13. Juli anlangen werde. In Folge gleicher Anzeige hatte schon Küster einige Tage früher sich in Karlsruhe eingefunden. Ich fand ihn äußerst höflich, aber minder vertraulich als sonst, und dagegen mit Berstett, dem er wie auch dem Großherzog bisher wegen meines Zähringer Großkreuzes gegrollt hatte, im besten Einvernehmen. Es mußte mir auffallen, daß ihr eifriges Gespräch, wenn ich hinzutrat, plötzlich abbrach und eine gleichgültige Wendung nahm. Wir fuhren zusammen nach Bruchsal, wo der Kronprinz zuerst eintreffen und bei der verwittweten Frau Mark-

gräfin ansprechen wollte. Wir waren bei ihr zum Frühstück, und fanden sie sehr aufgeräumt und gesprächig, sie ließ sich besonders mit mir ein, sprach von ihrer Tochter Amélie, von deren Freundschaft für Rahel. Bald verkündeten ausgeschickte Boten die Ankunft des hohen Gastes, und in Sturmeseile rollten die Wagen in den Schloßhof, stürzte der Kronprinz heraus, und flog in die Zimmer der Frau Markgräfin. Der General von dem Knesebeck, der den Kronprinzen begleitete, sagte uns, derselbe würde sogleich nach Karlsruhe weitereilen, und Küster und ich fuhren schleunigst zurück, um uns in Uniform zu werfen und ihn auch dort zu empfangen. Mit schnellen Pferden, deren Lauf er gelegentlich selber mit Peitschenhieben beschleunigte, folgte er uns auf dem Fuße, und kaum gelang es uns vor ihm an der Thüre des Gasthofs zu sein, wo er abtreten wollte. Seine Lebhaftigkeit war außerordentlich, er stürzte mehr aus dem Wagen, als daß er heraussstieg, fiel überrascht dem Großherzog in die Arme, stürmte dann die Treppe hinauf, war schnell umgekleidet, und besuchte den Großherzog, indem wir Alle folgten. Wieder im Gasthof angelangt, sagte er Küster'n und mir ein paar Worte, und entließ uns, weil er sogleich schreiben wolle. Zu einer Abendtafel in Gala fand er sich nicht ein, besuchte aber den Großherzog und begab sich dann zur Ruhe. Am folgenden Tage war Sitzung der Kammern, der Kronprinz besuchte die der zweiten Kammer, und als ob es verabredet gewesen wäre, kam nichts vor, was irgend einen guten Eindruck hätte machen können, keine kühne Rede, keine lichtvolle Erörterung, nur die kleinlichsten Budgethäkeleien, die auch mir Widerwillen erregten, und die ihm noch kleinlicher vorkommen mußten; dem Großherzog wurde ein überflüssiger Adjutant abgesprochen, das war die Hauptthat der Sitzung, und was sonst Unwillen und Aerger hervorgerufen hätte, schien bei dieser Gelegenheit willkommen zu sein, denn der Kronprinz äußerte sich mißfällig über dies Verfahren der Stände. Knesebeck sprach nachher mit mir über diese ärgerlichen Kammerverhandlungen, und hörte nur kopfschüttelnd an, was ich ihm über den wahren Hergang der Dinge sagte, daß nur die Unfähigkeit und der böse Willen der Minister diesen

schlechten Stand bewirkt habe. Allein er ließ sich nicht weiter ein, und mochte wie auch der Kronprinz, schon mehr über mich wissen, als ich selber. Außerdem war nicht viel Zeit zum Reden, alles war beständig in athemlosem Fluge, nicht nur Knesebeck, sondern auch die jüngern Begleiter konnten kaum mitkommen. Küster und ich konnten von dem Kronprinzen wenig sagen, alle Personen aber, mit denen er sich unterhalten, sprachen mit Entzücken von seiner Liebenswürdigkeit, seinem zwar ungestümen, aber frischen und anmuthigen Wesen, seiner jugendlich unbefangenen Freiheit. Am Tage darauf eilte er nach Baden.

Unmittelbar nach diesem Besuch erhielten wir Nachrichten aus Berlin, welche das größte Aufsehen und mannigfache Bestürzung erregten. Es waren daselbst plötzliche Verhaftungen vorgenommen und viele Papiere unter Siegel gelegt worden. Ein Artikel in der Staatszeitung, welche zwar der Geheime Staatsrath von Stägemann redigirte, aber dabei gar nicht freie Hand hatte, und diesmal ganz den polizeilichen Eingebungen folgen mußte, schlug gleichzeitig Lärm, und verkündete die Entdeckung hochverrätherischer Verschwörungen und demagogischer Umtriebe, die sich über ganz Deutschland erstreckten, hauptsächlich aber von den Universitäten und vom Turnwesen ausgingen. Ueber letzteres war schon eine heftige litterarische Fehde geführt worden, Steffens in Breslau hatte dasselbe als ein Verderben der Jugend geschildert, auf das staatsgefährliche Treiben aufmerksam gemacht, wodurch er mit seinen früheren Freunden zerfallen war. Man erfuhr, daß der Turnlehrer Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht sei, daß Schleiermacher, Reimer, in Bonn Arndt und beide Welcker ihrer Papiere beraubt worden; über vierzig Polizeibeamte waren gleichzeitig von Berlin ausgesandt, um an den verschiedensten Orten Verhaftungen und Beschlagnahmen auszuführen. Außer jenen bekannten Namen wurden eine Menge uns unbekannter angeführt, dann auch wieder solche, die man ganz unglaublich fand. Das Ganze glich einem Staatsstreich, dem Sieg einer Parthei, bei dessen Aus-

führung sie selbst nicht ohne Unruhe war, und große Gefahr und möglichen Widerstand erblickte. Der König war deßhalb auch von Berlin abgereist, um von der Sache nicht unmittelbar berührt zu werden. Die polizeilichen Gewaltmaßregeln gingen zunächst vom Geheimen Rath von Kamptz aus, einem dienstefrigen, sonst nicht bösartigen, aber sehr beschränkten Manne, der sich als blindes Werkzeug gebrauchen ließ. Ueber ihm stand der Minister des Innern und der Polizei, dieser aber folgte ohne Widerrede den Befehlen oder Winken des Fürsten von Wittgenstein, der als das Haupt der Hofparthei galt, eigentlich aber selbst nur ein Diener dieses Mitteldings von Gespenst und Wirklichkeit war. Der Staatskanzler mußte die Sachen geschehen lassen, überzeugt daß ihr Ungrund sich erweisen werde; diesen schon jetzt zu behaupten, hätte nur ihn selbst verdächtigt; der Schlag war gegen ihn und seine Freunde mitgeführt, mußte aber an dieser scheinbaren Nachgiebigkeit noch abgleiten; schwerer fühlten sich die höheren sogenannten Liberalen, Stein, Humboldt, Gneisenau, Savigny, Niebuhr, Eichhorn und viele Andere getroffen, die zwar mit jenen Demagogen nicht gleichen Sinnes waren, aber doch durch einige Fäden mit ihnen zusammenhingen, auf Verfassung drangen, und daher der Hofparthei noch verhaßter waren als jene, die wenigstens nicht als Nebenbuhler zu hohen Staatsämtern auftreten konnten. Ueberall widerhallte das Geschrei von Hochverrath, von Anschlägen gegen das Leben der Fürsten und ihrer getreusten Diener, von blutdürstigen Jakobinern, revolutionairen Lehren, staatsgefährlichen Vereinen. Die Universitäten, die Zeitungsschreiber, die Landstände, alles Verschiedenartigste, unter sich Feindlichste, wurde in dieselbe Verdammniß geworfen, jeder Zweifel an dem ausgebreiteten Verderben, jedes Schutzwort für die Angeklagten, für die Universitäten, die Presse, jedes Wohlgefallen an ständischen Dingen, wurde zum Verbrechen gemacht. Die Höfe, das ganze Junkerthum, die Diplomaten, stimmten in das Geschrei nach Kräften ein, und stürzten sich geschäftig in die eröffnete Bahn der Verdächtigungen und Verfolgungen. Bald wurden auch aus Freiburg und Erlangen, aus Gießen und Jena Verhaftungen kund, in Jena traf auch Oken's Papiere das

Schicksal roher Durchsuchung, viele Professoren sollten abgesetzt, ganze Universitäten aufgehoben werden. Das Geschrei war maßlos und betäubend.

Der Großherzog, den ich nur noch sehr selten aus eignem Antrieb aufsuchte, wünschte mich zu sprechen, und fragte mit großer Besorgniß, was ich von den Dingen hielte? Daß ich die Angaben für übertrieben erklärte, war ihm als Beruhigung lieb, daß aber gar nichts daran sei, wollte er nicht glauben. Schon der Markgraf Wilhelm, der aus Rußland über Berlin zurückgekehrt war, hatte bei seiner Durchreise daselbst im Vertrauen gehört, daß man argen Dingen auf der Spur sei, daß die Anzeigen sich täglich häuften, und daß nächstens die Regierung zu entscheidenden Maßregeln schreiten müsse; zu den Anzeigen hatte er auch wohl selber beigetragen, und nach empfangenen Weisungen aus Karlsruhe sich über den Geist der badischen Stände wie meinen vermeintlichen Einfluß auf sie höchst nachtheilig geäußert, worauf ihm die Zusicherung ertheilt worden war, daß dem Unwesen bald Abhülfe bevorstehe. Der Großherzog wollte wissen, ob Freunde von mir unter den Verhafteten seien, was ich mit entschiedenem Nein beantwortete. Dann fragte er, warum der König vor dem Ausbruch der Sache nach Breslau gereist sei? Da ich keine Ursache anzugeben wußte, so platzte er heraus: „Das kann ich Ihnen sagen! Er hat sich gefürcht't! Er hat sich gefürcht't!" Auf meinen lebhaften Einspruch versetzte er dann begütigend: „Nehmen Sie das nicht so schlimm, ich dien' ihm so gut wie Sie, und was wir hier unter uns reden, das schadet nichts." Dabei wiederholte er den Vorwurf, den er mir schon bei andern Gelegenheiten gemacht, ich sei zu preußisch! Ich entgegnete, wenn Preußen nur selber preußisch sei, könne ich nie zu preußisch sein!

Welchen Eindruck die Sachen in Berlin gemacht, wie besorgt und eingeschüchtert die Liberalen geworden, zu welcher Sprache sie einlenken zu müssen glaubten, giebt am besten ein Brief von Stägemann zu erkennen, den ich deßhalb hier einschalte. Er schrieb mir unter dem 16. Juli 1819:

„Unser Briefwechsel, theuerster Freund, scheint seit meiner

Reise nach Schlesien, von der ich unlängst zurückgekommen bin, ganz unterbrochen worden zu sein. Ich habe sogar vergessen, ob Sie mir einen Brief schuldig sind, oder ich Ihnen. Sollte ich Ihnen nicht durch Madame Milder einen Brief geschickt haben? Doch ist es mir in der That entfallen.

Was sich inzwischen hier begeben, werden Sie längst wissen. Man ist durch aufgefangene Korrespondenzen wie es heißt, einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, die nichts weniger will, als die Throne des Jakobinismus auf den Thronen der Fürsten errichten, die nur Mord und Hochverrath athmet. Ich glaube nicht, daß der Fürst Staatskanzler die bestimmte Sprache dieserhalb öffentlich würde führen lassen, wenn nicht die Existenz einer geheimen Verbindung daraus hervorginge. Dieses also setze ich als fundatirt voraus, und dann versteht es sich von selbst, daß die Regierungen auf ihrer Hut sein müssen. Aber ob die Maßregeln, wie sie genommen werden, die angemessenen sind, ist mir sehr zweifelhaft. Ich fange in der That an, großes Unheil zu besorgen. Der Mann gefällt mir nicht, und das Weib noch weniger. Die Sprache unserer sogenannten Liberalen ist mir höchst unangenehm; und aufrichtig gesagt will mir Ihre dortige zweite Kammer nicht einleuchten. Mir kommt vor, als ob der in den Zeitungen so gerühmte Winter nur ein schwaches Haus sei, und Liebenstein auch mehr nach einem Namen in den Zeitungen als in der Geschichte strebe. Es scheint mir ganz unmöglich, daß es zum Ziele führe, wenn sich die Volksrepräsentanten gegen die Fürsten in Opposition stellen; es muß die Souveraine erbittern und zu Gewaltschritten leiten, die, welchen Erfolg sie auch haben, doch immer ein großes Uebel sind, und uns in blutige böse Verwirrung führen müssen.

Dagegen scheinen mir die Regierungen auch auf einer unrichtigen Bahn, wenn sie voraussetzen, daß sie es nur mit einer Anzahl von Demagogen zu thun haben, durch deren Unterdrückung sie das Uebel in der Wurzel zu vertilgen meinen. Die Sache ist viel gefährlicher für sie, als sie glauben. Die Gesinnungen sind überall angesteckt, und die Köpfe werden

wachsen, wie die der Hyder. Es wäre möglich, daß in Deutschland die Gewalt jetzt noch wirksam sein und eine absolute Souverainität der Fürsten aufrecht erhalten werden könnte — aber wir müssen unsere Augen dabei nach Frankreich wenden. Frankreichs konstitutionelle Monarchie steht meines Bedünkens fest, und reißt die Nachbarn mit. Wie wollen unsere Fürsten mit Frankreich Krieg führen, wozu es doch über kurz oder lang kommt? Indeß ist es allerdings schlimm in so verworrener Zeit in so verworrenen schweren Händeln zu rathen.

Noch immer hoffe ich, daß Preußen vor den Gefahren, die sich besorgen lassen, werde bewahrt bleiben. Auch die jetzige Untersuchung zeigt, daß unsere Gemüther noch die ruhigsten sind, und ich denke, daß wir noch lange unsern Toast werden trinken können: das Land worin wir leben!

Suchen Sie an Ihrem Theil auf die dortigen Repräsentanten zu wirken, daß sie nicht ihren Leidenschaften und den Eingebungen einer trostlosen Ehrsucht folgen, und daß sie nicht Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Volk befördern. Der Großherzog giebt gewiß keinen Anlaß, und würde die Adelsgeschichte anständig ausgeglichen haben, wenn man anständig verfahren wäre. Sie sind noch jung und werden noch an den Begebenheiten der Welt theilnehmen. Ich habe mich längst entschieden, mich in die Bezirke der Kunst zu flüchten, und nur das Schicksal meiner Kinder macht mich für die Zukunft besorgt. August, der jetzt in Bonn ist, hat nur für die Wissenschaften Sinn und diese werden ihn auch in harten Tagen aufrecht halten. Nächstens mehr. Kiesewetter haben wir vor einigen Tagen begraben. Die herzlichsten Grüße an Ihre liebe Frau. Totus tuus Stägemann."

Nicht des Schreibers eigne Gesinnung drückte dieser Brief aus, sondern die er für die jetzt geltende und nützliche hielt, mit verschämten Zusätzen eines noch übrigen Freisinns, damit die bisherige Denkart mit einigen Ehren sich zurückzöge. Seine Rathschläge jedoch, welche die thatsächliche Wahrheit und eigne Ueberzeugung fremdem willkürlichen Dünken unterordnen wollten, die zu befolgen mir jederzeit

unmöglich gewesen wäre, und die ich nicht einmal für klug halten konnte, kamen überdies noch viel zu spät; als ich sie las war über mich, ohne daß ich es wußte, schon entschieden.

Ein anderer Freund, der Gesandte von Gruner in der Schweiz war nicht weniger durch die Berliner Maßregeln aufgeregt. Er schrieb mir sogleich, daß er zwar keineswegs an die Verschwörung und Verbrechen glaube, daß er aber dem fanatischen Wahn gegenüber jede Vorsicht nützlich halte. „Vernichten wir daher unsere Papiere, mein theuerster Freund!" schrieb er, „wie leicht könnte nicht auch an uns die Reihe kommen. Und bei aller Reinheit der Gesinnungen, wie leicht ist der Bosheit oder Dummheit, einzelne Sätze auszureißen und im bösen Sinne zu verdrehen!" Ich konnte hieraus genugsam ersehen, wie gefahrvoll ihm die Lage der Dinge schien. Er selbst war allerdings in Berlin bei diesem Anlasse sehr mitverdächtigt und der schlimmsten Verbindung beschuldigt worden, so daß es nahe daran war, auch seine Papiere zu durchsuchen, was auch die Zeitungen sogar als geschehen meldeten. Doch hatte man ihn diesmal noch geschont; seine Beeiferung gegen die Bonapartisten und seine bei den Berner Aristokraten erlangte Gunst, — er hatte die vornehmsten mit preußischen Orden schmücken lassen —, sprachen für ihn, und als der Kronprinz in die Schweiz kam, wußte er seinem alten Gönner Knesebeck jedes Mißtrauen zu benehmen, so daß dieser ihn nachher in Berlin für einen der Bestgesinnten erklärte. Dem armen Gruner konnte dies wenig mehr nützen, er war bereits im traurigen Kampfe mit einer unheilbaren Lungensucht, die ihn wenige Monate später fortraffte!

Der durch Baiern und Oesterreich lange verzögerte Abschluß des Vertrags, durch welchen in Folge der Aachener Festsetzungen die badischen Angelegenheiten völlig sichergestellt wurden, kam erst jetzt in Frankfurt zu Stande; Humboldt, der mit Ungeduld die Erledigung dieses Geschäfts abgewartet hatte, bereitete nun sich zur Abreise nach Berlin, wo er

zwischen feindlichen Partheien hauptsächlich in der Verfassungssache thätig und den widersprechendsten Anforderungen genügen sollte. Man wußte nicht, ob er dabei ältern Uebereinstimmungen gemäß mehr mit dem Staatskanzler, oder in Folge seiner persönlichen Verbindungen mit dessen Gegnern stehen würde; die Hofparthei hatte über ihn zwei Meinungen, deren eine ihn verwarf, die andere ihn zu gewinnen hoffte. Das letztere hielt ich zwar für unmöglich, aber ich wußte, daß er bei durchaus guten Absichten den Umständen einen großen Spielraum gewährte, wozu selbst seine Dialektik ihn vermochte, welche sich zur Aufgabe stellte, von jedem Punkt aus zum Wahren und Guten zu gelangen. Diese weiten Umwege waren nicht nach meinem Sinn, ich konnte sie als nothwendige annehmen, wie ich lange Zeit auch gethan, nicht aber sie wählen, so lange andere offen standen. Den Rath mich an Humboldt anzuschließen, unter ihm in Berlin eine mir angemessene Stellung zu erlangen, mußt' ich, wie dringend er mir wiederholt ertheilt wurde, unbefolgt lassen. Ob die Sache geglückt wäre? Ich zweifle. Mein Stern war in solchen Dingen eben so wenig günstig wie der seinige. Jedenfalls aber war schon längst alles zu spät.

Von politischen Neuigkeiten war die bedeutendste das Gerücht, daß zu Karlsbad im August ein Kongreß von Ministern zusammentreten werde, um die gefahrvollen Zustände Deutschlands in Erwägung zu ziehen, und Maßregeln gegen die revolutionairen Bestrebungen zu treffen, die überall in Wort und That so erschreckend an's Licht traten. Von allen Seiten bestätigte sich dies Vorhaben. Metternich und Gentz wurden als die Häupter bezeichnet, um welche sich die Andern schaaren würden. Von Seiten Preußens sollte Bernstorff an den Berathungen theilnehmen, Berstett, der Badens Vertretung übernahm, hoffte in der glänzenden Versammlung von Diplomaten die Scharten auszuwetzen und zu rächen, die er im ungleichen Kampfe gegen die Stände davongetragen hatte. Ein zu dem genannten Zweck veranstalteter und aus solchen Mitgliedern bestehender Kongreß verhieß den deutschen Frei-

heits- und Verfassungsbestrebungen nicht viel Gutes, doch war man weit entfernt, von ihm ein solches Uebermaß des Schlechten zu erwarten, als er in der That geliefert hat. — Die baierische Ständeversammlung war vor kurzem mit leidlichen Ergebnissen zum Schlusse gelangt, eine würtembergische, zur Mitberathung einer Verfassung berufene, sollte nächstens zusammentreten; in Berlin war immerfort noch ernstlich die Rede von Provinzial- und Reichsständen, eine Kommission zu deren Entwerfung neuerdings ernannt, die Presse zu diesem Zweck im freisinnigsten Geiste thätig, das mündliche Wort kühn und trotzig. Unter solchen Umständen schien von der Versammlung zum Theil doch einsichtiger Minister nicht allzuviel zu fürchten.

In Karlsruhe hatten die Ständeverhandlungen leider eine widrige Wendung genommen, das kleinliche bittre Gezänk über das Budget war langweilig, unter den Abgeordneten selbst traten Spaltungen ein, die geistig begabteren nahmen lässiger Theil an den Sitzungen, die mich ebenfalls wenig mehr anzogen, und die ich nur noch aus Pflicht besuchte. Der Schluß des Landtages unmittelbar nach bewilligtem Budget wurde nächstens erwartet, mit nicht geringerer Ungeduld von den Abgeordneten als von dem Hof und den Ministern. Berstett bereitete sich schon auf Karlsbad vor, und war ganz reisefertig.

Doch sollte vorher noch eine große Festlichkeit stattfinden. Die Vermählung des Markgrafen Leopold mit der Prinzessin Sophie von Schweden war beschlossen, und auf den 25. Juli festgesetzt. Man dachte kaum noch an die Stände, alles war mit den bevorstehenden glänzenden Hoftagen beschäftigt. Der neue russische Gesandte Fürst Kosloffskii hatte deßhalb seine Ankunft von Stuttgart beschleunigt, und eilte seine Beglaubigungsschreiben zu übergeben. Er war eine auffallende Erscheinung, von mittlerer Größe und unverhältnißmäßigem Umfang, dabei jugendlich dreist und rasch, aufgeweckt, den Frauen huldigend, von Geist sprühend in freier und kühner Wohlredenheit. Er besuchte mich gleich, und hielt seine Gesinnungen und Gedanken nicht zurück; er hatte von mir gehört, und glaubte mir ganz vertrauen zu dürfen. Ich lernte

einen Russen kennen, wie ich noch keinen gesehen hatte. Er war in seiner Jugend nach Rom gekommen, und hatte hier gelegentlich den griechisch-orthodoxen Glauben mit dem römisch-katholischen vertauscht, dann den Kaiser Alexander auf Feldzügen und zu Kongressen begleitet, nach seiner ersten Gesandtschaft in Turin die von Stuttgart und Karlsruhe erhalten. Meisterhaft sprach er Französisch, fast eben so Englisch und Italiänisch, das Deutsche war ihm geläufig; er las die besten Schriftsteller, faßte deren tiefste Gedanken. Dabei hatte er die größte Menschenfreundlichkeit, das gutmüthigste Herz. Alles dies aber war bedeckt von dem leichtfertigsten Weltsinn, der nur auf den Genuß des Tages und auf Erwerbung von Frauengunst auszugehen schien; er machte großen Aufwand, hielt schöne Pferde, sprach von Festen und Gastereien, die er geben werde und gab sich damit bei den Karlsruhern ein großes Ansehen. Doch sein völlig ungezwungenes rasches Wesen gab manchen Anstoß; man erzählte gleich die ersten Tage wunderliche Geschichten von ihm, und er war gar nicht unzufrieden, wenn darüber gelacht wurde. Man sah in ihm nur einen vornehmen dreisten Wüstling, und auch mir entschwand sein höherer Geist in dem oberflächlichen Gebraus der jetzt sich drängenden Hoffeste. Mehrere waren schon glücklich abgethan, ich wünschte sie alle vorüber, denn hinter dem Schein der Freude sah ich nur Neid, Aerger oder Gleichgültigkeit. Dieser leere Prunk, das Ständegezänk daneben, im Hintergrunde die Berliner Sachen, — wie sehnt' ich mich aus all dem Wirrwarr hinaus in die freie Luft nach Baden, wo Rahel mich schon längere Zeit erwartete! Das größte und letzte Fest, am Vermählungstage, stand noch bevor; dieses aber sollte mir erspart werden.

Am 22. Juli frühmorgens, als ich noch im Bette lag, erschien Herr von Küster, bedauerte mich so früh stören zu müssen, obenein durch etwas Unangenehmes, und übergab mir eine Depesche aus Berlin. Ich las: „Da des Königs Majestät sich veranlaßt finden, den Posten, welchen Euer Hochwohlgeboren bisher an dem Großherzoglich badenschen Hofe

bekleidet haben, eingehen zu lassen, so verfehle ich nicht Ihnen davon Anzeige zu geben, und Sie hiemit anzuweisen, dem Großherzoglichen Ministerium sofort von Ihrer Abberufung Kenntniß zu geben, das Gesandtschaftsarchiv aber mit allen dazu gehörigen Papieren, Briefschaften und Chiffern an den Herrn Gesandten von Küster abzuliefern. Berlin, den 13. Juli 1819. Bernstorff." Eine Abberufung in trockenster Form, mit sichtbarer Ungnade, jedoch ohne ausgesprochenen Vorwurf, und mit der Schonung, daß man den Posten, der allerdings nur für mich geschaffen worden, nicht wieder besetzte, sondern eingehen ließ. Der Sinn war klar, und was zu thun sei nicht zweifelhaft. Küster aber schien zweifelhaft und verlegen, und wünschte, ich sollte mich gleich erklären. „Erlauben Sie mir nur, daß ich mich anziehe, versetzte ich, und in kürzester Frist wird alles Befohlene geschehen sein." — Als wär' ihm die Brust erleichtert, sagte er: „O das ist schön! In einer Stunde komm' ich wieder, dann übergeben Sie mir alles!" worauf er sich empfahl. In seinem Wesen war etwas Unheimliches, und das brachte mich auf den Gedanken, es möchten noch andere Maßregeln bevorstehen, und die kleine Frist sei mir gelassen, um die meinigen zu nehmen. Ich hatte Papiere, die sehr wohl von Hardenberg oder auch von Bernstorff gesehen werden, aber um keinen Preis in rohe Polizeihände fallen durften, ich selbst, aber weit mehr noch Freunde, in Berlin, Stuttgart, Frankfurt, in der Schweiz und in Baden konnten dadurch in die größten Verdrießlichkeiten gerathen. Mit schnellem Ueberblick und Griff raffte ich alles Gefährlichste zusammen, schickte nach Friederich, und als dieser kam, übergab ich ihm ein versiegeltes Päckchen, mit dem er sich eiligst entfernte. Gleich darauf erschien Küster wieder, etwas erstaunt, mich so guter Dinge zu finden. Er glaubte vor allem den Verdacht entfernen zu müssen, als habe er irgend zu dem Ereignisse mitgewirkt, doch war die Art, wie er dies versuchte, nicht die geschickteste, er läugnete mich verläumdet zu haben, er versicherte nicht über seine Pflichterfüllung hinausgegangen zu sein; meine Ansicht über die badischen Stände habe er nicht theilen können. Ich dachte daran, wie er in seinen Briefen an mich den Geist und die

Thätigkeit der zweiten Kammer gepriesen, die Minister getadelt hatte; waren seine Berichte nach Berlin in anderem Sinne, so mußte er die Behörde oder mich getäuscht haben. Doch ließ ich das gut sein. Ich schrieb gleich in seiner Gegenwart an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ihm meine Abberufung anzumelden; da mir ein Rückbeglaubigungsschreiben an den Großherzog nicht mitgesandt worden, so mußt' ich meinem persönlichen Verhältnisse gemäß ihm wenigstens mündlich meine Abberufung anzeigen. Ich fand ihn schon unterrichtet, er bezeigte mir sein herzliches Bedauern, und versicherte mich, wenn er jetzt oder in der Folge mir etwas zu Gefallen thun könnte, würde ich ihn stets bereit finden. „Die zweit' Kammer, ja die zweit' Kammer!" wiederholte er mehrmals, um anzudeuten, die sei an allem schuld. Er schien recht gut zu wissen, wie alles zusammenhing! Zuletzt fragte er noch, ob ich schon eine neue Bestimmung erhalten habe? Auf meine Verneinung erwiederte er: „Nun darauf bin ich doch sehr neugierig!"

Im Laufe des Tages erfuhr ich noch von Küster, daß man in Berlin den tollen Wahn gehegt, ich könnte Schwierigkeiten machen und die Depesche nicht befolgen wollen! Für diesen Fall sei er zu strengen Maßregeln ermächtigt gewesen! Sein Bericht über meine augenblickliche Folgsamkeit werde nun aber für mich den günstigsten Eindruck machen. Was für ein unsinniges albernes und ganz und gar nutzloses Benehmen diese Leute mir zutrauten! Ferner vernahm ich, daß die Depesche durch einen Kourier an den Grafen von der Goltz in Frankfurt gelangt, sein Legationssekretair Küpfer habe sie nach Stuttgart an Küster überbringen sollen, und da er diesen nicht gefunden, sie ihm hier abgegeben. Daß Küpfer in Karlsruhe gewesen in einer mich betreffenden Angelegenheit, und sich bei mir gar nicht gezeigt hatte, auch nicht nach Erledigung seines Auftrags, mußte mich in Erstaunen setzen. Ich traute seinen beflissenen Freundschaftsversicherungen zwar schon lange nicht, und unser Briefwechsel war in Stocken gerathen, aber aus dieser Zurückhaltung konnte nur auf seine niedrigste Feigheit oder auf die unglaublichste Höhe des Verrufs, der gegen mich stattfand, geschlossen

werden! Unsere Behörden und Beamten waren durch diese Beispiele in ihrer ganzen Erbärmlichkeit hingestellt.

Die erste freie Viertelstunde benutzt' ich, um eine Stafette nach Baden an Rahel zu schicken, damit sie die Neuigkeit zuerst durch mich erführe, nicht durch entstellte fremde Nachrichten erschreckt würde. Gleich beim Empfang der Depesche war mein erster Gedanke Rahel gewesen, was ihr die Sache sein, wie sie den plötzlichen Wechsel nehmen und empfinden werde. Die beeilte aufmerksame Thätigkeit, welche ich sogleich auszuüben hatte, drängte diesen Gedanken eine Weile zurück, dann aber konnt' ich ihm ungestört nachhängen. Wir hatten oft von einer möglichen, sogar unsererseits zu bewirkenden Veränderung gesprochen, die Verhältnisse in Karlsruhe waren nie sehr befriedigend gewesen, durch das Weggehen Tettenborn's, der Familie Reden und nun auch der Großherzogin Stephanie war aller gesellige Reiz verschwunden, für die verzweiflungsvolle Oede des Winters entschädigte selbst der Sommeraufenthalt in Baden nicht. Wir hingen beide nicht an dem Ort und seinen unsichern Darbietungen. Aber jetzt, bei der ausgesprochenen Trennung, empfand ich doch, daß er uns lieb geworden, daß wir seine guten Seiten zu schätzen wußten, dazu kam die eingerichtete Häuslichkeit, die gewohnte Tagesweise. Eine schnelle Antwort ließ mich erkennen, daß auch Rahel dies alles fühlte, doch mit hoher und reiner Fassung überwand. Ein zweiter Brief theilte mir schon wieder heitre Neuigkeiten mit. Ich machte nur noch die nöthigen Abschiedsbesuche, bei meinen Kollegen und sonstigen Bekannten, ordnete noch einiges in meinen Papieren, und eilte nach Baden, in der frischen Natur und treuen Gesellschaft Rahel's mich von allen Mühen und Widrigkeiten zu erholen.

Mich empfing in dem wohlgelegenen Töpferhause, das wir nun im dritten Sommer bewohnten, das froheste Behagen, das glückliche Gefühl des Erledigtseins von allem Zwang und außer dem vertrauten, langentbehrten Gespräch Rahel's die anmuthigste Geselligkeit, die sich um sie versammelt hatte. Den Großherzog von Sachsen-Weimar, der sie besuchte, sah ich nur einen Augenblick, denn er reiste gleich weiter in die

Schweiz, doch seinen Unmuth über die Sachen, welche jetzt vorgingen, seine Verachtung der elenden Einbläser und Hetzer auszusprechen, war der Augenblick nicht zu kurz. Die meisten Personen, welche Rahels Gesellschaftskreis angehörten, schienen gar nicht zu bemerken, daß sich mit uns eine Veränderung zugetragen habe. Frau Streckeisen aus Basel, Lord und Lady Caledon, Fürst und Fürstin von Löwenstein, Graf von Knyphausen aus Hannover, Mrs. Caulfield mit ihren anmuthigen Töchtern, Graf und Gräfin von Zeppelin aus Stuttgart, die Familie Tastet aus Straßburg, Gräfin Lagorce und Generalin von Walther ebendaher, kümmerten sich wenig um die Nebeldünste der Politik, oder wollten wenigstens hier nicht daran erinnert sein, unter dem heitern Himmel im Vergnügen des harmlosen Verkehrs. Auch wir unsererseits waren wie sonst, und ließen uns nichts anfechten, lebten in gewohnter Weise munter fort, in der sichern Haltung, die ein vorwurfsfreies Bewußtsein giebt, ohne Trotz und ohne Scheu. Nur einige Bekannte, deren Standpunkt weltlich oder geistig geringer war, zeigten im Anfang einige Schüchternheit, und wollten erst sehen, welche weitere Wendung folgen werde, als sie äußerlich keinen Wechsel und das Beispiel der Andern sahen, fanden auch sie sich mit schmeichelndem Eifer wieder ein. Genug, schon in den nächsten Tagen nach meiner Katastrophe fühlt' ich mich durch dieselbe wie aus trüben Wogen in eine glückliche Insel versetzt!

Eine Katastrophe war es in der That, was mich betroffen hatte, wir selbst und auch die Andern mußten es dafür ansehen, und nur unser Betragen machte, daß sie es weniger war. Das Verfahren, ungewöhnlich, schroff und doch schonend, hatte etwas Räthselhaftes, eine schwere Anschuldigung und feindliche Gesinnung lag unzweifelhaft zum Grunde, doch welcher Art und welches Grades diese seien, das war ein undurchdringliches Geheimniß. Schlimm genug mußte meine Sache geschwebt haben, denn ich erfuhr aus Berlin, daß anfangs nicht meine Abberufung, sondern meine Entlassung aus Königlichen Diensten in Aussicht gestanden

habe. Nachträgliche Gerüchte verriethen, daß von noch Schlimmerem die Rede gewesen sei. Dabei war über meine künftigen Verhältnisse, selbst über die zu beziehenden Geldmittel — die Frage war glücklicherweise keine dringende, konnte es aber sein — nicht das geringste angedeutet. Ein letztes Dienstschreiben, in welchem ich die Ausführung der erhaltenen Befehle angezeigt, ließ Bernstorff unbeantwortet, eben so einen vertraulichen Brief, durch den seine vorgefaßte Meinung berichtigt werden sollte. Ich hörte bald, er sei zum Kongreß nach Karlsbad abgereist, wohin auch Berstett in den nächsten Tagen eilte, nachdem er vorher noch in höflicher Weise mir geschrieben, wie sehr es ihm während des Bestehens unserer Geschäftsverhältnisse jederzeit angenehm gewesen, mir Beweise seiner besondern Hochachtung geben zu können, und daß ihm auch fernerhin jeder Anlaß willkommen sein werde, dieselben Gesinnungen zu bethätigen. Auch Küster, nachdem er wieder in Stuttgart eingetroffen, gab mir in schönen Worten wiederholte Versicherungen. Ein übles Zeichen war, daß meine Freunde mich ohne Nachricht ließen. Ein spätes und karges Wort von Stägemann, und spärliche Mittheilungen meines Schwagers, waren alles was ich von Berlin empfing; Gruner, der freilich schon leidend war, Oelsner in Paris, anfangs auch Lindner und Cotta in Stuttgart und Friederich in Karlsruhe, Tettenborn sogar und Bentheim, alle schwiegen.

Im Genusse der Freiheit, der schönen Natur und der heitern Geselligkeit, ließ ich mir dies alles nicht zu große Sorge machen; obwohl ich die Umstände wohl erwog, und nach Erforderniß auch auf sie einwirkte. Ich war vierunddreißig Jahr alt, hatte Rahel zur Seite, fühlte Kraft und Muth, machte wenig Ansprüche, und sah meine Fähigkeiten über Gebühr anerkannt; die ganze Welt stand mir offen, und ich durfte nicht bange sein, in der Nähe wie in der Ferne die Wege zu finden, die ich zu gehen wünschte. Für den Augenblick war nichts zu thun, als ruhig zu warten, und für dieses Warten konnte sich keine schönere Lage denken lassen, als die in der ich mich befand; hätte dies so fortdauern können, es würde als das größte Glück zu preisen gewesen sein.

Doch entzog ich mich den politischen Angelegenheiten keineswegs. Ich hätte es auch nicht gekonnt, denn von allen Seiten drängten sie sich an mich heran, und forderten meine thätige Betheiligung. Meine preußische Mission war vor der Hand beendigt, allein meine eigne ganz und gar nicht, sie war jedenfalls die größere und jene nur ein Bestandtheil von ihr; schied dieser dem Ganzen hinderlich werdende für einige Zeit aus, so nahm letzteres nur um so freier und kräftiger seinen Aufschwung.

Die badischen Stände waren am 26. Juli auf sechs Monate vertagt worden, nachdem zuletzt sowohl von Seite der Kammern als der Regierung die Bitterkeit etwas nachgelassen, oder wenigstens sich in glimpflichere Formen gekleidet hatte, so daß die Stände sogar eine Dankadresse an den Großherzog beschlossen wegen der glücklich beendigten Verhandlungen in Frankfurt. Auch entließ die Regierung die Stände ohne ausgesprochenen Vorwurf. Die Gesinnungen waren indeß nicht verändert, im Gegentheil verstärkt, die Abgeordneten hatten ihre Ueberlegenheit kennen gelernt, ihre Kräfte geübt, ihre Talente dargelegt; die Regierung von allem das Gegentheil, daher sie auf anderem Gebiet ihre Hülfe suchte, um die Gegner wo nicht zu schlagen, doch einzuschränken, zu hemmen.

Nach der Vertagung erschienen viele der Abgeordneten in Baden, einige um sich von den Mühen der Sitzungen zu erfrischen, die meisten um auf der Durchreise wenigstens den Anblick dieses reizenden Ortes mitzunehmen. Außer denen, die ich schon kannte, besuchten mich viele, die mich wollten kennen lernen. Ich legte mir keinen Zwang auf, und verkehrte mit ihnen ohne Scheu, was, da es so offen geschah, nicht einmal sehr auffiel. Sie wußten recht gut, daß ich ihren Angelegenheiten stets die eifrigste Theilnahme gewidmet, daß ich das Opfer meiner Freimüthigkeit geworden, sie fühlten sich mir zu Dank verpflichtet, und bezeigten mir diesen herzlich und eindringlichst. Nicht mit leeren Worten! Sie machten mir die lockendsten Eröffnungen; wenn die Sachen in Preußen, meinten sie, schlechter und schlechter würden, wie es leider den Anschein habe, so möcht' ich die dortigen Ver-

hältnisse fahren lassen, und mich im Lande Baden einbürgern, man werde meinem Namen einen ansehnlichen Grundbesitz verknüpfen, ich würde dann zum Abgeordneten für den nächsten Landtag gewählt werden, und die zweite Kammer statt Eines Liebenstein's zwei haben! Unter den Anbietenden waren die reichsten Männer des Landes, denen die Ausführung, was die Geldmittel betraf, keine Schwierigkeit machen konnte. Fürerst aber konnt' ich solche Vorschläge, wie ehrenvoll und dankenswerth sie sein mochten, nur ablehnen. Ich hielt die sehr getrübten Zustände in Preußen doch nicht für hoffnungslose, und wenn eine allgemeine Verdunkelung in Deutschland erfolgen sollte, — fand sie aber in Preußen dauernd statt, so konnten ihr auch die anderen Länder nicht entgehen — so dünkte es mich besser, sie in dem großen Staat als in einem kleinen zu erleben. Merkwürdig aber war es, daß mir binnen kurzer Frist zweimal die Aussicht eröffnet worden, in dieses gute Land überzusiedeln, früher im Berufe des Staatsdienstes, jetzt im Berufe der Volksvertretung; der That nach hatte ich freilich in beiden Richtungen schon einiges geleistet. — Die Abgeordneten, welche mit treuer Ausdauer für die Sache des Volks und der Freiheit gekämpft hatten, — und dies waren fast alle, — wurden in der Heimath mit unendlichem Jubel, mit den herrlichsten und rührendsten Ehren aufgenommen. Im ganzen Lande war die höchste Begeisterung für diese tapfern Streiter; siegreich aus dem Felde zurückkehrende Krieger konnten nicht mit größerer Liebe, mit schönerem Beifall empfangen werden. Diese durch das ganze Land, besonders aber in Lahr und Freiburg, sich kräftigst aussprechende Zustimmung, traf die Gegner als ein ihnen zugefügter Schimpf, und ihre Erbitterung ging zum Theil auch auf den Großherzog über, der solche Huldigungen als nur ihm gebührende ansehen wollte.

Die badische Ständesache war gewissermaßen die meinige geworden, und ich durfte sie auch jetzt nicht fallen lassen. Meine zahlreichen Aufsätze, des mannigfachsten Tons und Umfangs, flogen nach allen Richtungen in die Oeffentlichkeit aus, und die Stimme der Anerkennung, der Vertheidigung, des Lobes, die von nah und fern wiederhallte, war nicht ohne

Wirkung. Lindner's neue Zeitung, die in Stuttgart erſcheinende Tribüne, die Augsburger Allgemeine, die Aarauer und Speierer Zeitung, der Hamburgiſche Korreſpondent, und ſelbſt Brüſſeler und Pariſer Blätter ließen das Geſchütz fleißig ſpielen, mit dem ich ſie verſorgte; das gegneriſche, wo es ſich hervorwagte, wurde ſchnell zum Schweigen gebracht.

Ueberhaupt erſchienen die Freiſinnigen muthig auf dem Kampfplatz, und begegneten den falſchen Anſchuldigungen und niedrigen Verläumdungen mit ſcharfen Waffen. In Büchern und Flugſchriften, in den meiſten Zeitungen, wurde die Sache der Freiheit, des Fortſchritts, der Verfaſſung, mit ſiegreicher Ueberlegenheit verfochten, die dunkeln Angreifer und Verfolger gegeißelt und verhöhnt, dem Spott und Gelächter Preis gegeben. Nicht ſo öffentlich, aber nicht weniger ſtark und wirkſam nahmen ſich Stimmen von größter Geltung der Verfolgten an, Aeußerungen Stein's, Humboldt's, Gagern's, Wangenheim's und Anderer wurden mitgetheilt, welche die große Verſchwörung für eine Fabel, die Zugriffe der Polizei für rohe Gewaltthat erklärten, und den Regierungen, namentlich der preußiſchen, das Verzögern der verheißenen Verfaſſung, die ſchlechte Wirthſchaft, den Mangel an Geſetzlichkeit, zum bittern Vorwurf machten; hier ſagten ſie, liege der Grund des Uebels, über das geklagt werde, die Klagenden ſelber trügen die Schuld. Daß der Großherzog von Sachſen-Weimar ſo dachte und ſprach, iſt ſchon erwähnt worden, ich kann es auch von dem Könige von Würtemberg ſagen, dem ich in dieſer Zeit eben deshalb häufiger ſchrieb, ihn in ſeinem Sinne zu beſtärken und ſeine guten Abſichten zu unterſtützen. Er nahm alles freundlich und dankbar auf, wollte jedoch in das Lob der badiſchen Stände nicht ganz einſtimmen, ſie hatten ſeine Eiferſucht erregt, er konnte nicht hoffen eben ſo glänzende, und kaum wünſchen, ſo vorſchreitende zu haben; überdies war er vertieft in die Entwürfe der Verfaſſung, die mit ſeinen neuerdings berufenen Ständen zu vereinbaren und noch vor Ende des Karlsbader Kongreſſes in Wirkſamkeit zu ſehen ihm ſehr am Herzen lag. — Als ein beachtungswerthes Zeugniß für das gute Bewußtſein der Angeſchuldigten ſprach der Umſtand, daß kein einziger verſucht

hatte, sich der Haft durch die Flucht zu entziehen, oder seine Papiere zu verheimlichen. Mein Freund Reimer, den die Nachricht von den Berliner Vorgängen in der Schweiz traf, verließ diesen sichern Aufenthalt, und reiste sogleich nach Berlin, um zu sehen, was denn die tolle Wirthschaft bedeute; er sprach bei mir ein auf seiner Heimreise, wir tauschten herzlich unsere Gesinnungen, und meine besten Wünsche begleiteten den muthigen biedern Mann zu den Kämpfen, die ihm reichlich bevorstanden.

Unterdessen hatten sich in Betreff meiner die bedenklichsten Gerüchte verbreitet. Man sah mich in Baden überall auf Spazirgängen und anderen öffentlichen Orten, im lebhaften Verkehr mit zahlreicher und bester Gesellschaft, ruhig und vergnügt, der König von Baiern, die Großherzogin Stephanie vermieden mich keineswegs, auch der Großherzog von Baden, der auf einen Tag von Karlsruhe kam, sprach mich freundlich vor dem Kurhause an, und wollte noch mein alter Freund und Gönner sein; aber vier Meilen davon, in Karlsruhe, wußte man trotz des täglichen Verkehrs von allem diesen nichts, sondern im Gegentheil, daß ich mich versteckt halte, sogar daß ich verhaftet sei. Meine Freunde widersprachen umsonst, und als das alberne Gerede fortdauerte, mahnten sie mich, ihm durch meine Anwesenheit ein Ende zu machen. Ich fuhr auf einen Tag hinüber, besorgte kleine Geschäfte, zeigte mich im Museum, besuchte meine Freunde, einige Hofleute und Gesandte, und kehrte am nächsten Tage nach Baden zurück. In der Nähe mußten nun freilich die falschen Gerüchte verstummen, allein sie waren schon weiter geeilt, und brachen bald an wichtigern Orten vergrößert aus.

Schon hatten einige deutsche Tagesblätter meine Verhaftung gemeldet, und mich so wie Gneisenau und Gruner, die gleichfalls in Untersuchung sein sollten, mit den staatsverbrecherischen Vereinen und Umtrieben in nahe Beziehung gesetzt. Ich begnügte mich durch ein paar mir befreundete Zeitungen dies für unwahr erklären zu lassen. Gleich darauf aber wiederholten belgische, englische und französische Tages-

blätter, unter ihnen der gewichtige Moniteur jene Angaben, und berichteten ganz zuverlässig, daß ich durch Polizeibeamte und Gendarmen in Haft genommen und gefesselt nach Berlin gebracht worden sei! Aehnliches wurde in anderen Blättern auch in Betreff Gruner's gesagt, so wie von Gneisenau und Anderen. Das war denn doch zu grob; ich konnte nicht dulden, daß ich so verunglimpft und meine Verwandten und Freunde so in Schrecken gesetzt würden. Aber persönlich mit meinem Namen dagegen aufzutreten, schien mir nicht das Rechte, ich hielt dafür, der Staat selbst müsse mit seinem Ansehen mich gegen solche Unwahrheit schützen, und schrieb deßhalb an Stägemann die Aufforderung, durch die Staatszeitung diese Lügen niederzuschlagen. Er konnte sich dem nicht entziehen, das Ministerium, bei dem er sich Raths erholte, mußte die Billigkeit meines Gesuchs eingestehen, und so erfolgte denn die Berichtigung, die zwar nicht nach meinem Wunsche, sondern trocken und matt ausgedrückt war, aber im Ganzen ihre Wirkung doch nicht verfehlte.

Nun begriff ich, daß meine besten Freunde verschüchtert waren, und mir nicht schrieben; sie hatten keine Sicherheit, daß ich ihre Briefe nur bekommen würde, und konnten nicht berechnen, welches harmlose Wort mir, oder auch ihnen, unter diesen Umständen schädlich werden dürfte. Oelsner gebrauchte die List, um zu sehen ob ein Verkehr möglich sei, durch seine Frau an Rahel schreiben zu lassen, englisch, und als ob von Pariser Bestellungen die Rede sei. Meine Antwort zeigte, daß der Weg völlig offen und unsere Briefe ungefährdet seien, worauf unsere Mittheilungen gleich in gewohnter Weise wieder in Gang kamen.

Eine in Paris erschienene Flugschrift: „La vérité sur les sociétés secrètes, par un ancien illuminé", deren Verfasser der nachher bekannter gewordene Dr. Eckstein war, ein aus dem Judenthum zur katholischen Kirche Uebergetretener, scheute sich nicht ebenfalls meinen Namen mit den geheimen Vereinen und angeblich daraus hervorgegangenen Verschwörungen in Verbindung zu bringen, mit denen ich nie das

Geringste zu thun gehabt, ja deren Bestehen mir noch völlig zweifelhaft erschien. Da ich die Schrift nicht vor Augen hatte, jedoch bald erfuhr, daß sie ein Gemisch alter aufgewärmter Mährchen und neuer Lügen sei, so überließ ich dem Ermessen Oelsner's, ob irgend ein Strafwort gegen sie nöthig oder der Mühe werth sei.

Nachdem die erste Badezeit und Gesellschaft allmählig vorübergegangen war, erlebten wir deren Erneuerung durch ein zweites Geschlecht, das weniger heiter und vergnüglich, aber in eigner Weise bedeutend und anziehend war. Der reiche russische Bergwerksbesitzer Demidoff aus Paris fand sich ein, der Staatsrath Dr. von Rehmann, die noch schöne Frau von Narischkin, Maria Antonowna, ehmalige Geliebte des Kaisers Alexander, ein Fürst Lapuchin, Herr von Tepper, ein einstiges Haupt des größten Wechslergeschäfts in Warschau und dann als leidenschaftlicher Musikfreund allbekannt, ein Fürst Labanoff, endlich auch Fürst Kosloffskii, der den Rest des Sommers hier genießen wollte. Dieser hauptsächlich russische Kreis, uns durch schon bestehende Bekanntschaft offen und bald vertraut, hatte ganz und gar das Gepräge der großen Welt und des vornehmen Lebens, des Ueberdrusses und der Langenweile, die aus dem reichsten Genuß aller Herrlichkeit mit Erschöpfung und Krankheit zuletzt übrig bleiben, aber auch den mächtigen Reiz bedeutender Erinnerungen, und das lebhafte Verlangen nach erfrischenden neuen Gegenständen und Eindrücken; Frau von Narischkin fand diese mit Erstaunen in den nächsten Erlebnissen des täglichen Lebens, in den stillen Erweckungen des Geistes und Gemüthes, die sie auf ihrer glänzenden Höhe nie hatte wahrnehmen können. Mit einer Art Unschuld, mit Rührung und Erstaunen sah sie eine Fülle neuer bisher unbeachteter Verhältnisse; eine Wohlthätigkeit, die nicht mehr in bloßem Geldgeben bestand, sondern auf innerer Theilnahme beruhte, ein menschliches Entgegenkommen, das nicht auf Gunst und Vortheil ausging, ja selbst wahre Herzensneigung schien sie erst jetzt zu erkennen und zu fühlen. Ein Spazirgang, ein harmloses

Geſpräch, erfreuten ſie mehr als ſonſt die größten Feſte: dabei war ihre Unterhaltung, wie anſpruchslos und ungeſucht, doch als Abglanz früherer Zeiten, immer bedeutend und lehrreich, ihr ſtand ein Stoff von Denkwürdigkeiten zu Gebote, der die ihrigen, wenn ſie deren hätte ſchreiben wollen, zu den alleranziehendſten gemacht haben müßte. Der kranke Demidoff ſonnte ſich in dem Schimmer ihrer Schönheit und einſtigen Größe, denen er früher nicht hatte nahen können; die vornehmen Ruſſen gingen mit ihr auf dem Fuße der achtungsvollſten Freundſchaft um. Beſonders war Kosloffskii ihr Liebling, deſſen munterer und ſcharfer Geiſt alles um ſich her in Athem erhielt, und ſeine Geſpräche durch Wagniſſe der kühnſten Art oft ſo ſtark würzte, daß die Andern ſcheu umherblickten, ob nicht ein unvertrauter Hörer in der Nähe ſei.

Bisher war mir kein Anlaß gegeben, in Kosloffskii eine beſondere perſönliche Theilnahme für mich vorauszuſetzen. Einſt aber als ich nach Lichtenthal ſpaziren ging, begegnete er von dorther kommend mir in ſeinem mit vier ſchnaubenden Pferden beſpannten Wagen, ließ halten, ſchickte ihn nach Hauſe und geſellte ſich zu mir. Er kam bald auf meine Angelegenheiten zu ſprechen, bedauerte die Spannung — einen Unfall wollte er es nicht nennen —, in die ich gerathen ſei, und beurtheilte den Stand der Dinge, wie ich es nur wünſchen, aber von einem ruſſiſchen Diplomaten nie erwarten konnte. Die badiſchen Stände, nach allem was er gehört und dem wenigen was er geſehen, fand er nicht nur in ihrem vollen Recht und die Regierung im wahnvollſten Irrthum, ſondern er pries auch mit größter Bewunderung den Geiſt und die Talente der einzelnen Abgeordneten, während er den beſchränkten übelwollenden Sinn der Miniſter tief verurtheilte. So ſei es, ſagte er, in Deutſchland überall, wenigſtens in Süddeutſchland, wohin immer ſein Blick ſich gewendet, nirgends habe er aufrühreriſchen treuloſen Geiſt im Volke geſpürt, nur die größte Redlichkeit, das aufrichtigſte Streben zum Guten, zu den Verbeſſerungen, die längſt verheißen, dringend nothwendig und ſtets vorenthalten ſeien; die Regierungen müßten mit Blindheit geſchlagen ſein, um dies zu verkennen, und

von bösem Willen erfüllt, um Erscheinungen, die von ihnen allein verschuldet würden, dem Volk und dessen Vertretern zum Vorwurf zu machen. Er kannte das englische Parlament, die französischen Kammern, aber der deutschen Art gab er von beiden weit den Vorzug, diese Redlichkeit, diesen Anstand, dieses Absehen von den Personen und Hinsehen auf die Sachen, finde man nirgends wieder, und auch an den größten Talenten sei ein wahrer Ueberfluß. „Ihr habt", rief er aus, „den stärksten Beruf, das in Eurer Geschichte alt- und bestbegründete Recht, die allerschönsten Eigenschaften um ein großes nationales Parlament zu haben, wie ist es möglich, daß Ihr keines habt? und statt eines solchen den elenden Bundestag?" Ich antwortete hierauf das Nöthige, auch mit Hinweisung auf die Geschichte, daß die Macht, welche die großen Beauten des Reiches, die Fürsten, nach und nach an sich gebracht, sowohl den Kaiser als das Volk beeinträchtigt, und besonders das letztere völlig unterdrückt habe, daß aber gerade in unserer Zeit ein Anfang gemacht sei, die Freiheit wiederzugewinnen, und daß dazu sogar der Bundestag als Werkzeug diene, den ich um deßwillen nicht verwerfen könne, es komme nur darauf an, ihn anders zu füllen, anstatt des faulen Wassers in das gereinigte Faß edlen Wein zu gießen; wenn die Höfe von Berlin und Wien dies einmal vereinigt ausführten, oder auch nur einer von ihnen dies ernstlich wollte, so würde man Wunder sehen, welche Entwickelung unsere deutschen Sachen nehmen würden. — „Geht mir mit Euren Höfen von Berlin und Wien!" versetzte er unwillig, „da liegt eben das Uebel, daß sie, die ganz und gar nicht deutsch sind, doch allein die Geschicke Deutschlands leiten, sie werden das nie thun, was Ihr wünscht, am wenigsten unter dem Einfluß der jetzt geltenden Persönlichkeiten!" Und nun begann er diese näher zu bezeichnen, mit Ausdrücken wie von Mirabeau, so neu, so schlagend, so jeden Einspruch abschneidend; über den Fürsten von Metternich insbesondere hatte ich bisher nie so reden gehört, und kaum später von seinen erklärtesten Widersachern; aller Nimbus war zerstört, der innerste Kern hervorgeholt und als hohl und verderbt nachgewiesen. Für Metternich

hatte ich, wie für den Bundestag, doch manches Günstige zu sagen, das auch nicht geläugnet aber für unerheblich erklärt wurde; ob ein Minister, hieß es, die schönsten blauen Augen habe, dabei könne er die schwärzesten Handlungen ausüben. Das merkwürdige Gespräch nahm noch mancherlei Wendungen, und schoß nach allen Seiten sprühende Funken, es war in der That eine Art Feuerwerk, wozu er wie es schien lange Zeit den nöthigen Stoff gesammelt und gestaltet hatte, und das er nun endlich abbrennen wollte! Ich blieb in fortwährender Ueberraschung, und aufmerksamer Spannung, ob irgend ein bestimmter Zweck sich zeigen werde, zu welchem dieser außerordentliche Aufwand kühner Beredsamkeit gemacht werde: doch ein solcher Zweck zeigte sich nicht, es war bloß eine Herzensergießung, durch die der Sprecher sich selbst ein Genüge gethan. Als wir schon zurückgekehrt waren und unsere Wege sich schieden, enthielt ich mich nicht der scherzenden Bemerkung, daß auch er das Loos der Deutschen zu theilen scheine, für den entschiedensten Beruf keine Laufbahn offen zu sehen, für die mächtigsten Rednergaben kein Parlament zu haben. „O mein Lieber!" versetzte er wehmüthig, „ein russisches Parlament! Das wäre eine neue Epoche in der Weltgeschichte! Sie wird kommen, aber wann? Der Kaiser in seiner Rede zu Warschau hat es uns versprochen; doch die Weissagungen der Propheten erfüllen sich schon spät, die Versprechungen der Kaiser und Könige — laßt uns nicht weiter davon reden!"

Ich that aber Kosloffskii'n großes Unrecht, diese freisinnigen Bekenntnisse nur für rednerische Aufwallungen und Uebungen zu halten, die weiter keine Folge hätten; sie gingen aus seiner tiefsten Ueberzeugung, aus seiner wärmsten Gesinnung hervor, und er sprach sie nicht nur gegen mich und Andere aus, wo er den Boden sicher wußte, sondern gegen solche, wo dieser zweifelhaft oder gar gefährlich schien. Im Kreise seiner Landsleute, der wirklichen Russen, fand er meist williges Gehör, und durfte von dieser Seite keine gehässige Angeberei fürchten; dagegen waren die deutschen oder sonst ausländischen Russen ihm verdächtig, nicht nur Faber und seinesgleichen Untergeordnete, die sich an einen wirklichen

Gesandten und noch aus früherer Zeit vom Kaiser Begünstigten so leicht nicht wagen durften, sondern auch die ihm gleich oder über ihm Stehenden, wie Anstett, Alopeus, Pozzo di Borgo, und selbst Nesselrode, und deren Wohldienerei er weder für den Kaiser noch für Rußland ersprießlich glaubte; auch diesen, wie mir später bekannt wurde, hatte seine Denkart sich nicht verhüllt, sondern oft mit Trotz gezeigt. Wie tief und ernst er fühlte, wie sehr das Wohl des Landes und dessen Entwickelung zur Freiheit ihm am Herzen lag, mußten wir bei Gelegenheit eines Gerüchts erkennen, das damals in den Tagesblättern umlief. Es hieß, der Kaiser Alexander sei auf einer Reise in Finnland plötzlich gestorben. Alle Russen wurden von der Nachricht erschüttert, bejammerten den großen Verlust; aber keiner mehr als Kosloffskii, der wie ein Verzweifelter umherging, die guten Eigenschaften des Kaisers wehklagend pries, seinen Freisinn, seine Menschlichkeit, und das Schicksal des Vaterlandes, ja ganz Europas beweinte. „Alle Hoffnung, die uns noch übrig geblieben," sagte er, „war auf Alexander gestützt, jetzt geht in Rußland eine eiserne Zeit an, in die wir nur mit Entsetzen blicken können, dieser zu frühe Tod bringt uns, bringt Euch alle, das könnt Ihr glauben, um fünfzig Jahre zurück!" Andere Nachrichten, durch die jenes Gerücht als ein grundloses man wußte nicht wie entstandenes, sogleich zerfiel, beruhigten glücklicherweise bald wieder diese leidenschaftlichen Befürchtungen.

Kosloffskii, durch diesen Vorgang erinnert, wie alles dem Zufall unterworfen, und daß vielleicht in kurzem die Gelegenheit fehlen könne zu solchen Anknüpfungen wie er sie beabsichtigte, beschloß einen kühnen Schlag zu thun. Er setzte sich hin und arbeitete mit einem Fleiß und einer Ausdauer, wie ich sie ihm nie zugetraut hätte, eine große französische Denkschrift über Süddeutschland aus, durch welche er die innern Verhältnisse von Würtemberg und Baden erörterte, und namentlich in Betreff der Verfassungen und ständischen Verhandlungen dem Kaiser die Augen zu öffnen suchte, und ihm darlegte, daß die gewöhnlichen, freilich durch die Regierungen selbst verbreiteten, aber keineswegs erhärteten Angaben

von einem schlechten im Volke und seinen Vertretern herrschenden Geist, von Verschwörungen und anderen staatsverderblichen Unternehmungen, in den meisten Fällen unwahr und falsch, in andern wenigstens übertrieben seien; daß das Uebel, über welches geklagt werde, meist in den Regierungen selbst liege, welche ihren Beruf nicht erfüllten, den Geist der Zeit nicht würdigten, und daß nur das Fortschreiten in freisinniger Richtung, nicht aber das Zurückschreiten eine Bürgschaft des Besserwerdens gebe. Diese Denkschrift, von der ich ganze Abschnitte, nach Maßgabe daß sie fertig wurden, zu hören bekam, war in jedem Betracht ein Meisterstück, sowohl durch den geistigen Gehalt, als durch die lichtvolle Darstellung und die edle Schreibart. Sie war darauf berechnet, bei dem Kaiser Eingang zu finden, der für solche Vorzüge Sinn hatte, und zwar in letzter Zeit von der Bahn des Freisinns merklich abgewichen war, aber doch gern hörte, wenn Franzosen und Deutsche ihn noch als dessen Beschützer rühmten. Daß er auch meiner namentlich erwähnte, meine Ansichten und mein Verhalten vertheidigte, wollte er mir anfangs aus Zartgefühl verhehlen, allein im Verfolg mußte er es doch gestehen und die Stellen mittheilen.

Während man Kosloffskii nur mit leichtfertigen Abentheuern und Vergnügungen beschäftigt glaubte, saß er angestrengt in frühen Morgenstunden und später Nachtzeit bei dieser Arbeit, und säumte nicht, sie dem Kaiser einzusenden. Allein er that noch mehr! Zwei seiner Kollegen, die er wenn auch nicht als durchaus freisinnig, doch entschieden als unknechtisch kannte, wurden von ihm aufgefordert und bewogen, gleichzeitig in ähnlichem Sinn an den Kaiser zu berichten, und so vielleicht, wenn auch keine Umkehr, doch ein billiges Einsehen in diese Angelegenheit zu erwirken; es war schon viel gewonnen, wenn der Kaiser veranlaßt wurde, diese Gegenstände nochmals in Erwägung zu ziehen, und der gemeinsamen Thätigkeit der verbündeten Ultras aller Länder nicht durch das Gewicht seiner Zustimmung förderlich zu sein. Ich war nicht mehr in Baden, als die Folgen dieser Denkschrift sich ergaben; ich will aber das Weitere gleich hier anschließen. Der Graf Nesselrode eröffnete den drei Ge-

sandten, daß die von ihnen aufgestellten Ansichten durchaus nicht die des Kaisers seien, daß er ihnen dessen Mißfallen auszudrücken habe, und von ihnen erwarte, sie würden von ihren Irrthümern zurückgekommen und eines Bessern belehrt, in ihren nächsten Antworten dies bestimmt zu erkennen geben. Kosloffskii antwortete sogleich, er glaube nicht im Irrthum zu sein, und eine Belehrung, die nicht durch thatsächliche Gründe seine Ueberzeugung ändere, könne er nicht annehmen. In etwas milderer doch dem Sinne nach wenig verschiedener Weise schrieb der eine seiner Kollegen, der andere ließ sich belehren und bekannte seine Reue. Der letztere blieb in seiner Anstellung, Kosloffskii und sein Freund aber wurden nach längerem, über ein Jahr sich hinzögerndem Schriftwechsel endlich dahin gebracht, daß sie ihre Dienstverhältnisse aufgaben. Kosloffskii erklärte, daß bei so großer Abweichung, die zwischen seiner und des Ministeriums Auffassung der Dinge stattfände, es wohl am zweckmäßigsten sei, wenn er einstweilen aus dem Amte träte. Ungesäumt erfolgte im Jahr 1821 seine Pensionirung, in welcher, bei mancherlei Wechsel des Aufenthalts und Glückes, er fortan verblieb, auch als er, wunderbar genug, wieder in persönliche Gunst bei dem Kaiser Nikolaus gekommen war.

Einiger Personen muß ich noch gedenken, die zu unserm Gesellschaftskreise gehörten, und dessen Mannigfaltigkeit einigermaßen anschaulich machen. Ich nenne zuerst Madame Chevalier, die einst berühmte Schauspielerin, die ich als Knabe zuerst in Hamburg gesehen, wo sie besonders in dem Drama Raoul der Blaubart durch Darstellung des furchtbarsten Erschreckens eine beispiellose, dem Gedächtniß nicht mehr zu entreißende Wirkung machte. In St. Petersburg, wo sie später gleichfalls durch ihre Kunst entzückte, wurde sie fast gegen ihren Willen und gewiß absichtslos eine Zeitlang die Geliebte des Kaisers Paul, und als dieses Verhältniß in Folge politischer und höfischer Ränke sich wieder löste, verließ sie Rußland mit einer solchen Ausstattung, daß sie für ihre übrige Lebenszeit aller äußern Sorgen enthoben war.

Von beiden Rollen war, außer den kostbarsten Diamanten, die von der einen wie von der andern herstammen konnten, keine Spur mehr in der schlichten, ruhigen, noch immer schönen Frau, die nur eine gutmüthige, heitre, mit den Formen der großen Welt vertraute, doch anspruchslose, liebenswürdige Französin darstellte; so war auch ihre Tochter, die von der Geschichte der Mutter wenig zu wissen schien, bei angenehmer Bildung und schönen Talenten ganz einfach und bescheiden. Madame Chevalier hatte nach ihrem Weggehen aus Rußland nie aufgehört in der guten Gesellschaft zu leben, und besonders die vornehmen Russen bezeigten ihr stets die achtungsvollste Aufmerksamkeit. Sie war in jeder Gesellschaft ein wohlthuender, nie störender Bestandtheil. Ich und Rahel, die sie in Pyrmont früher auf der Bühne gesehen und auch flüchtig kennen gelernt hatten, durften ihr auch wohl von ihrem theatralischen Talent sprechen, das aber, seit sie diesem Beruf entsagt hatte, völlig erloschen zu sein schien. — Mrs. Caulfield und ihre schönen Töchter sind schon früher genannt worden. Die ältere Fanny war eine stille Schönheit, der sehr gehuldigt wurde, die jüngere Harriet ließ ihrer lustigen Laune den freiesten Lauf, und auch gewagtere Sprünge gewannen durch die Grazie, von der sie begleitet waren, leicht Verzeihung. Sie hatten früher Frankreich besucht, kamen jetzt aus Italien, und hatten sich der englischen Lebensweise ganz entwöhnt, so daß sie erklärten, sie würden diese nicht mehr aushalten, und daß sie sich vor der Rückkehr fürchteten. Ein jüngerer Bruder benutzte die Eton-Ferien um mit seinem Onkel Crofton, der ein Linienschiff in der englischen Seemacht befehligte, Mutter und Schwestern zu besuchen, sie waren durch und durch englisch, und bildeten mit den letztern den stärksten Gegensatz; besonders war ihnen ein Franzose, Herr von Lammarre, anstößig, der sich eifrig um die schöne Fanny bewarb, und sie später auch wirklich heimführte. Dieser Lamarre, der sich nachher Graf nannte, war der in Frankreich zahlreichen Klasse politischer Mitarbeiter angehörig, die theils im Kabinet, theils in Zeitungen eine untergeordnete, nicht selten auch wichtige, und bei gehöriger Geschicklichkeit ertragreiche Thätigkeit ausüben; in der Gesellschaft

erschien er nicht ausgezeichnet. In dieser machte sich der Graf Laparde-Messence bemerkbarer, durch seinen Gesang zur Guitarre, durch sein unterhaltendes Geschwätz, durch seine stets bereitwillige Dienstfertigkeit; wenn er sich einmal, was selten geschah, ein wenig in die Brust warf und den Kopf höher trug, so geschah es immer mit einer Art zweifelnder Scheu, ob man nicht vielleicht schon wisse, wie wenig er dazu berechtigt sei!

Mit diesen beiden Franzosen, deren Gewandtheit ohne bestimmte Richtung war, stand in schneidendem Gegensatz ein Oberst Brack, ein junger schöner Mann und entschiedener Bonapartist. Er soll mit einer der Schwestern Napoleon's eine Liebschaft gehabt haben, dann war er ein begünstigter Anbeter der bezaubernden Schauspielerin Mlle. Mars geworden, deren treue heftige Neigung er mit schnöder Härte behandelte, was ihm bei manchen Frauen nur um so höheren Werth verlieh. Er trat mit größter Entschiedenheit als Anhänger des Kaisers auf, verachtete alles was nicht mit dem Kaiserreiche und dessen Kriegsruhm zusammenhing, und benahm sich nicht anders, als ob jenes noch in voller Macht bestände, dieser noch durch keinen jüngern aufgewogen würde. Den Trotz und Uebermuth jener Zeit stellte er leibhaftig dar, aber ohne die Beimischung altfranzösischer Artigkeit, Hofsitte und guten Tons, der seinige erinnerte bisweilen auch an die rohe Seite des Kriegswesens. Da er mich bei der Großherzogin Stephanie zuerst gesehen hatte, und in mir kein Vorurtheil gegen die Franzosen als solche wahrnahm, so wollte er mit mir auf dem besten Fuße stehen, ließ aber sonst seiner händelsüchtigen Laune zu freien Lauf, und rieb sich besonders an einem Freiherrn von Guttenberg aus Franken, der in den gleichen Fehler wie jener fiel, am unrechten Ort auf schon verlebte Dinge zu sehr zu pochen.

Bei Caulfield's waren auch regelmäßig zwei Freunde zu sehen, ein Engländer Baillie und ein Norweger Knudzon, die über ein Vierteljahrhundert ihr Leben gemeinschaftlich auf Reisen zubrachten, Länder und Menschen kennen lernten, und die eigne Bildung durch ernste Studien förderten. Baillie war in dieser Zeit ganz in den Dante versenkt, am Abend

aber ein gutmüthiger muntrer Gesellschafter, dem man solche tiefsinnige Studien nicht anmerkte. Unter den gern gesehenen Besuchern muß ich noch Heinrichs von Arnim erwähnen, eines hübschen jungen Preußen, der vom letzten Kriege her an einer Schußwunde im Fuß lahmte, deßwegen die Bäder brauchte, und nach seiner Heilung die diplomatische Laufbahn antreten wollte; freien und offnen Sinnes nahm er an allem Dargebotenen munter Theil, erhitzte sich nicht bei politischen Gesprächen, auch nicht wenn der Uebermuth Harriet Caulfield's den Mörder Kotzebue's als einen Helden pries; erst lange nachher betrat er die fromme und wundergläubige Bahn, auf der er dann freilich Gesandter und Minister wurde, ohne sich gegen die Macht der Zeitumstände halten zu können, denen er doch schon die größten Zugeständnisse gemacht hatte.

Am Ende des August ereignete sich in Deutschland eine Bewegung, die dem Ruhme des deutschen Volks, gutmüthig und gesittet und des besten Geistes zu sein, häßliche Flecken anwarf, aber in ihm auch einen innern Zusammenhang, eine gemeinsame Empfänglichkeit für Anreizungen und Gefühle zeigte, die in solchem Grade bisher nicht vermuthet worden war. In einer mittlern Stadt, ich weiß nicht mehr in welcher, entstand plötzlich ohne besondere Veranlassung ein wildes Geschrei gegen die Juden. Mit dem wilden Zuruf Hep, Hep! wurden die Einzelnen auf der Straße angegriffen und verfolgt, ihre Wohnungen bestürmt und theilweise geplündert, Beschimpfungen und Gewaltthaten aller Art gegen sie verübt; indeß kein Blut vergossen; hier war die Gränze des Muthes oder der Bosheit der Uebelthäter.

Schnell wie das Gerücht von diesen Ausschweifungen verbreiteten sie selber sich gleich einem fliegenden Feuer, gleich einem ansteckenden Sankt Veitstanze. In allen Städten Deutschlands, großen und kleinen, in den mit Truppen und Polizeiwesen bestversehenen wie in den wenigstüberwachten, in den Königlichen Residenzen und am Sitze des Bundestages wie in den freien Hansestädten, wiederholten sich dieselben

Auftritte, in übereinstimmender Weise, wie von einer und derselben unsichtbaren Hand geleitet. Hep, Hep! erscholl es durch ganz Deutschland, von einem Ende zum andern, als Hetzruf zum Angriff, als Mahnung zur Flucht oder Vertheidigung für die Geächteten. Als wäre sie eine Fahne der Deutschheit, erhob die Judenverfolgung sich auch in solchen Städten, die zu Deutschland nicht gehörten und nicht gehören wollten, aber doch das in ihnen liegende Deutsche hierin — leider im Schlechten — nicht verläugnen konnten, in Straßburg und Amsterdam, in Kopenhagen und Riga, wurde Hep, Hep! gerufen. Mit den Gewaltthätigkeiten mischte sich leichtsinnige Neckerei, Lust an Schalkheit; ein Königlicher Prinz rief dem Knaben Felix Mendelssohn auf der Straße lachend Hep, Hep! entgegen, es war nicht alles böse gemeint, manche der Schreier hätten nöthigenfalls, wäre es weiter gegangen, den Juden sogar Beistand geleistet; aber der rohe Uebermuth bedachte nicht, daß im Frevel kein Maß ist, daß aus Hohn und Schimpf auch Raub und Mord entstehen, und daß dieser dann über die Juden hinaus auch sie selber treffen konnte! In der That wußte niemand, wohin diese plötzlich entzündete Aufregung führen konnte, und die Verfolgten mußten sich an Gut und Leben bedroht sehen. Der Pächter der öffentlichen Spielbank in Baden, bei welcher angesehene Personen in Karlsruhe betheiligt waren, wurde besorgt für die baaren Geldsummen, die zu einem Handstreich locken konnten; bei Tage gewährte die öffentliche Auslegung genug Sicherheit, aber bei Nacht hielt er für räthlich die Bank an unbekanntem Orte niederzulegen, und sie übernachtete längere Zeit insgeheim bei mir. Die Juden zeigten an vielen Orten die muthigste Entschlossenheit, einzelne boten mit Erfolg allen persönlichen Gefahren Trotz, viele bereiteten sich zur Gegenwehr, wäre es zum Kampfe gekommen, es wäre ein verzweifelter geworden. Nach einer bei den großen Polizeikräften, die überall zu Gebot standen, doch verhältnißmäßig langen Dauer des schändlichen Unfugs erlosch er allmählig in sich selbst, und es blieb keine eigentliche Feindschaft, sondern nur auf der einen Seite das tiefe Gefühl der erlittenen Kränkung, auf der andern der läugnenden Scham zurück, denn niemand

wollte mehr an der rohen Ausschweifung theilgenommen haben.

Woher dieser Sturm eigentlich gekommen, wie seine plötzliche, Deutschlands äußerste Gränzen schnell erreichende Ausbreitung hat erfolgen können, ist ein unaufgelöstes Räthsel geblieben. Unsere Gelehrten waren zwar gleich zur Hand, und leiteten das Wort Hep aus den Zeiten der Kreuzfahrer her, die sich wie mit dem Kreuz auch mit den Buchstaben H. e. p. das heißt: Hierosolyma est perdita, bezeichnet haben sollen. In welchen geheimen Vorrathskammern aber diese zum Wort gestalteten Buchstaben aus dem Mittelalter sich frisch erhalten, und plötzlich im untersten Volke wieder aufleben konnten, das haben sie unerklärt gelassen. Die ganze Erscheinung zeigte, wie leicht das weitzerstreute Volk zu gemeinschaftlichem Handeln, selbst auf Irrwegen, zu entzünden sei, die Rath- und Machtlosigkeit der Behörden, sobald ihnen Ungewöhnliches entgegen trat, und die doch vorgeschrittene Bildung des Volkes, das sich zu blindem Zorn wohl hinreißen ließ, aber im tollen Schwindel doch Maß hielt, und sich seiner alsbald aus eignem Sinn wieder entledigte.

Wie Rahel dieses Ereigniß ansah, und zu welchen Empfindungen es sie erregte, wird man nicht ohne Theilnahme in folgendem Briefe lesen, den sie am 29. August an ihren Bruder Ludwig Robert schrieb: „Ich bin gränzenlos traurig: und in einer Art, wie ich es noch gar nicht war. Wegen der Juden. Was soll diese Unzahl Vertriebener thun. Behalten wollen sie sie: aber zum Peinigen und Verachten; zum „Judenmauschel" Schimpfen; zum kleinen dürftigen Schacher; zum Fußstoß und Treppenrunterwerfen. Die Gesinnung ist's, die verwerfliche, gemeine, vergiftete, durch und durch faule, die mich so tief kränkt, bis zum herzerkaltendsten Schreck. Ich kenne mein Land! Leider. Eine unselige Kassandra! Seit drei Jahren sag' ich: die Juden werden gestürmt werden; ich habe Zeugen. Dies ist der Deutschen Empörungsmuth. Und wie so? Weil es das gesittetste, gutmüthigste, friedliebendste, Obrigkeit ehrendste Volk ist; was es zu fordern hätte, weiß es nicht: nur Unterrichtete unter diesem Volke möchten es ihm lehren: unter

diesen sind aber viele Ungebildete, mit rohen Herzen; wo auch Raum für Neid ist, gegen eine große Zahl solcher — Juden —, die man kraft Religionsauswüchsen als untergeordnete Wesen hassen, verachten und verfolgen durfte. Einige weise Fürsten Deutschlands, und lange Zeit, in der immer Irrthümer untergehen, hatten dieser Ausrede ein Ende gemacht. Die gleißnerische Neu-Liebe zur christlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde!), zum Mittelalter, mit seiner Kunst, Dichtungen und Gräueln, hetzen das Volk zu dem einzigen Gräuel, zu dem es sich noch, an alte Erlaubnisse erinnert, aufhetzen läßt! Judensturm. Die Insinuationen, die seit Jahren alle Zeitungen durchlaufen; die Professoren Fries und Rühs, und wie sie heißen; Arnim, Brentano, „Unser Verkehr", und noch höhere Personen mit Vorurtheilen. Es ist nicht Religionshaß: sie lieben ihre nicht, wie wollten sie andere hassen; — wozu die Worte, die ich ohne Ende häufen kann; es ist lauter Schlechtes; in That, und Motiv; und nicht die That des Volks; dem man Hep schreien lehrte. Richtig. Noch ist's in Berlin ruhig: dort wär's am meisten zu fürchten: dort haben die Juden gedient; die Hälfte ist getauft; und mit Christen verehlicht, da hätte es nimmermehr gut gethan. Alle Zeitungen sprechen indigne davon: die Allgemeine perfid; die Berliner noch am besten: daß man nicht viel sagt, ist gut. Aber wie „gesagt", die Prediger, die Pfarrer, die Diener der Religion sollten reden: in dem kleinen baierischen Ort, wo man die Synagoge stürmte, das alte Testament zerriß ꝛc., hätte ein Geistlicher vortreten sollen, und vorstellen, was das alte Testament ist, und was alle Religion bedeutet: ich weiß, das Volk hätte seine Frevel gefühlt und gleich unterlassen. Was will man thun, wenn die Juden, die auch lesen, ihre Verfolger kennend, die Paar aufsuchen, und da es ihnen doch an Gut und Blut geht, ihre Rache an diesen nehmen. Ich bin hoch betrübt: und kann weder dies noch meine Gedanken einem Papier ganz mitgeben. Eine herrschende Religion taugt nicht: das ist unreligiös: dies war der faule Fleck im Judenthum, dies die Politik in dieser Religion."

Vom Karlsbader Kongreß verlautete wenig, nur daß er so gut wie beendigt sei, wurde versichert, und die Art seiner Ergebnisse wußte jederman vorher. Nicht also wegen dieser, sondern wegen unserer persönlichen Lage, waren wir auf sein Ende gespannt, denn während seiner Dauer ruhten die meisten andern Geschäfte, und auch eine weitere Entscheidung meiner Angelegenheiten durft' ich bis dahin nicht erwarten. Unterdessen waren mir von Berlin mancherlei Nachrichten zugekommen; die seit meiner Abberufung vergangene Zwischenzeit von sechs bis acht Wochen hatte für mich eine weniger ungünstige Stimmung bewirkt; ich hörte, daß Personen von Gewicht, und zwar solche, auf die ich nicht glaubte rechnen zu können, unter ihnen Ancillon und Kamptz, sich ungemein vortheilhaft über mich ausgesprochen, daß die drei Minister Beyme, Humboldt und Boyen mein Ausscheiden aus dem Staatsdienst, welches auch als von mir ausgehend möglich erachtet wurde, für einen wahren Verlust erklärt hätten, den man verhindern müßte. Die Hauptsache war wohl, daß bei den nach allen Seiten greifenden Untersuchungen, bei der Durchsicht so vieler tausend in Beschlag genommener Briefe, nicht das Geringste war aufgefunden worden, was mich bloßgestellt hätte, keine Theilnahme an Vereinen irgendwelcher Art, kein verfängliches Blatt von meiner Hand, in den bedenklicheren Verwickelungen nicht einmal mein Name, wie dies Herr von Kamptz ausdrücklich zur Steuer der Wahrheit versichert hat. Auch die falschen Angaben über mein Benehmen in Karlsruhe, die diplomatischen Verläumdungen waren theilweise berichtigt oder doch abgeschwächt worden. Es blieben also nur meine Depeschen und meine freisinnige Thätigkeit überhaupt als Punkte der Anklage zurück. Jene konnten der am Hofe überwiegenden in dem Ministerium, dem ich angehörte, ausschließlich herrschenden Denkart nicht gefallen, ich mußte ihnen als eine Ausnahme der gewöhnlichen Diplomatenart erscheinen, die willenlos jedem Winke von oben sich fügt, und wenn es verlangt wird die gewünschte Lüge statt der mißfälligen Wahrheit meldet. Allein die Formulirung einer solchen Anklage hätte Erörterungen hervorgerufen, die doch niemand sich getraute durchzuführen, und ein öffent-

liches Aergerniß, das über alles gefürchtet und vermieden wurde. Zudem widersprachen meine Depeschen keiner ertheilten Weisung, denn ich hatte deren keine bekommen, wohl aber öftere Aeußerungen der Zufriedenheit und des Lobes. Frühere Erklärungen des Königs, des Staatskanzlers und der Minister, hatten mich berechtigt, freisinnigen Fortschritt und Verfassung mit allem Zubehör für die Grundlagen zu halten, auf denen der wieder hergestellte preußische Staat emporstreben wolle; durfte man offen eingestehen, daß man von diesen abgewichen sei, daß man andere gewählt habe, während man doch eben jetzt wieder neue Verfassungshoffnungen im Volke zu wecken für nöthig hielt? In der That von dieser Seite konnte man mir schwerlich etwas anhaben! Die Wirksamkeit, die ich im Stillen durch Zeitungen auf eigne Hand ausgeübt, hätte vielleicht einige Vorwürfe zu tragen gehabt, sie war aber größtentheils unbekannt geblieben.

Mit diesem Stande der Sachen war indeß für den Augenblick nicht viel gewonnen. Ich durfte nicht neue Verfolgungen befürchten, wohl aber daß man in der Verlegenheit, in die man sich gesetzt hatte, noch lange zu keinem Enschluß kommen, und mich in der zweifelhaften unangenehmen Lage noch geraume Zeit würde warten lassen. Es wurde schon herbstlich, die Gesellschaft verlor sich allmählig, die früheren Sonnenuntergänge mahnten uns, daß auch unseres Bleibens hier nicht lange mehr würde sein können. In Baden zu überwintern, fiel damals keinem Menschen ein, und wäre ohne besondere Anstalten kaum thunlich gewesen. Da von Berlin keine nähere Bestimmung erfolgte und Bernstorff noch immer in Karlsbad weilte, so mußten wir nach eignem Rath unsere Wahl treffen. In Karlsruhe, wo freilich unsere häusliche Einrichtung uns für den Winter am nächsten anziehen konnte, wäre unser Aufenthalt kaum schicklich und gewiß nicht angenehm gewesen; auch Heidelberg hatte mancherlei Bedenken gegen sich, eben so Freiburg; im Lande jedoch wünscht' ich fürerst noch zu bleiben, und da fand sich denn kein Ort so gelegen und versprechend als Mannheim, wo wir gewiß waren, freundliche gute Gesellschaft, ein gutes Theater, Musik und andere Annehmlichkeiten zu finden; den Ausschlag für

diese Wahl gab zuletzt die Großherzogin Stephanie, die dort den Winter zubringen wollte, uns dringend einlud, und in zwangloser Weise, besser als in Karlsruhe, uns recht oft bei sich zu sehen hoffte.

Wir kehrten demnach am 18. September von Baden nach Karlsruhe zurück, in der Absicht dort unsern Haushalt aufzulösen und mit dem Nöthigen nach Mannheim zu übersiedeln. Doch ehe hiemit nur ein Anfang gemacht war, gleich an demselben Tage, erhielt ich durch den von Karlsbad eben zurückgekehrten Minister von Berstett folgendes Schreiben des Grafen von Bernstorff, noch aus Karlsbad vom 9. September: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 24. Juli ist erst spät von Berlin aus hieselbst in meine Hände gekommen. Ich würde selbiges jedoch früher beantwortet haben, wenn die offiziellen Berichte, auf welche es sich beziehet, mir vorgelegen hätten. Solches ist zwar auch jetzt noch nicht der Fall. Allein ich werfe mir vor zu lange gesäumt zu haben, Euer Hochwohlgeboren einen Irrthum zu benehmen, welcher sich in jenem Schreiben ausspricht. Sie setzen voraus, daß der badische Hof, und namentlich der Minister von Berstett, Beschwerde über Sie geführt hat. Ich bitte Sie von mir die bestimmte Versicherung anzunehmen, daß diese Voraussetzung völlig grundlos ist. — Durch des Herrn Staatskanzlers Durchlaucht bin ich unterrichtet worden, daß des Königs Majestät Sie zu Ihrem Minister-Residenten bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuersehen geruhet, und zugleich die Absicht ausgesprochen haben, daß Sie sich ohne Verzug über Holland nach England begeben, um dort die fernern Anweisungen in Bezug auf Ihre neue Bestimmung zu erwarten. Sollten Euer Hochwohlgeboren mit den zu dieser Reise erforderlichen Geldern nicht versehen, oder Ihnen solche von Berlin aus nicht bereits angewiesen sein, so stelle ich Ihnen frei, für die Ihnen nöthige Summe, über welche Sie späterhin Rechnung abzulegen haben werden, auf die Königliche Legationskasse zu ziehen, welche ich mit dem deßhalb erforderlichen Zahlungsbefehl zu versehen nicht ermangeln werde. Bernstorff."

Also kein Vorwurf, kein Tadel, selbst eine Beschwerde

des badischen Hofes oder Ministers entschieden verneint, und eine neue, ehrenvolle, und in mehr als Einem Betreff ertragreiche Sendung! Als Genugthuung mir erfreulich, auch als neue Berufsthätigkeit anlockend und vielversprechend, aber unter den waltenden Umständen wieder höchst bedenklich! Ueber meine Amtsführung in Baden wurde wie bisher geschwiegen, das Abläugnen badischer Beschwerden konnt' ich, bei der redlichen Offenheit Bernstorff's, der einer so bestimmten Versicherung einer Unwahrheit nicht fähig war, nur auf dessen Unkunde schieben, weil die Einflüsterungen nicht gerade ihm gemacht worden waren, denn die Thatsache stand mir aus unwiderleglichen Angaben fest, die ich nur nicht vorlegen durfte, um nicht Freunde bloßzustellen, deren Vertrauen ich sie verdankte. Ich sollte demnach in der Täuschung erhalten werden, und nicht wissen, wie meine neue Anstellung gemeint sei. Offenbar aber war sie als eine Verbannung gemeint; es war nicht ein wichtiger Dienst, den ich antreten sollte, keine vaterländische Pflicht, die mich rief; im Gegentheil, die Sendung hatte nur den persönlichen Zweck: ich sollte fort, weit fort, augenblicklich nur erst aus Deutschland fort nach England, und damit ja kein Verzug entstünde, wurden die nöthigen Geldmittel, falls ich nicht die Auslage machen könnte, mir sorgsamst und eiligst überwiesen! Alles dies erwogen, zweifelte ich keinen Augenblick, was zu thun sei: nämlich sogleich nach Berlin zu reisen, dort den Boden zu prüfen, die mir gewährte Genugthuung zu erhöhen, und falls dies gelungen und mir die Ueberzeugung geworden wäre, daß mir jederzeit die Rückkehr frei stehen würde, dann vielleicht und höchstens auf ein Jahr die Sendung anzunehmen; — die neuen Anschauungen und Erfahrungen, die mir zu Theil werden konnten, waren doch niemals in meinen Augen das Opfer werth, das ich durch eine jahreslange Trennung von Rahel zu bringen hatte; denn daß sie die große Reise mit mir machen könnte, war bei ihren Gesundheitsumständen undenkbar. Das Wahrscheinlichste war, daß auch mir die Seereise erspart werden würde, denn ich durfte nicht hoffen, die Sachen in Berlin so zu finden, wie ich sie mir bedingen wollte, und ganz darauf gefaßt, wenn man mich zur Annahme

drängte, sogleich meinen Abschied zu fordern. In dieser Voraussicht kam der mir unerträgliche Gedanke einer Trennung von Rahel schnell wieder, und ich fand in der vorausgesetzten Ungunst eine größere Beruhigung, als die größte Gunst mir sie hätte gewähren können.

Ich schrieb sogleich in diesem Sinne Antwort an Bernstorff, und meldete ihm, daß ich nicht als ein Angeschuldigter und Verläumdeter aus Europa fortgehen könne, daß ich vorher persönliche Rücksprache mit ihm nehmen müsse, auch Familienangelegenheiten zu ordnen habe, und er es daher richtig finden werde, daß ich zuerst nach Berlin käme, wohin ich sogleich abreisen und den Weg so schnell zurücklegen würde, als es die Gesundheit meiner Frau gestattete. Bernstorff mußte doch wissen, daß im diplomatischen Dienst einige Rücksicht auf persönliche Verhältnisse und Zuständigkeiten herkömmlich sei, und ich wollte nicht, daß gerade bei mir dies gänzlich vergessen würde. Nachdem ich mir den Weg in solcher Art freigemacht, durft' ich nun aber auch nicht zögern ihn zu benutzen, damit nicht ein Schlagbaum ihn plötzlich wieder sperrte. Wir übergaben unsere sämmtliche Einrichtung der Sorge Ludwig Robert's, der in Karlsruhe zurückblieb, um die Hindernisse wegzuräumen, die seiner Heirath mit der schönen Friederike Primavesi noch entgegenstanden; diese selber versprach ebenfalls unsere Sachen in beste Hut zu nehmen. Wegen Unwohlseins von Rahel konnten wir doch erst am 1. Oktober unsere Reise antreten und in kleinen Tagefahrten fortsetzen.

Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr wir auf dieser Reise gutes Muthes und vergnügt waren. Zwar wußten wir nur allzu gut, in welchen düstern Kreis von Armseligkeiten, Vorurtheilen, Härten und Ränken wir fallen würden, — Rahel hatte ihn zu Anfang des Jahres dem armen Oelsner nur allzu treffend bezeichnet und ihn beglückwünscht aus ihm heraus zu sein, — aber dies störte uns im Augenblicke wenig, die Gegenwart forderte ihr schönes Recht, es traten angenehme Herbsttage ein, und die Gegenden, welche wir

verließen, lachten uns wie zum Wiedersehen an. So Heidelberg, so Mannheim, das am frühen Morgen seitwärts der Bergstraße mit seinen Thürmen und Kuppeln bei klarster Luft in glühendem Sonnenglanz als Pracht- und Zauberanblick vor uns lag, den wir mit Staunen lange betrachteten, und freudig als ein erstes Reiseglück begrüßten.

In Heppenheim sahen wir beim Wirth ein Zeitungsblatt unter Glas in vergoldetem Rahmen an der Wand hängen; es enthielt das Versprechen des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, dem Volk in bestimmter Frist eine ständische Verfassung zu geben. Als ich lesend davorstand, trat der Wirth herzu und sagte: „Der Anschlag hängt nur bis zum Ablaufe der Frist; denn nachher ist das Versprechen entweder erfüllt, und dann ist das Blatt nicht mehr nöthig, oder das Versprechen ist nicht erfüllt, nun! dann ist man doch zu guter Unterthan, um öffentlich darauf hinzuweisen, daß der Großherzog gelogen hat.“ Ein Ausdruck von Unterthanentreue, den sich doch mancher Fürst verbitten möchte!

Reisende, die uns begegneten, theilten uns das neuste Buch von Görres mit, „Deutschland und die Revolution“. Es kam frisch aus der Presse, sie hatten die ersten Abdrücke, nach denen man sich in Frankfurt ordentlich riß. Der scharfe, glühende Redestrom des Buches hatte unsere Reisenden heftig ergriffen, sie waren ganz erfüllt von dem Inhalt, sprachen in gleichem Sinn, verkündeten und wünschten, daß es endlich zum Ausbruch kommen werde. So fanden wir auch in Frankfurt die größte Aufregung; Haß und Verachtung gegen die Höfe, gegen den Bundestag wurden mit rücksichtslosem Hohn ausgesprochen, man glaubte in eine neue Welt gekommen zu sein. Graf von der Goltz war in kühler Verzweiflung, er bekam von Hause die bittersten Verweise, und hier that man ihm alles Herzeleid an; seine Kollegen Wangenheim, Gagern, Smidt und Andere tranken in seiner Gegenwart auf das Wohl des demokratischen, ja des republikanischen Prinzips, gegen das er amtlich hatte seine Erklärung am Bundestage ablegen müssen. Küpfer, der mich schon für verloren gehalten und deßhalb verläugnet hatte war über meine neue Bestimmung ganz bestürzt, und suchte sich wieder

anzuschmeicheln; ich sah ihn mit Verachtung an und ließ ihn stehen. Die Familie Hertz nahm uns freundlichst auf, desgleichen Dr. Jassoy, Schlosser's und Andere. Wir machten auch die Bekanntschaft Börne's; eine Handelsjüdin, die ihn gut kannte, versprach ihn zu schaffen, er kam in unsern Gasthof, und wir behielten ihn zum Mittagessen. Der kleine unansehnliche Mann von sehr jüdischem Aussehen war unbeholfen und scheu, eine beginnende Schwerhörigkeit gab ihm etwas Gespanntes und Lauerndes, was den Eindruck nicht verbesserte. Aber was er sagte, war geistvoll, scharf, treffend, witzig. Wir sprachen bald ohne Rückhalt, ich vertraute ihm meine Verhältnisse, und daß ich, wenn ich in Berlin die Umstände zu schlecht fände, den Abschied nehmen und in Frankfurt leben würde. Begierig ergriff er den Gedanken, mit mir, Oelsner und Lindner vereint, eine politische Zeitschrift nach Art der Minerve française herauszugeben; wir wußten noch nicht, daß die Karlsbader Beschlüsse dies Unternehmen schon unmöglich machten. Rahel war von Börne's Geist und Ausdrucksweise sehr eingenommen, weniger von seiner Person, ihr entging nicht, daß trotz dieser unfreien, beklommenen Erscheinung eine ungeheure Eitelkeit in ihm steckte, eine solche, wie man sie bei Buckligen so häufig bemerkt, die das Gebrechen zum Vorzug machen möchten. Ueberhaupt flößte er mir wohl politisches, aber kein menschliches Vertrauen ein; sein Urtheil war immer selbstisch befangen, von Gründen bestimmt, die mit seiner Eitelkeit zusammenhingen; er hatte keinen Sinn für fremde Persönlichkeit, sprach über solche, die wir gemeinsam kannten, die verkehrtesten Dinge. Die Art, wie er sich über seine Faulheit äußerte, — er warnte, bei der beabsichtigten Zeitschrift nicht zuviel von ihm zu hoffen, — mißfiel mir ebenfalls, auch hier sollte wieder das Gebrechen lächelnd in eine Tugend gewandelt werden, und welches Gebrechen! eines das mir an einem Manne eben so schlimm wie Feigheit erschien! Genug der Eindruck im Ganzen war mehr nachtheilig als vortheilhaft; auch hat sein Scharfsinn es gut gemerkt, und bei aller Nachsicht und Aufmerksamkeit, die ich später dem Verfolgten, dem Bedürftigen widmete, hat er mich und meinen Schwager Ludwig Robert, so wie meinen

Freund Heine, dessen wachsender Ruf ihn mit bittrem Neid erfüllte, durch Mißreden es entgelten lassen, die jedoch wenig verfingen.

Wir verließen Frankfurt nicht sehr befriedigt von den Neuigkeiten, die wir dort erfahren. Die fernere Reise, schon nördlicher und herbstlicher, hatte für Rahel das Angenehme, daß ihr diese Gegenden neu waren. In Fulda, Eisenach, Gotha, sahen wir uns hinlänglich um, in Weimar und Halle blieben wir nur über Nacht, es war zu Besuchen keine Zeit. Nach Weimar fühlte man sich wie in anderes Land und Wetter versetzt, noch stärker war dies nach Wittenberg der Fall; alles wurde flach, einförmig, karg; märkischer Sand und märkische Kiefer, einsame Landstraße, dürftiger Anbau: wir waren in der brandenburgischen Heimath. Am 8. Oktober trafen wir wohlbehalten in Berlin ein.

Vierzigster Abschnitt.

Januar 1829.

Doch ehe diese Angelegenheit, in welcher mir die Vermittelung zwischen Vater und Sohn*) zur offnen Aufgabe gestellt war, mich wirklich nach Kassel rief, wurde mir unerwartet ein Abentheuer zugeführt, das in verwandtem Stoffe meine heimliche Vermittelung anrief, und das ich hier als ein einziges Begegniß erzählen muß.

Eine Jugendbekannte von Rahel, die Generalin von Hülnerbein, war aus Schlesien, wo ihr Mann kürzlich als kommandirender General gestorben, mit ihren beiden Töchtern nach Berlin gezogen, um den ihr als Wittwe verbliebenen geringen Einkünften wenigstens die Annehmlichkeit zu gesellen, welche die ihr wohlvertrauten Kreise des Hoflebens ihrem Verhältnisse günstig darboten. Der Verlust ihrer bisherigen glanzvollen und reichen Stellung hatte ihren Stolz sehr gebeugt, doch wußte sie vor der Welt ihren Rang mit Erfolg zu behaupten, und alte Verbindungen so gut zu benutzen, daß ihr Ansehen sich neuerdings in der Gesellschaft geltend machen konnte. Zwar empfand sie den Nachtheil, daß ihre Geistesbildung, welche ganz vernachlässigt war, und daß auch ihr früherer Wandel, dem man viel Aergerliches

*) Hier ist Varnhagen's Sendung nach Kassel gemeint, wo er zwischen dem Kurfürsten und dem Kurprinzen zu vermitteln hatte. Siehe „Blätter aus der preußischen Geschichte."

nachsagte, den neueren Ansprüchen der Welt in keiner Art genügte, sie konnte weder für Kunst und Poesie ein Interesse heucheln, noch die herrschende Frömmigkeit scheinheilig ausbeuten; dagegen kam ihr zu Statten, daß sie durch hohe edle Gestalt und durch herrschendes Auftreten, so wie durch den Nachschimmer ihrer einst bewunderten Schönheit auch denen noch imponirte, die sie am heftigsten tadelten; ein Abglanz aus der freien, sinnlich üppigen Zeit Friedrich Wilhelm's des Zweiten ging sie auch in dem knappern Zuschnitte der späteren Jahre Friedrich Wilhelm's des Dritten noch immer mit.

Sie erinnerte sich jetzt bald und gern auch der früheren Bekanntschaft mit Rahel; sie fand hier Annehmlichkeit und Behagen, wie der Hofkreis doch nicht mehr gewähren wollte, und außerdem gab ein solcher Umgang auch manchen guten Widerschein. Rahel war wie immer freundlich und zutraulich, ertheilte guten Rath und manche Hülfe, und war besonders auch der jüngeren Tochter liebreich zugewandt, die allein noch bei der Mutter blieb, indem die ältere durch besondere Gunst eine Anstellung als Hofdame erhalten hatte. Ich hätte diesen Umgang nicht gerade gewählt, nahm ihn aber mit aller Artigkeit auf, und mußte der Generalin, die gleich ihrer Tochter mir besondere Zuvorkommenheit erwies, mich dafür wohl dankbar bezeigen; doch stand ich immer nur in zweiter Beziehung, und das Verhältniß ließ während einiger Jahre mich übrigens fast unbetheiligt.

Um so mehr war ich verwundert, eines Morgens im Januar 1829, zu ungewöhnlicher Frühstunde, als ich noch zu Bette lag und wegen Unwohlsein nicht aufstehen wollte, die hastige Meldung zu empfangen, die Generalin von Hünerbein sei im Vorzimmer, und verlange dringend mich zu sprechen. Ich verwies die Anmeldung an Rahel, etwas unwillig, daß auch sie durch so frühen Besuch gestört werden würde. Nein, nein! hieß es, mich, ausdrücklich mich wolle die Generalin sprechen. Ich sandte meine Entschuldigung hinaus, sie möchte es nicht übel nehmen, daß ich sie etwas warten ließe, ich wolle sogleich aufstehen und mich schnell anziehen. Statt aller Antwort stürzte die Dame selbst herein, trat an mein Bette, rang die Hände, und rief, indem sie heftig umher-

ging: „Sie sind der Einzige, zu dem ich Vertrauen habe, der Einzige, der mir helfen kann!“ Es war keine gewöhnliche Hülfe, die sie ansprach, das war wohl zu sehen, ihr Zustand war zu leidenschaftlich, zu verzweifelt, als daß eine Geldverlegenheit ihn verursachen konnte, die Bedrängnisse einer Frau sind nicht so vielartig wie die eines Mannes, die Vorstellungen, die mich zuerst anflogen, mußt' ich sogleich wieder verwerfen, mir ahndete die Arme müsse in ihren Kindern ein Unglück erlitten haben. Die Vermuthung traf nicht ganz fehl, doch immer noch fern genug von dem, was ich mir hatte denken können.

Die Generalin war in einen Lehnstuhl gesunken, ich sprach ihr Muth ein, und bat, sie möchte mir nun kurz und klar sagen, worauf es ankomme. Doch dies war nicht so leicht zu erlangen. Sie sprach von einem Ueberfall, dem sie entflohen sei, den ihre Tochter glücklicherweise, da sie nicht zu Hause gewesen, nicht erfahren habe, der aber noch immer drohe, und den sie um jeden Preis abwenden müsse. Ein Offizier war bei ihr gewesen, und da man sie einem Unbekannten verläugnet hatte, zwar wieder weggegangen, aber mit Hinterlassung eines Briefes und mit der Angabe, er würde im Laufe des Tages wiederkommen. Noch immer blieb ich im Dunkeln, die verworrene Erzählung mühte sich in Nebenumständen ab, und voll Ungeduld griff ich nach dem Briefe, der nun sichtbar wurde, und mir endlich Aufschluß ertheilen mußte.

Nachdem ich die Blätter gelesen, und einige Fragen zu näherer Erörterung gethan, ergab sich mir folgender Zusammenhang. Frau von Hünerbein war vor dreiundzwanzig Jahren mit einem Offizier, Hrn. von Trotha, der anfangs nur ihrer Eitelkeit geschmeichelt, dann aber durch heftige Leidenschaft ihr Herz gewonnen hatte, in eine Vertraulichkeit gerathen, die nicht ohne Folgen geblieben war. Ihr Schrecken, als diese Folgen sich entschieden ankündigten, war übergroß; seit langer Zeit von ihrem Mann getrennt, den die kriegerischen Bewegungen in die Ferne gezogen, entbehrte sie des einzigen Anhaltes und aufrichtigen Rathgebers, dem sie auch in diesem höchst mißlichen Falle sicher vertrauen konnte. Denn ihr

Mann, aus der Schule der Leichtfertigkeit und Freigeisterei jener Zeit, von denen auch ernste und tiefe Männer befangen waren, würde der Sache weiter kein Gewicht beigelegt, sondern im Gegentheil bei aller Gleichgültigkeit doch den besten Eifer gezeigt haben, das Geschehene zu vertuschen oder ihm den besten Anschein zu geben; daß damals Hunderte von Männern solche Grundsätze hegten, mag man beseufzen, aber die Thatsache ist nicht abzuläugnen, und muß billigerweise zur Entschuldigung so vieler Frauen angewendet werden, denen damals in ihren Männern, anstatt bewahrenden Schutzes, nur gebietende Verführung zu Theil wurde. Der nächsten Hülfe beraubt, war die einzige Zuflucht, alles zu verheimlichen; unter dem klugen Beistande des geschickten Arztes Dr. Grapengießer gelang das auch glücklich. Die Ereignisse des inzwischen ausgebrochenen Krieges und die Mißgeschicke, welche das Land erfuhr, lenkten die Aufmerksamkeit ab, und Frau von Hünerbein hielt ihre Wochen, ohne daß jemand es ahndete. Das Kind — ein Knabe — wurde auf den Namen der Mutter der Frau von Hünerbein als Julius Oppen getauft, und dann sogleich entfernt. Die Mutter sah das Kind nicht einmal, der Arzt schaffte dasselbe in gute Pflege zu seinem Bruder, einem Landprediger in Mecklenburg, das unverbrüchlichste Stillschweigen war von beiden Brüdern heiligst angelobt.

Das Geheimniß war einmal vorhanden, keine Verlegenheit drängte mehr, und so schien es zwecklos, Hrn. von Hünerbein als er aus dem Kriege wiederkehrte von der Sache noch nachträglich zu unterrichten. Die Zeit nach dem Tilsiter Frieden hatte Sorgen und Widerwärtigkeiten genug, um nicht ohne Noth solche zur Sprache zu bringen, die verschwiegen bleiben konnten. Frau von Hünerbein zahlte in der Stille die nöthigen Pflegegelder, die während der schlimmen Zeiten wohl bisweilen lästig wurden, auch beim Heranwachsen des Knaben erhöht werden mußten, endlich aber, als derselbe im Kriegsdienst untergebracht und Offizier geworden war, in eine monatliche Zulage verwandelt wurden, die derselbe durch Vermittelung des Predigers regelmäßig bezog. Dieser letztere blieb, nach schon früh erfolgtem Tode des Arztes, der einzige Mitwisser des Geheimnisses.

Soweit hatte ich durch Lesen und Hören die Geschichte mir endlich klar gemacht, als unvermuthet Rahel eintrat, die nach mir fragend vernommen hatte, ich läge noch zu Bette, und nun selbst nachsehen wollte, wie es mir ginge. Erstaunt, Frau von Hünerbein zu sehen, wurde sie völlig erschreckt, als jene ihr um den Hals fiel, mit dem Ausrufe: „O Gott, liebste Freundin, Ihr Mann ist ein Engel, meine einzige Hoffnung! Nicht wahr, er wird mir helfen. Reden Sie ihm zu, dann thut er's gewiß!" Sie wollte nun schnell die Sache erzählen, brachte sie aber wieder in so abgerissenen Sätzen vor, daß Rahel durch einzelne Ausdrücke verleitet, glauben mußte, es sei der Tochter ein Leid geschehen, und daß sie hierüber in eine krankhafte Schwäche verfiel, die für den Augenblick aller andern Sorge vorauging. Ich warf einen Mantel um, und sprang aus dem Bette. Nachdem wir Rahel einigermaßen hergestellt und gestärkt, setzte Frau von Hünerbein ihre Erzählung fort, und nun wurde nach und nach klar, in welche gefahrvolle Spitze diese Geschichte jetzt auszulaufen drohte.

Der Sohn hatte Urlaub genommen, und seinen Pflegevater besucht, der sich seines stattlichen Pfleglings mit großer Vorliebe freute und rühmte. Das mit Bescheidenheit und doch mit Wärme ausgesprochene Verlangen des jungen Mannes, doch nun endlich zu wissen, wer seine Eltern seien, ihnen, wenn sie noch am Leben, seine kindliche Liebe zu bezeigen, schien dem Prediger so gerecht als natürlich; den Vater wußte er selber nicht anzugeben, aber die Mutter ihm zu nennen trug er um so weniger Bedenken, als diese ja nun Wittwe geworden, und seines Erachtens durch die Entdeckung nicht mehr bloßgestellt war, ja selber verlangen mußte, den niegesehenen Sohn endlich an ihr Mutterherz zu drücken! Der junge Mann fühlte sich geschmeichelt, eine so vornehme und angesehene Dame zur Mutter zu haben, er vermuthete in seinem Vater nun wohl gar einen Prinzen, und wollte sich durch nichts abhalten lassen, diese neuen Verhältnisse, in denen ihm Gunst und Hülfsmittel gesichert schienen, in Berlin zu begrüßen. Nun war dem Prediger doch bange geworden, und als sein Abmahnen fruchtlos blieb, schrieb er

wenigstens an Frau von Hünerbein um ihr das Geschehene zu melden, wobei er doch die Schuld der Entdeckung von sich ab, und auf einen ihm unbekannt gebliebenen Zufall schob. Diesen Brief, verbunden mit einigen eignen Zeilen, die er für den Fall schrieb, daß er niemanden träfe, hatte der junge Mann eben vor einer Stunde in der Wohnung der Frau von Hünerbein selbst abgegeben.

„Denken Sie sich, liebe Freunde!" — rief sie aus — „meinen fürchterlichen Schreck! Ich dachte in die Erde zu sinken. Zum Glück war meine Tochter, durch das seltenste Ungefähr, schon früh ausgegangen, und ich also allein zu Hause. Ich hätte meine Verwirrung nicht bemeistern können, ich wäre eben so gern auf der Stelle todt gewesen, als vor meinen Kindern so dazustehen. Sie wissen, und mit so guten, so gescheidten Menschen wie Sie beide, ist es mir auch ganz recht, und kann ich ohne Scheu alles besprechen, Sie wissen, wie meine Lage ist, meine Verhältnisse! Meine Mittel sind gering, mein Ansehen erborgt, mein Ruf allem möglichen Tadel ausgesetzt, auch falschem und ungerechtem, ich kann den heuchlerischen Ton, die schmiegsame Verstellung, die jetzt herrschen, nicht mitmachen, mir fehlt die Geschicklichkeit, aber auch der Willen dazu. Die Betschwestern, die Gott danken sollten, daß ich vergesse, was ich von ihrem frühern Wandel weiß, die thun jetzt, als hätten sie mir etwas zu verzeihen, und als sei es nur ihre Güte, daß sie mich noch dulden. Wie würden die sich aufblähen, wenn sie diese Geschichte erführen! Was für einen Lärm gäbe das, welcher Hohn, welche Schadenfreude stürzte über mich her! Ich wäre geächtet, ich wäre vernichtet, in Scham und Verzweiflung müßte ich untergehen! Meine eignen Töchter müßten, ja sie müßten wider mich sein! Sie sehen, theure Freunde, hier gilt es ein Menschenleben, und mehr als das, auch die Wohlfahrt aller mit diesem Leben Verknüpften. Ich darf das Aergerniß nicht ausbrechen lassen, ich muß um jeden Preis die Geschichte niederhalten. Der junge Mann, der mich zärtlich in seine Arme drücken will, ist mir der größte Schrecken in der Natur, ich habe keine Ruhe, bis er wieder fort ist. Der Gedanke, ihn bei mir zu sehen, von seiner

Aufwallung, seiner Unüberlegtheit, von jedem Zufall abzuhängen, ist mir ein Gedanke des Todes. Helfen Sie mir, den Unglücklichen abzuwehren, zu beschwichtigen, wieder fortzuschaffen! Ich habe niemand hier, dem ich mich anvertrauen kann, ich habe nachgedacht, Sie sind der einzige Mensch in Berlin, zu dem ich solche Zuversicht haben kann; ich dachte einen Augenblick an den Fürsten von Wittgenstein, aber mit Ihnen kann auch der nicht in Vergleich stehen."

Während dieser pathetischen, mit bewundernswürdigem Zusammenhang ausgestoßenen Rede hatte ich mir die Sache rasch überlegt, und machte der Geängsteten folgenden Vorschlag: Ich wollte zu dem jungen Manne fahren, ihm ernstlich vorstellen, wie die Verhältnisse seien, ihm seinen Unbedacht verweisen, ihn nachdrücklichst verwarnen, und ihn so vorbereitet dann mitbringen, damit Frau von Hünerbein ihm persönlich das Gesagte klar und bündig bestätigte. Denn daß sie ihn selbst sähe und spräche, schien mir unerläßlich, weil sonst das ungestillte Verlangen eines solchen Sehens in dem Sohne stets wiederkehren würde, wäre es auch nur aus Neugier, oder als Unlust über das stete Dazwischenstehen von Andern. Frau von Hünerbein war dazu sogleich entschlossen, aber auf meinem Zimmer sollte die Zusammenkunft Statt finden, in meiner Gegenwart, es war dies die größte Selbstüberwindung, das ungeheuerste Opfer, das ihrem Stolz, ihrer Scham, ihrer Verlegenheit abgefordert wurde, aber sie fühlte die Nothwendigkeit, sie fühlte, daß sie sich nicht schonen durfte, und unternahm es, die Prüfung muthig zu bestehen. Hierauf mußte die nächste Aufgabe sein, den jungen Mann sogleich zur Abreise zu bewegen, und ihm das Versprechen abzunehmen, ohne Erlaubniß nicht wiederzukommen. Die regelmäßige Fortzahlung seiner Zulage sollte ihm gesichert werden, aber ich mahnte ausdrücklich von jedem weiteren Zugeständniß ab, zu dem die geängstete Frau sich nur allzu bereitwillig zeigte.

Ich fuhr in die entfernte Straße, wo der unwillkommne Fremde bei einem Kameraden sich gastfreundlich einquartirt hatte. Ich fand einen wohlgebildeten jungen Mann, der mir auf den ersten Blick gutartig erschien. Er war durch meinen Besuch sichtbar überrascht und betroffen; der Orden pour

le mérite, den er aus meiner Weste hervorschimmern sah, zog seine Augen besonders an, und er verband damit ohne Zweifel die Vorstellung einer hohen Militairperson. Ich kündigte ihm an, daß ich ihn allein sprechen müßte, er ging mit mir in eine Kammer, wo wir aber, wegen des nur dünnen Verschlages, um nicht nebenan gehört zu werden, mit gedämpfter Stimme sprechen mußten. Doch war diese Vorsicht kaum noch nöthig, denn ich merkte bald, daß der Andere sie nur scheinbar mitmachte, und gewiß, die jungen Leute hatten nicht vierundzwanzig Stunden mit einander hausen können, ohne sich vertraulichen Plaudereien hinzugeben, in welchen die Jugend selten der Zurückhaltung fähig ist. Ich that meinerseits aber nur um so wichtiger und strenger, behandelte das Geheimniß als ein unverbrüchliches, und es gelang mir in der That, durch scharfe eindringliche Schilderung der Verhältnisse, auch meinen jungen Mann zu überzeugen, daß jede Mittheilung, ja schon die leiseste Andeutung, hier von den schwersten Folgen sein, das Leben vieler Personen zerrütten, ja für ihn selbst alle bessere Zukunft vernichten würde. Hier mußt' ich ihm nun auch nachdrücklichst vorhalten, wie übel er gethan ohne vorbereitende Anfrage nach Berlin zu kommen, und wie der Versuch, unmittelbar selbst bei der Mutter einzutreten, ein so rasendes Wagniß sei, daß ich nicht ohne Schaudern an die Ereignisse denken könnte, die ich mir als möglich vorstellen müßte, im Fall der Versuch geglückt wäre. Er solle mir jetzt gleich sein Ehrenwort geben, solchen Versuch nun und nimmer zu wiederholen. Er gab mir diese Zusage willig, nicht ohne bewegte Betheurung, daß es nie seine Absicht gewesen, seine Mutter zu erschrecken oder in Verlegenheit zu setzen; im Gegentheil, er fühle für sie, wie er es auch schriftlich ihr ausgedrückt, nur innige Liebe und warme Dankbarkeit für ihre bisherigen Wohlthaten. Auch habe er den lebhaften Wunsch empfunden, seine Schwestern zu sehen, er habe von ihnen als schönen und liebenswürdigen Mädchen reden hören, und ohne Arg an die Freude gedacht, sie brüderlich zu umarmen. „Ihre Schwestern!" rief ich aus, „erkennen Sie doch nur, daß diese niemals in Ihnen einen Bruder sehen werden, daß

dieser Bruder, wenn sie an ihn glaubten, ihnen ein Ankläger der Mutter sein würde, die den Töchtern als eine Ehebrecherin, als eine der Schande Verfallene erscheinen müßte, und daß der Bruder, weit entfernt einige Zärtlichkeit in ihnen zu erwecken, nur ein Gegenstand des Abscheus für sie sein könnte, ein Verkünder der Schmach, ein Zerstörer aller innern Ruhe und alles äußern Glückes." Diese Rede machte den tiefsten Eindruck, und jetzt erst schien er die ganze Bedeutung zu fühlen, die sein Erscheinen auch für die Mutter selbst haben mußte. „Also bin ich verstoßen", — begann er, und erwehrte sich der Thränen nicht, — „die mir Nächsten soll ich ewig meiden, damit ich ihnen nicht zum Vorwurf sei! Ich soll meine Mutter nicht sehen, ihr so nah soll ich wieder umkehren, soll keine Frage an sie thun dürfen, ihre Züge nicht einmal erblicken!" — Nein, versetzte ich, so hart fällt es nicht aus. Im Gegentheil, ich bin gekommen um Sie abzuholen; Ihre Mutter will Sie sehen, doch mit Bedingungen; sie will Sie sehen, aber bei mir, und nur dies einemal, und morgen dürfen Sie nicht mehr in Berlin sein, ja Sie müssen mir versprechen, ohne Erlaubniß auch nicht wieder hieher zu kommen, es sei denn, daß der Dienst es erforderte.

Nach den vorausgegangenen herben Eindrücken dünkten ihn diese Worte schon gute Botschaft. Sein Gesicht erhellte sich, er sah einem großen Augenblick entgegen, einem für sein Leben entscheidenden. Er versprach herzlich gern, was ich verlangte, und vertraute mir dann, daß er ein doppeltes Anliegen mit seiner Mutter zu besprechen habe. Das eine, geringere, betraf eine augenblickliche Verlegenheit, die Tilgung einiger Schulden, die er beim Regimente gemacht, und deren Einklagung er um jeden Preis verhüten müsse; die Summe war nicht beträchtlich, und ich gab ihm Hoffnung, daß dies, wenn auch nicht ohne empfindliches Opfer, von der Mutter bewilligt werden könnte. Das zweite Anliegen war höheren Belangs und schwieriger. Bei seinem Eintritt in das Regiment war er als Adeliger in die Listen geschrieben worden, später jedoch, als seine uneheliche Geburt dem Kommandeur kund geworden, hatte dieser das „von" weggestrichen. Den

adeligen Stand, wenn nicht zu behaupten, denn doch zu erlangen, war sein Ehrgeiz lebhaft aufgereizt; er wollte nach seinem Vater fragen, und wenn der noch lebe und wie er vermuthe von hohem Stande sei, dessen Vermittelung ansprechen; sei er aber schon todt, so würde auch schon die Mutter, die, wie er gehört, bei dem Könige sehr in Gnaden stehe, ihm zu seinem Zwecke behülflich sein können.

Ich wandte gegen beide Fälle große Bedenken ein, ohne doch alle Möglichkeit abzusprechen. Von seinem Vater, sagte ich, wisse ich weder Namen noch Stand, doch glaubte ich aus einigen hingeworfenen Worten annehmen zu müssen, daß er nicht höhern Standes als die Mutter gewesen und längst verstorben sei. Ich müßte ihn aufmerksam machen, daß er es schicklicherweise dem eignen Antriebe der Mutter zu überlassen habe, ob sie ihm hierüber Eröffnungen machen wolle oder nicht. Was die Einwirkung der Mutter selbst beträfe, so seien mir allerdings Fälle bekannt, wo dergleichen gelungen sei; jedoch ließe ein solcher Erfolg sich nicht übereilen, man müsse die Gunst der Umstände abwarten, vortheilhafte Zeugnisse müßten zu Hülfe kommen, in letzterem Betracht würde er selbst am meisten zu dem Ergebnisse mitwirken können.

Unterdeß hatte sich der junge Mann vollständig angekleidet, wir gingen hinab und setzten uns in den Wagen. Die lange Fahrt gab mir noch genugsame Zeit, meinem Gefährten zuzusprechen, ihn zu vermahnen, ihn vorzubereiten. Ich stellte ihm die Verhältnisse der Gesellschaft, der großen Welt und des Hofes von ihren verschiedenen Seiten dar; wie die Sitten und Ansichten wechselten, wie das Urtheil sich veränderte; wo der sittliche Richter in der Kenntniß der näheren Umstände, in der Durchschauung des Innern, oft Gründe der Entschuldigung, ja der Freisprechung finde, da halte der gesellschaftliche sich lediglich an den äußern Schein; und übe hiernach das unerbittlichste Strafamt; ich wollte hiedurch die Mutter in den Augen des Sohnes heben, und ihm zugleich einschärfen, wie gefährlich jede äußere Bloßstellung für sie werden müsse, er sollte fühlen, daß sie kein verringertes Recht auf seine Ehrerbietung, ein erhöhtes aber auf seine Schonung habe.

Mein Gefährte, ich muß es ihm nachsagen, erleichterte mir meine Aufgabe nach besten Kräften; er war gutmüthig und wohlmeinend; nur hatte er, der Welt und ihrer Verhältnisse unkundig, sich allerlei Vorstellungen gemacht, die ich sorgfältig berichtigen mußte, um ihn von verkehrtem Benehmen und verfänglichen Schritten abzuhalten. Doch nach Maßgabe, daß ich ihm Thatsächliches vorlegte, ihn zur Einsicht führte, ließ er Stück für Stück seine früheren Täuschungen fallen, und stimmte willig seine Erwartungen herab. Ich durfte ihn, als der Wagen endlich vor meiner Wohnung hielt, für hinreichend bearbeitet halten, und alle Hoffnung hegen, daß die bevorstehende Zusammenkunft gut ablaufen würde; doch als wir ausstiegen, konnte er die Spannung kaum bemeistern, die im Annahen eines so außerordentlichen und einzigen Augenblickes, wie der ihm bevorstehende, in seiner Seele sich furchtbar gesteigert hatte, Ich sah ihn zittern und schwanken, und griff ihm unter den Arm, ihn zu halten und zu führen. Ein unerwartetes Begegniß drohte mich selbst eben jetzt aus der Fassung zu bringen. Gleich im Hausflur traten mir zwei Offiziere entgegen, die mich hatten besuchen wollen, von Rahel empfangen und berichtet worden waren, ich sei unwohl, und nach peinlich ausgedehntem Verweilen jetzt eben weggingen. Sie erstaunten, den nach Hause kommen zu sehen, den sie bettlägerig gedacht, noch mehr machte sie der Begleiter stutzig, welchem sie sogleich den fremden Offizier ansahen. Ich wollte grüßend vorbeigehen, aber Graf von S. hielt mich auf, und flüsterte mir zu, da müsse ja ein wunderbares Abentheuer im Spiele sein, meine Frau habe ihn wie er nun sehe, absichtlich weggeschickt, er werde auch gehen, aber vorher ihr zur Strafe noch durch die Thüre zurufen, er habe alles entdeckt! — „Thun Sie das nicht, lieber Freund!“ erwiederte ich, „es gilt eine ernste Ausgleichung, die ich vermitteln soll.“ Der hiedurch erweckte Gedanke eines Ehrenhandels bewirkte sogleich bescheidenes Zurücktreten, wir schieden unter bedeutungsvollem Händedruck, und ich brachte den fremden Gast nun ohne weitere Störung die Treppe hinauf.

In bangen Sorgen und quälender Unruhe hatte unter-

dessen Frau von Hünerbein auf meinem Zimmer meine Rückkehr abgewartet. Rahel bewies ihr alle Theilnahme, hörte die umständliche Erzählung der traurigen Geschichte, der nie auch nur eine Täuschung von Glück und Freude innegewohnt, und sprach ihr liebreiche Trostesworte zu, deren sie stets die angemessensten und wirksamsten zu Gebot hatte. Bisweilen mußte sie sie verlassen, Geschäfte des Hauses und Besuche abzufertigen, die beiden Offiziere hatten sie durch ihr langes Bleiben wahrhaft gemartert. Als ich eintrat, und ankündigte, der junge Mann sei im Vorzimmer, hatte Frau von Hünerbein alle Fassung und Kraft, die ihr bisher zu fehlen geschienen, plötzlich zusammen, während Rahel in Schreck und Weh wie vernichtet war, und mit der Versicherung, sie habe das Ihre so lang es nöthig treu geleistet, das Weitere wolle und könne sie nicht mit ansehen, das Zimmer verließ. Mir sagte Frau von Hünerbein mit fester Gelassenheit, meine Gegenwart sei ihr zur Haltung nothwendig, ich solle ihren Sohn hereinrufen und dableiben.

Man wird es mir leicht glauben, daß meine Empfindung beklommen und angstvoll war; dem Zeugen einer schmerzhaften Operation, einer peinlichen Gerichtshandlung, kann nicht weher zu Muthe sein. Auch war der Augenblick wohl einzig zu nennen, einer von der Art die auch der reichsten Lebenserfahrung sich nicht darbietet. Eine Mutter, gewohnt in Glanz und Stolz aufzutreten, jetzt demüthig in Scham und Angst einem Manne gegenüber, den sie nie gesehen, der aber ihr Sohn ist, den sie zum erstenmal umarmt und Du nennt, und den sie sogleich wieder verläugnen muß, nicht wiedersehen darf! Aber auch für den Sohn, welch eine Verwirrung, welch eine Macht von Eindrücken! Er war überrascht, betroffen, die stattliche, noch schöne und reizende, vornehme und haltungsvolle Dame sah er mit Staunen an, ich hatte sie ihm geschildert, aber seine Vorstellung war hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Die Mutter beherrschte sogleich ihre Verlegenheit. Sie redete ihn mit bewegten, aber einfachen Worten an, mit schmerzlichem Ton, mit edler Fassung, umarmte ihn, und sagte dann, indem sie auf mich deutete: „Diesem Freunde verdanken wir es, daß wir einander sehen können,

ohne seine Hülfe wäre es nicht möglich gewesen. Du hast viel gewagt durch Dein Hieherkommen, durch die unbedachte Art, wie Du mich aufgesucht, Du hättest mir den Tod geben können, vielleicht zum gerechten Lohne, daß ich Dir das Leben gegeben, aber Du hättest darum nicht weniger den Vorwurf und die Schuld ewig empfunden! Mein Sohn, es ist hart genug, daß ich so vor Dir stehe, vergrößere das, was ich zu tragen habe, nicht durch Leichtsinn oder Unbesonnenheit. Halte mich nicht für gefühllos, ich bin es nicht, aber die Macht der Umstände gebietet unabänderlich, daß das Band, das uns verknüpft, das tiefe Geheimniß bleibe, daß wir einander meiden, in aller Hinsicht getrennt bleiben. Ich weiß, ich habe Pflichten gegen Dich, ich habe sie erfüllt, so weit andere frühere Pflichten es zuließen; ich habe für Dich gesorgt, soweit meine Kräfte es vermochten. Du bist gut erzogen, Du gehörst einem ehrenvollen Stande an, Du genießest einer Unterstützung, wie sie viele Deiner Kameraden nicht haben. Ich werde gern ferner sorgen, ich hoffe Deine Lage in Zukunft zu verbessern, aber jede Unvorsichtigkeit von Deiner Seite würde alle Verhältnisse zerstören, auf die jene Hoffnung sich gründen muß. Mein Sohn, ich habe um Deinetwillen viel gelitten, aber durch diese Leiden ist mir ein Recht an Dich gewonnen, das ich sonst vielleicht weniger anrufen dürfte; ich rechne auf Deine Dankbarkeit, ich fordere Deine Ehrerbietung, Deinen Gehorsam."

Diese Rede, mit möglichster Treue hier wiedergegeben, in mäßigem Pathos gesprochen, im natürlichsten Erguße, ganz aus dem Drange des Augenblicks hervorgehend, übertraf alles, was man der Frau je hatte zutrauen dürfen. Ich bewunderte den Verstand, die Angemessenheit, die Haltung, mit denen sie sprach. Sie wußte in diesem schwierigsten aller Fälle, in der mißlichsten Lage, in welche jemals eine Frau kommen kann, sich den Umständen zu fügen, ohne ihre Würde aufzugeben oder ihr Ansehen zu schwächen. Die Mischung von Weichheit und Selbstbeherrschung, von Bewegung und Gelassenheit, hätte nicht richtiger, nicht zweckmäßiger ausgedacht, das ganze Benehmen nicht glücklicher durchgeführt werden können, als es hier dem von unabweis-

licher Wirklichkeit bedrängten Gemüthe gelang. Denn Frau von Hünerbein wäre unfähig gewesen, irgend etwas dieser Art mit Ueberlegung hervorzurufen, sie würde auf Befragen nur die elendeste Auskunft gegeben haben, und glaubte nicht im geringsten an ihre Redekunst. Sie hatte nur das Gefühl der Noth, in der sie sich befand, und sprach aus dieser heraus; so schwimmt auch ein Mensch, der es nie gelernt, in plötzlicher Todesgefahr, und gelangt glücklich an's Ufer. Talent und Bildung sind bequeme Hülfen für das gewöhnliche Leben, doch die wahre Kraft des Menschen liegt in den Tiefen der Seele, und außerordentliche Begegnisse rufen sie selten fruchtlos an. Frau von Hünerbein erschien mir in diesen Momenten hoch erhaben über die meisten Frauen, die sich an Geist und Bildung weit über sie hinaus dünkten.

In gleicher Haltung und Art begann die Mutter nun ein eigentliches Gespräch, in welchem auch der Sohn seine anfängliche Verschüchterung nach und nach ablegte, und auf mancherlei Fragen mit Verstand und Aufrichtigkeit antwortete. Bei einzelnen Gegenständen mußte ich mit einsprechen, Rath und Erläuterung geben, für jetzt und künftig die Vermittelung zusichern. So kam allmählig eine Art Vertrag zu Stande, der beide Theile zufriedenstellte, und den beide pünktlich zu halten versprachen.

Nachdem die Herzen solchergestalt etwas erleichtert waren, trat eine Pause ein, und Frau von Hünerbein wünschte, daß doch Rahel wiederkäme. Durch ihr Erscheinen wurde alles gleich heiterer und behaglicher, man athmete freier, über den harten und scharfen Boden, auf dem das Ganze nun einmal stand, und der hin und wieder noch nackt hervorblickte, wurde durch anmuthige, taktvolle Thätigkeit unmerklich ein Teppich gebreitet, und alle Spannung löste sich in ruhige Freundlichkeit auf. Einige Erfrischungen wurden gebracht, und waren um so willkommener, als die Stunde des Mittagessens längst vorüber und von uns Allen versäumt war. Das Gespräch nahm leichtere Wendungen, die mit dem Anlasse der Zusammenkunft nicht mehr zusammenhingen, und ein Fremder, der jetzt eingetreten wäre, hätte uns Alle in gewöhnlicher leidlicher Verfassung und schwerlich eine Spur der großen

Aufregung gefunden, die kurz vorher hier die Gemüther beherrscht hatte.

Das Scheiden erneuerte einige Spannung, doch nur mäßig und kurz. Unter milden Thränen und heißen Versprechungen umarmte der Sohn die Mutter, empfing ihre nochmaligen Ermahnungen, ihren Segen, und folgte mir dann zu dem Wagen, in welchem ich ihn noch eine Strecke begleitete, um noch einige nothwendige Verabredungen mit ihm zu treffen. Für seine dringendsten Anliegen wurde Rath geschafft, für die Zukunft alles Erforderliche gesichert. Obschon er anfangs andere Vorstellungen gehegt, so schien er doch mit dem ganzen Verlauf und Ausgange der Sache wohlzufrieden, und versicherte, er fühle sich mir zur innigsten Dankbarkeit auf immer verpflichtet.

Als ich zurückkam, fand ich Frau von Hünerbein nicht mehr, sie war so lange von Hause weggewesen, sie mußte nachsehen wie es dort stand, ihr ungewöhnliches Ausbleiben beschönigen, nach solchem Sturme der Ruhe pflegen. Sie ließ mir tausend Segenswünsche zurück. Rahel fiel mir um den Hals, ein Strom von Thränen fand erst jetzt seinen Ausbruch, sie hatte unsäglich gelitten, und empfand seit dem ersten Schreck einen Schmerz am Herzen, der ihre schon gebrochene Gesundheit noch mehr zerstören half, und in spätere heftige Krankheitsfälle mit überging.

Noch längere Zeit blieb ich zwischen Mutter und Sohn als Vermittler gestellt. Noch oft hatte ich Mühen und Sorgen davon, denn es gab mancherlei zu beschwichtigen und auszugleichen. Als nach einigen Jahren aber Frau von Hünerbein gestorben war, und die Sache eine andere Wendung zu nehmen und in gerichtliche Verhandlung überzugehen drohte, zog ich mich von aller Theilnahme völlig zurück.

Im Jahre 1842 aber vernahm ich unerwartet, daß diese Angelegenheit vor Gericht völlig durchgefochten und zu einem Ergebnisse gediehen war, das alle Welt in Erstaunen setzte, zugleich aber alles Geheimniß in dieser Sache aufhob. Der bisherige Lieutenant Oppen ist nämlich, nachdem

er erwiesen, daß er in der Ehe geboren und von demjenigen, der bürgerlich als sein Vater anzunehmen war, nicht verläugnet noch seine Mutter eines Ehebruchs geziehen worden, durch ein gerichtliches Erkenntniß vollständig in seine Rechte eingesetzt und als Freiherr von Hünerbein anerkannt worden.

Einundvierzigster Abschnitt.

Baden-Baden.

1829.

Der Mimiker Alexander war aus Paris angekommen, und die öffentliche Vorstellung seiner Kunststücke sollte im Schauspielhause Statt haben. Man verkündigte Wunder von ihm, die Gräfin von Walsch machte es uns zur Pflicht, den außerordentlichen Künstler ja nicht zu versäumen, auch die Großherzogin, versicherte sie, werde sich einfinden. Wir ließen uns im voraus die nöthigen Einlaßkarten holen, und fanden uns am bestimmten Abend frühzeitig zur Stelle ein, da wir wohl vermuthen konnten, daß der Zudrang später lästig sein würde. Ich führte Rahel und Frau von Zielinski, es schlossen sich aber auch Madame Goldschmidt aus London, nebst zweien ihrer Töchter, wovon die eine Madame Fould aus Paris, und ferner Madame Welles, eine schöne Nordamerikanerin, meiner Führerschaft an, die ihnen um so erwünschter war, als Gedräng und Lärm schon den Eingang umgaben. Unsere Karten in der Hand kamen wir indeß leicht genug vorwärts, und waren schon die innere Treppe hinaufgestiegen, als wir uns dort plötzlich gehemmt sahen. Eine Dame aus Berlin befand sich in heftigem Streite mit einigen Bedienten, welche den Eintritt zur Gallerie jederman verwehrten. Sie wendete sich, da sie mich kannte, sogleich zu mir mit ihren Klagen, und trug mir den Fall vor, der auch bereits der meinige war. Seit Eröffnung des Hauses

hatten jene Bedienten sich des Postens hier bemächtigt, und alle Ankommenden zur gegenüberliegenden Seite hingewiesen, indem diese Seite für eine Gesellschaft von zweiundzwanzig Personen schon genommen sei, deren Berechtigung durch ebensoviele vorgezeigte Einlaßkarten dargethan werden sollte. So lange auf der jenseitigen Gallerie noch Platz genug war, kam es zu keinen schwierigen Erörterungen, die Leute bezeigten einiges Mißvergnügen, aber nahmen ihre Plätze drüben. Allein jetzt war die jenseitige Gallerie schon ganz überfüllt, niemand konnte mehr hinein, und um so heftiger drängte man sich nach der diesseitigen noch leeren zurück. Ein Raum der auf mehr als fünfzig Personen berechnet und ihnen angewiesen war, zu welchem jeder mit seiner Karte versehene Ankömmling gleiche Berechtigung hatte, und dies um so unläugbarer, als keine gesonderten oder durch Nummern bezeichnete Sitze vorhanden, sondern nur zwei Reihen Bänke fortlaufend aufgestellt waren, dieser Raum konnte nicht von einer Vollzahl von Zuschauern, geschweige denn von einer so entschiedenen Minderzahl, zum Nachtheil derer, welche durch ihr früheres Kommen ein unbestreitbares erstes Anrecht hatten, in Beschlag genommen werden. Die Sache war augenscheinlich, und indem jeder Moment neue Einlaßfordernde heranschwellte, wurden theils die Theaterleute um Abstellung der Ungebühr angerufen, theils von der Polizei Hülfleistung erwartet. Allein diese war unsichtbar, und jene wagten in Furcht und Verlegenheit gegen die vornehmen und französisch redenden Bedienten nicht aufzutreten. Ich suchte diese letztern zu bedeuten, und sagte ihnen bündig, wie die Sache sich verhalte, allein sie wollten nicht weichen; für mich allein hätte ich vielleicht das Eintreffen der erwarteten Herrschaften oder eine andere Dazwischenkunft abgewartet, aber mit sechs Damen hier im Gedränge zu stehen, das schon keinen Rückzug mehr gestattete, und vor sich den leeren, offnen Raum zu haben, den wir zu betreten das vollste Recht in der Hand hielten, das wäre auf die Dauer eine eben so lächerliche als unwürdige Rolle geworden, und nachdem ich aus Vorsicht noch erkundet, ob der Hof, dem aber schon immer eine besondere Mittelloge vorbehalten war, nicht etwa betheiligt sei,

so trat ich dergestalt vor, daß die Bedienten wichen, indem sie doch nur mir und meinen Damen den Eingang zuzulassen meinten, allein im Augenblicke waren mit mir alle Wartenden heftig eingedrungen, und die ersten Plätze wie durch Zauberschlag angefüllt. Nun erfolgte eine kleine Stille, und die Vorstellung sollte bald angehen; indeß mußte ich mich einer nahen Wiederaufnahme des ruhenden Streites schon gewärtig und auf alle Fälle gefaßt halten.

Ein summendes Geräusch kündigte von der Treppe und dem Eingange her die endlich erscheinende Gesellschaft der Zweiundzwanzig an, die sich auf ihre kluge Vorkehrung verlassen und bequem bei der Mittagsmahlzeit den letzten Augenblick fröhlich abgewartet hatte, aber jetzt sich so häßlich getäuscht und die Vorderplätze, auf die man gerechnet, alle genommen fand. Die Verwunderung und die Unzufriedenheit der zuerst Eintretenden wurden schnell durch die Nachfolgenden verstärkt, und bald ertönte der ganze Raum wie von einem Schwarm gestörter Bienen. Man rief, man fragte, man berieth, indem man zugleich unter den noch übrigen Plätzen wählte und sich einrichtete, eine allgemeine Stimmung des Unwillens, des Verdrusses, der Klage, machte sich in französischer, englischer und russischer Sprache Luft, Damen des verschiedensten Alters und Umfangs, im reichsten Putz und breitesten Anzuge drängten sich zwischen den Herren vor, und waren nicht die wenigst eifrigen in Klagen und Bemerkungen. Ich hatte nicht gezögert, einer schönen jungen Dame meinen Platz abzugeben, und mich auf die hintere Bank gesetzt, wo ich sogleich rechts und links Nachbarn bekam, und nun völlig vom Feinde umgeben war. Solange die Bienen nur summten, konnt' ich es ruhig geschehen lassen, aber ich mußte glauben, daß sie auch ihren Stachel an mir versuchen würden, und ich war entschlossen, jede solche Berührung schneidend zu erwiedern. Ich wachte mit lauschendem Ohr über jedes Wort und jede Redensart, die mir vernehmbar wurden, und wog den Werth einer jeden bei mir ab. Es fielen genug widrige und fast bedenkliche Aeußerungen vor, doch keine, die ich als eine persönliche Anzüglichkeit zu nehmen gehabt hätte; selbst ein Franzose, mir schon

bekannt als Graf Nettencourt, der mit den Bedienten am Eingange gewaltig lärmte, sie wegen ihrer Feigheit schalt, und ihre Entschuldigungen gar nicht hören wollte, warf nur einen Blick aus der Ferne auf mich, und vermied meine Nähe, als jene mich ihm beeifert zeigten und als den Brecher seiner Befehle angaben. Ich erfuhr zum Theil auch jetzt schon, mit was für Personen ich es zu thun hatte, mich umgab eine Auswahl von hoher Aristokratie aus mehreren Nationen, ein Fürst La Trémouille, Lord Pembroke, Lord und Lady Hamilton, Lady Dundas, Fürst und Fürstin Schtscherbatoff, Gräfin Chelincourt geborne Schuwaloff, Herr und Frau von Obreskoff, und noch andere Namen solchen Klanges, tönten mir zu, nicht eben ergötzlich, darf ich wohl gestehen, denn die Feindschaft und Rache einer solchen Klicke war auf keine Weise zu verachten, und konnte nicht nur die übrige Badezeit mir verbittern, sondern auch weiterhin noch manche Verdrießlichkeiten verursachen. Ich mußte mich zusammennehmen, um diese fortdauernde Spannung und den annahenden Kampf nach allen Seiten mit Besonnenheit und Kraft zu bestehen, und ich darf sagen, wenn ich jemals in dieser Art mit mir zufrieden sein konnte, so war es an diesem Abend, denn bei Wagram und bei der Görde war es minder heiß.

Eine Dame war es, welche zuerst meine schroffe Ruhe in thätige Wehr übergehen machte. Die Gräfin Chelincourt, zur Rechten dicht neben mir, sprach lebhaft mit ihrer Nachbarin russisch, dann, offenbar für mich ging sie in's Französische über, und machte spitze Anmerkungen, daß man in der ganzen Welt für die Damen und die Diplomaten Rücksichten zu haben pflege, nur hier nehme man ihnen ihre verwahrten Plätze weg. Höflich aber fest erwiederte ich sogleich, hier seien keine Plätze verwahrt, sondern eine Gallerie widerrechtlich gesperrt gewesen, gerade um der Damen willen die ich hereingeführt, hätten die Bedienten weichen müssen, Diplomaten aber gäbe es hier im Bürgerrock und auf der allgemeinen Gallerie nicht, sondern nur Zuschauer, die ihr Recht und ihren Platz jeder um denselben Preis erkauft hätten. Die dicke und trotzige Gräfin wollte noch nicht ab-

lassen, und nach einigen ferner gewechselten Worten fand ich mich veranlaßt ihr zu sagen, ich befände mich in der größten Verlegenheit, mit ihr weiter über die Sache zu reden. — Warum? fragte sie rasch. — Weil ihre Eigenschaft als Dame mich nothwendig verhindern müßte, ihr das, was ihr zu sagen wäre, mit dem erforderlichen Nachdruck zu sagen, hiezu sei es besser mit den Männern zu thun zu haben, und sie würde doch deren Rolle nicht auf sich nehmen? — Ich muß also stillschweigen, sagte sie voll Grimm und Aerger, und ich machte eine bejahende Verbeugung. Sie aber that wirklich den Mund nicht mehr auf, und sah nur entsetzlich bös aus.

Kaum hatte ich von dieser Seite Ruhe, so regte sich mein Nachbar zur Linken, ein großer, mürrischer Engländer, der im schlechtesten, gebrochensten Französisch mich wegen des Vorgangs um erklärende Auskunft ansprach. Er nahm die letztere, die ich ihm auf das bündigste ertheilte, sehr verständig auf, und gab das Vernommene bald auch als seine Ansicht halblaut weiter, der Punkt wegen der Allgemeinheit und Ungeschiedenheit der Plätze, und daß hier weder Sperrsitze noch Logen seien, leuchtete ihm besonders ein, da er jedoch von seinen Gefährten und Gefährtinnen durch allerlei Widerspruch leicht wieder irre gemacht wurde, so ermangelte er nicht, mir diesen in ferneren Fragen vorzuhalten, und wurde mir durch seine parlamentarische Gründlichkeit lästig, so daß ich endlich kurz abbrach, mit dem Bedeuten, wer etwas von mir wolle, könne mich nachher draußen sprechen. Hierauf schwieg er. Inzwischen war die mimische Vorstellung auf der Bühne schon weit vorgeschritten, und die dem Künstler gewidmete Aufmerksamkeit gab dem Murren und Brausen auf unserer Gallerie einige Dämpfung.

Der Zwischenakt jedoch führte schnell einen neuen Auftritt herbei. Ganz frisch und eifrig trat ein verspätetes Mitglied der Gesellschaft ein, sah diese zwischen Fremden zerstreut und ungünstig gesetzt, erfuhr summarisch die Geschichte, und gab seinen Verdruß durch laute Aeußerungen zu erkennen. Was die Andern versäumt hatten, wollte dieser nachholen, er ließ sich den Stifter all des Unheils zeigen,

trat von der offnen Rückseite rasch an meine Bank, und wandte geradezu das Wort an mich: „Mit welchem Rechte, mein Herr", hob er an, „haben Sie diese Plätze genommen?" — Ich kehrte das Gesicht soviel als nöthig nach ihm hin, und antwortete: „Mit dem Rechte, mein Herr, das meine bezahlten Billets mir gaben." — „Aber diese Plätze waren schon besetzt." — Sie waren es nicht. — „In der ganzen Welt ist es Gebrauch, daß man sich Plätze im Theater durch vorausgesandte Leute aufbewahren läßt." — Allerdings, doch auf andere Weise; man läßt die bestimmte Zahl Plätze durch eine gleiche Zahl Personen wirklich besetzen, aber versucht nicht, durch ein paar Bediente eine ganze Gallerie zu sperren. — „Also hätten wir zweiundzwanzig Bediente schicken sollen?" — Was Sie hätten thun sollen, das ist mir gleichgültig. — „Aber ich bitte Sie, mein Herr, zweiundzwanzig Bediente! wer hat die?" — Der Mann war bei aller Aufregung nicht ohne Laune, seine Stimme war wohltönend und gebildet, er sprach ein ausgezeichnetes Französisch, und sein ganzes Wesen hatte etwas heiter Einnehmendes. Er fuhr indeß fort zu rechten und zu streiten, und unsere ziemlich lauten und klaren Reden und Gegenreden zogen die Neugier des ganzen Publikums auf uns hin. Ich bemerkte dies dem Herrn, und bot ihm an, wir wollten beide hinausgehen, und im Freien unsere Sache weiterbesprechen, welches Anerbieten er jedoch umging, und als ich abermals Lärm und Gespräch hier verbat, und Papier und Bleistift hervorzog, ihm meinen Namen und meine Wohnung aufzuschreiben, vermied er auch dieses anzunehmen. Ich muß bekennen, die Art, wie er meiner deutlichen Absicht auswich, war so geschickt und fein, sein Ton und sein Behaben so ausgezeichnet, daß sein Ablehnen keinen unvortheilhaften Nebengedanken erwecken konnte, und nur den Takt und die Bemeisterung ausdrückte, die ein gebildeter Mann in solchen Fällen übt, wo er merkt und fühlt, daß er auf keinem richtigen Wege sei, und durch Weiterschreiten nichts bessern könne. Ungeachtet seines guten Französischredens hielt ich ihn für einen Engländer, und es war mir schon lieb, wenn einmal dieser Streit noch Folgen haben und ausgefochten werden sollte, zunächst einen solchen

Gentleman zum Gegner zu haben. Für den Rest des Abends hatte ich nun Ruhe, wiewohl eine unheimliche Stimmung und ein mißvergnügtes Flüstern und Bewegen bis zum Schlusse fortdauerte. Ich blieb einer der Letzten, und als die Andern sich längst entfernt hatten, gab ich meinen Damen den Arm, und führte sie nach Hause.

Am nächsten Vormittage war meine Sorge, mich überall zu zeigen, auf der Promenade, im Spielsaale, im Lesekabinet, damit mich leicht finden könnte, wer mich etwa suchte; allein niemand ließ sich blicken, und der ganze Tag verging ohne irgend ein Begegniß. Ebenso der nächste und sogar der dritte. Am vierten Tage jedoch rief mich die Bureaudame des Restaurateurs im Vorbeigehen an, es sei ein Brief gefunden worden, sagte sie, den ich wahrscheinlich auf dem Tische habe liegen lassen, und sie händigte mir das Blatt ein. Doch war der Brief nicht an mich, sondern von dem würtembergischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den russischen Geschäftsträger in Stuttgart gerichtet, auf der leeren Rückseite aber mein Namen, Stand und Wohnung angemerkt. Ich gab das Blatt zurück, als welches mir nicht gehöre; der Zusammenhang aber war klar, man hatte nach mir gefragt, die eingezogenen Notizen auf das nächste zur Hand gewesene Papier aufgezeichnet, dasselbe zufällig jedoch verloren, und es war nicht anders zu erwarten, als daß man mich würde zu sprechen suchen.

Meine Erwartung wurde jedoch getäuscht, es verging ein Tag nach dem andern, ich sahe theilweise die Herren und Damen jener Gesellschaft an den gewöhnlichen Orten des Zusammenkommens wieder, aber, man wandelte vorüber, und weder Wort noch Blick erinnerte, daß man sich schon anderwärts gesehen oder gar gesprochen. Ich mußte nun glauben, die Sache solle auf sich beruhen, und konnte damit meinerseits wohlzufrieden sein, da mir in That und Wort die Oberhand verblieben war.

Schon hatte auch ich den ganzen Vorgang beinahe völlig in Vergessenheit sinken lassen, als ich unerwartet auf's neue daran erinnert wurde, und plötzlich den ganzen Handel wieder aufwachen sah. Eines Vormittags im Lesekabinet, wo ich

französische Zeitungen las, bemerkte ich, daß mein Nachbar gegenüber verschiedentlich zu mir aufblickte, und nachdem er mich genau betrachtet, sah ich ihn so höflich als gemessen sich zu mir wenden. „Mein Herr", sagte er mit feinem Wesen, „ich glaube Sie sind es, mit dem ich vor einiger Zeit im Theater einen Wortwechsel wegen Plätzen hatte?" — Ich konnte nicht zweifeln, daß mein damaliger Gegner vor mir stehe, und ich mußte denken, er sei nun doch willens, die Sache nicht so abgebrochen zu lassen, nur hatte er freilich etwas lange sich besonnen. Da hier kein Ort, dergleichen nach Gebühr zu bereden, so bejahte ich vorläufig seine Anrede, und lud ihn ein, mit mir hinauszugehen. Zu meiner Verwunderung lehnte er dies jedoch ab, und meinte, er habe mir nur einige Worte zu sagen, die auch hier gesprochen werden könnten. „Wir waren im Streit, mein Herr", so begann er, „wiefern jene Plätze als verwahrt oder als offen gelten durften, und wenn ich anfangs entschieden an mein Recht glaubte, so wurde mir dasselbe späterhin doch zweifelhaft. Um Gewißheit über die Sache zu erlangen, ließ ich den Fall dem Regierungskommissair Geheimrath Betz vorlegen, und dieser gab die Erklärung, der Herr, welcher als Früherkommender die leeren Plätze eingenommen, sei ganz in seinem Rechte gewesen. Ich glaube es Ihnen, mein Herr, ebenso wie mir selbst schuldig zu sein, Ihnen diese Entscheidung mitzutheilen, und ich hätte es früher gethan, wäre ich nicht zufällig in der Zwischenzeit von hier entfernt gewesen; jetzt, da ich Ihnen zuerst wieder begegne, ist es mir ein wahres Vergnügen, dies bitte ich Sie zu glauben, mich der mir auferlegten Pflicht zu Ihrer Genugthuung zu entledigen." Diese überraschende Anrede geschah in der freimüthigsten, edelsten Art, und ich mußte den Mann bewundern, der sich mit solchem Vortheil im eingestandenen Unrecht bewegen und darüber erheben konnte. Mein Wunsch zu erfahren, wen ich in einem so edlen Gegner zu erkennen habe, wurde sogleich befriedigt; es war Herr von Obreskoff, russischer Gesandter am würtembergischen Hofe. Wir drückten uns die Hände und wechselten die verbindlichsten Worte, so wie gleich am nächsten Tage die freundlichsten Besuche. Ich war entzückt

über ein so schönes und feines Benehmen, das auch in allen andern Richtungen sich bewährte; wir blieben die übrige Zeit unseres gemeinsamen Aufenthalts die freundlichsten Bekannten, und ich nahm Gelegenheit, überall das Geschehene rühmend anzupreisen. Benjamin Constant erklärte das Benehmen des Russen für ausgezeichnet schön; die Großherzogin, der ich die Sache späterhin mittheilte, rief mehrmals mit lachender Verwunderung aus: „Also das waren Sie? Sie haben die ganze Gesellschaft so in Zorn und Eifer gesetzt, daß ich mehrere Tage davon hören mußte? Ei, Herr von Varnhagen, also sind Sie so schlimm? aber in der That, wie ich sehe, Sie sind schlimm!“ Auch sie fand Herrn von Obreskoff in der Sache sehr zart und anmuthig, wollte jedoch in mein allgemeines Lob des Mannes nicht einstimmen. „Gerade so weit“, sagte sie, „zur höchsten Feinheit und Bildung des geselligen Betragens, hat er es gebracht, bis dahin ist er vortrefflich, aber hier schließt es auch mit ihm ab. Zehnmal hat er mich verleitet, weil er so weit ist, ihn auch weiter zu glauben, aber vergebens, man bleibt mit ihm stets in diesen äußern Formen; versuchen Sie es mit ihm, ob Sie außerdem noch Geist und Gemüth aus ihm hervorspüren, Sie werden es immer finden wollen, und doch immer aufgeben müssen, das macht ihn für mich zu einem ganz verzweiflungsvollen Umgang.“ Die holde, scharfblickende Fürstin schien nicht Unrecht zu haben; es blieb alles in den angedeuteten Gränzen, aber diese waren auch vollkommen erfüllt, und man konnte sich niemals bewogen finden, sie ungünstig noch in's Engere zusammenziehen zu wollen.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Rahel.

1833.

Rahel, geboren zu Berlin am ersten Pfingstfeiertage des Jahres 1771, starb daselbst am 7. März des Jahres 1833, noch nicht zweiundsechzig Jahr alt, und erst im neunzehnten unserer durch die tiefste und festeste Liebe verknüpften Vereinigung.

Welches einzige Glück, welchen edlen Schatz und reichen Trost ich mit der ewig theuren Gattin verloren, ist den Freunden wohlbekannt; meine Trauer braucht es ihnen nicht zu sagen; sie fühlen meinen Verlust in demjenigen mit, der auch sie selbst, in mannigfacher Abstufung und Richtung, aber gewiß Alle zu schmerzlich hoher Würdigung, durch dieses Scheiden betroffen hat. Und wenn auch der volle Reichthum dieses von Geist und Liebe beseelten Gemüthes nicht unmittelbar jedem Auge ganz entfaltet lag, so bekennen doch Alle, die auch nur Momente dieses in Wohlwollen und Wahrheitseifer stets erregten Lebens angeschaut, daß sie von dieser Erscheinung einen seltenen und ahndungsvollen Eindruck der eigenthümlichsten Kraft und Anmuth empfangen haben, der jeder freigebigsten Voraussetzung Raum giebt, und Alle mitfühlend unserer Wehklage beistimmen läßt.

Von vielen Seiten, aus einem weiten Kreise edler Freunde und trauter Bekannten, werde ich dringend aufgefordert, ihrem treuen und beeiferten Antheil einige Nachrichten über die

letzten Zeiten der geliebten Freundin zu geben, und auch vielfach wird von Nahen und Entfernten der lebhafte Wunsch ausgesprochen, dieser Gabe zugleich eine Auswahl denkwürdiger Zeugnisse von der Geistes- und Sinnesart hinzuzufügen, durch welche die Dahingeschiedene ihnen so bedeutend und werth geworden.

Zur Erfüllung beider Wünsche drängt mich das eigne Herz, wiewohl ich vorausempfinde, daß ich diesem am wenigsten werde genügen können. Da, wo ein Lebensglück erloschen ist, ein würdiges Andenken aufzurichten, bedarf es anderer Stimmungen und Kräfte, als mir jetzt vergönnt sind.

Indeß will ich gern auch das, was der Augenblick erlaubt, dem freundlichen Verlangen entgegenbringen. Es wird noch immer eine reiche Darbietung sein, wenngleich sie mir in Verhältniß zu dem, was zu sagen und zu geben wäre, arm erscheint. Aus einem unendlichen Vorrath von Briefen, Tagebüchern, Denkblättern und Aufzeichnungen aller Art, die ich von Rahel's Hand besitze, will ich einige Proben liefern, die zwar kein Ganzes sein können, aber doch auf ein solches hindeuten. Man wird aus ihnen wenigstens ermessen, was in dieser Art einem künftigen Zeitpunkt einst vollständiger aufzuschließen vorbehalten bleibt. Eben so viel und vielleicht mehr noch, als ich besitze, liegt in der Welt weit umher zerstreut, welches ich möglichst einzusammeln, oder doch sorgfältiger Aufbewahrung zu empfehlen wünsche!

Die Auswahl selbst werde ich bei den Freunden nicht erst rechtfertigen dürfen. Nur Freunden aber ist diese Mittheilung bestimmt. Wer sie als Unbekannter und Fremder empfängt, möge den Inhalt aufnehmen, wie den eines gefundenen Briefes, der an ihn zwar nicht geschrieben ist, aber gerade deßhalb von ihm billig und bescheiden behandelt zu werden hofft. Wissentlich habe ich kein Blatt gewählt, das für Lebende verletzend sein könnte; daß nicht jeder Tadel als solcher es sein müsse, versteht sich von selbst. Die nicht ausgesprochenen Namen wolle man nicht deßhalb immer auf lebende oder sehr bekannte Personen beziehen; das Errathen würde zuweilen um des Gegentheils willen schwer sein; öfters ist auch die Bescheidenheit der Andeutung gar nicht auf Ver-

hüllung abgesehen. In Betreff Rahel's selbst glaubte ich ihre eigne Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zur Richtschnur nehmen zu müssen; sie hat aus ihrem Leben und ihren Ansichten und Empfindungen nie ein Geheimniß gemacht, und in keinem Fall anders scheinen wollen, als sie wirklich war; auch kann sie in der That bei allen Edeln und Unbefangenen nur gewinnen, je vollständiger der Grund ihres Innern erkannt wird, der den Begegnissen und Aufgaben des Lebens ein so fruchtbarer Boden sein mußte. Der Mangel der Vollständigkeit in diesen Darlegungen könnte das einzige sein, was die Mittheilungen vereinzelter Bekenntnisse für jetzt noch bedenklich machen dürfte, wenn in dem Sinn und Geiste derer, welche hier nicht nur als geneigte, sondern auch als vertraute Leser gedacht werden, nicht die sicherste Gewähr der Beruhigung läge.

Rahel's Organisation war von der Natur kräftig und stark angelegt, dieser Anlage jedoch im Beginn schon auch widersprochen worden. Die Mutter brachte, nach vielen zu frühzeitigen Niederkunften, sie als das erste lebende Kind zur Welt, welches aber so klein und zart war, und so schwach schien, daß man dasselbe in Baumwolle gehüllt eine Zeit lang in einer Schachtel aufbewahrte.

Die Kinderjahre vergingen unter vielerlei Krankheitsleiden, welche vielleicht durch zweckmäßige Behandlung und angemessene Lebenseinrichtung damals zu beseitigen gewesen wären, aber unter entgegengesetzten Umständen sich befestigten, und die Grundlage vieler späteren Krankheiten wurden. Eine außerordentlich frühe Entwickelung der Gemüths- und Geisteskräfte begleitete den raschen Gang der körperlichen Ausbildung. Die reizbarsten Nerven, die feinste Empfindlichkeit für alle Verhältnisse der Luft und des Wetters, die leiseste und schärfste Thätigkeit der Sinne, die erregbarste Theilnahme des Herzens, alles wirkte vereint, um diese Organisation den unberechenbarsten Einflüssen zu überliefern, mit welchen sie fortwährend zu ringen hatte.

Dennoch erhob sich unter allem Widerstreite der Um-

stände eine im Ganzen kräftige und gesunde Jugend. Dieselben Gaben, welche empfänglich machten, wirkten auch lebhaft zurück; die geistige Lebenskraft war überall so stärkend gegenwärtig, daß bei solcher Hülfe die Natur auch die größten Bürden nur leicht zu tragen schien. Einzelne bedeutende Krankheiten, von eigenthümlicher Gestalt und Heftigkeit, wichen neubelebtem Wohlsein, und die hergestellten Kräfte durften getrost mit neuen Tagereihen neue Schickungen aufnehmen.

Erst in späteren Jahren, nach vielen Stürmen und Leiden, die dem feinen und zarten Gewebe dieses Körpers, in welchem die Seele schon immer schwesterlich aushalf, aber ihrerseits eine Stütze nicht wiederfand, endlich vielfache Beschädigung gebracht hatten, mußte die Gesundheit ein Gegenstand ernstlicher und ununterbrochener Sorgfalt werden; die jedoch durch williges Selbstvergessen, wo es galt für Andere thätig und liebreich zu sein, so wie durch unvermeidliche neue Erschütterungen, nur allzu oft gestört wurde.

In den letzten vier Jahren besonders erkrankte Rahel mehrmals ernstlich. Die Herstellung gelang meist nur auf kürzere Zeit. Rheumatische und gichtische Schmerzen, dann Beklemmung und krampfhafte Anfälle der Brust, bildeten sich zu stehenden Uebeln aus, die nur selten ganz unterdrückt schienen. Die Zwischenzeiten des Besserbefindens, in welchen sie mit großer Schnellkraft bis zu einem gewissen Grade sich zu erholen pflegte, wurden nach und nach kürzer, die Erholungen selbst unvollkommener. Für Andere war noch oft genug die völlige Täuschung einer wahren Genesung möglich; sie selbst auch gab willig den schönen Hoffnungen Gehör, die sich ihr nahten, und mochte gern den guten Augenblick festhalten, um frohen Muthes aller vergangenen und drohenden Leiden zu vergessen, wie sie denn auch niemals ängstlichen und düstern Vorstellungen über ihren eignen Zustand nachhing. Allein sie kannte diesen besser, als sie es sagte, oder als sie dafür, wenn sie es sagte, Glauben fand; denn dieser gute Wille, diese freundliche Regsamkeit, dieser heitere Eifer, die jeder guten Stunde sogleich wieder entquollen, mußten immer neue Zuversicht gewähren. So wie nur eine menschliche Gegen-

wart sie in Anspruch nahm, eine Geistesregung, ein Gemüthsantheil sie ergriff, eine wenn auch noch so gering scheinende Beschäftigung ihr oblag, ein wohlwollendes, oft kaum gefordertes, und vielleicht unerkanntes, aber von ihrem Herzen gebotenes und in der Sache richtiges Leisten ihr eröffnet war: sogleich erschien sie gesund und stark, und ihr inneres Leben bedeckte durch überströmende Liebe den zunehmenden Verfall des äußern.

Die Krankheitsleiden warfen sich hauptsächlich auf die Nächte, in deren einsamer Stille sie großentheils verborgen blieben, und in ganzem Umfange nur der treuen Pflegerin Dore bekannt wurden. Heftige Anfälle von Brustkrämpfen, welche bei schnellster und wirksamster Hülfe doch nur langsam wichen, und immer große Schwäche zurückließen, waren nur die Steigerung eines Zustandes, der mehr oder minder schon als der gewöhnliche gelten mußte.

Die Aufregungen der Zeit, die Unruhen, welche ausbrachen oder drohten, die furchtbare Krankheit aus dem Orient, die Schreckbilder, in denen ihr Herannahen angekündigt wurde, die Sorgen, Theilnahmen und Mühen, welche ihr Erscheinen auferlegte, endlich die Trennung von dem theuern Bruder Ludwig Robert, der einen entfernten Aufenthalt wählte, um für seine Thätigkeit friedliche Ruhe und Muße zu finden, alles dieses mußte die schon vielfach angestrengten, und immer auf's neue nur allzu bereitwilligen Kräfte in übergroße Spannung setzen.

Im Sommer 1832 überstand Rahel unter den größten Leiden eine Krankheit, welche jederzeit als eine mit Lebensgefahr verbundene erachtet wird, und die zu überstehen man ihrer so anhaltend bestürmten Organisation kaum noch zutraute. Sie überstand dieselbe jedoch wunderbar, und die hiebei sichtbar gewordene Lebenskraft erschien uns als ein günstiges Zeichen, daß ihr noch eine ganze Reihe von Jahren bestimmt sein könne. Allein nach einiger Zeit schon fanden sich die alten Krankheitszustände wieder ein, und die wirkliche Schwäche wurde um so auffallender, als sie auf den Anschein gewonnener Stärke folgte. Große Widerwärtigkeiten, deren ihr leicht und tief erregtes Gemüth oft von Andern

ungeahndete oder doch unbegriffene zu tragen hatte, der ihr lange verhehlte, aber endlich eröffnete Trauerfall, daß in der Ferne der geliebte Bruder, und nach kurzer Frist auch dessen Gattin, unerwartet durch Krankheit dahingerafft worden, die Zerstörung so manches Wunsches und Trostes: dies alles vereint, war ein zu gewaltsamer Angriff, dem sie nicht mehr verhältnißmäßigen Widerstand entgegenzustellen hatte.

Der Winter brachte, wie gewöhnlich, manche Verschlimmerung, und beschränkte mehr und mehr die Thätigkeit und den Antheil, den sie, mehr noch für Andere als für sich selbst, an den Darbietungen des Tages zu nehmen pflegte. Seltener fuhr sie aus, in das Theater gar nicht mehr, zu Besuchen nur bei besonderem Anlaß und als kurze Erscheinung, die letztenmale, am 20. und 21. Januar, in den Thiergarten, um Luft und Sonne zu genießen. Gar oft mußte sie auch der gewohnten Geselligkeit häuslicher Abende entsagen, oder die Unterhaltung abbrechen und sich zurückziehen, um in stiller Ruhe ihre Leiden abzuwarten oder neue Kräfte zu gewinnen. Kehrte sie dann zurück, so wollte sie des Ueberstandenen nicht mehr gedenken, nahm das gehemmte Gespräch heiter wieder auf, und zeigte, wie in den besten Tagen, den liebenswürdigsten Eifer, in allen Richtungen Gutes und Erfreuliches hervorzurufen.

Wenn sie nur ihre gewöhnlichen Beschwerden hatte, suchte sie es mir häufig zu verbergen, und Schmerz und Leid im Stillen für sich abzumachen. In heftigeren Anfällen aber war das nicht möglich, sie wünschte dann auch meinen Beistand, und begehrte, man sollte ihr zureden und sie trösten. Doch nur selten vermochte man das; sie selbst vielmehr erhob sich zu dem höchsten Troste, sprach die schönsten Empfindungen und reichsten Ahndungen aus, und freute sich dankbar gegen Gott, daß sie doch gute Gedanken habe, tröstliche, erquickende Vorstellungen, ein offenes Herz, ein reines Vertrauen. So sagte sie zu mir eines Morgens, nach einer schrecklichen Nacht, mit dem so eindringenden Ton ihrer liebevollen Stimme: „O ich bin doch ganz vergnügt, ich bin ja Gottes Geschöpf, er weiß von mir, und ich werde schon noch einsehen, wie es mir gut und nöthig war, so zu leiden; ich soll gewiß

etwas dadurch lernen, jeder Schmerz wird in der gewonnenen Einsicht zur Freude werden, jedes Leid als Glorie daliegen! Und bin ich nicht schon jetzt glücklich in diesem Vertrauen, und in all der Liebe, die ich habe und finde?"

Ihre häusliche Geselligkeit war schon längere Zeit auf einen kleinen Kreis erwünschter Personen beschränkt, der sowohl altbewährte, seit zwanzig und dreißig Jahren ihr unverändert gebliebene Freunde, als auch jüngere und noch ganz neue Bekanntschaften umfaßte. Sie wußte den verschiedenartigsten Eigenschaften einen schicklichen Spielraum, jedem richtigen Anspruch eine billige Befriedigung zu verschaffen, und auch für sich selbst jederzeit eine solche zu gewinnen. Alles Aechte, Gute und Liebliche, das ihr begegnete, war ihr gleich ein Entzücken. So war es ein tiefer und froher Eindruck, den sie noch in den letzten Wochen durch die Bekanntschaft mit einer edlen und liebenswürdigen Dame empfing, in welcher sie bestätigt fand, was schon der Namen ihr verheißen hatte; dann darf ich des innigen Glückes gedenken, welches sie eines Abends genoß, da die theure Schwägerin Ernestine Robert nicht ermüdete, mit seelenvoller Stimme ihr die schönsten Gesänge vorzutragen, nicht ahndend, daß dies die letzte Freude solcher Art sein würde, deren die leidenschaftliche Musikfreundin hier genießen sollte! Rahel durfte noch öftere Wiederholung dieses Genusses hoffen, sie war noch thätig, diese zu besprechen, zu bereiten. Allein gerade in dieser Zeit griffen die Krankheitsbeschwerden stärker und stärker in ihre Tage und Stunden ein, und sie mußte mit Betrübniß sich eingestehen, daß sie immer weniger Verfügung darüber habe, immer andaurender von ihren Leiden abhängig werde.

Rahel fühlte wohl, daß ihre Lage sich nicht günstig veränderte. Die Schranken der Arzneikunde waren ihr nur zu wohl bekannt, als daß sie hätte von daher unbedingt Hülfe erwarten wollen; in früheren Zeiten hatten berühmte Aerzte viel bei ihr versehen, sich gröblich geirrt, und wenn ihr diese Besorgniß jetzt auch fern lag, und sie in entscheidenden Augenblicken nie Mangel an Vertrauen zeigte, so mußte sie doch das Gefühl, welches sie von ihrer Krankheit hatte, mit den

Aeußerungen, welche sie darüber vernahm, in weitem Abstande finden. Sie mochte kaum noch auf Heilung rechnen. Aber Zeiten der Erholung, längere, wiederholte Fristen, und selbst Jahre eines solchen Wechsels, durften ihr zuweilen möglich scheinen, und sie hörte nicht selten in diesem Sinne die bestimmtesten Hoffnungen aussprechen. Bescheidene Plane, die sie mit einer lieben Freundin für den Sommer lange voraus als angenehme Heimlichkeit verabredet hatte, schwebten erfreuend vor ihrer Seele, und es machte ihr Vergnügen, in vertraulichen Augenblicken davon zu sprechen, wobei sie doch zugleich mit Ergebung alles den Umständen unterwerfen wollte. Allein auch Vorstellungen ganz anderer Art, beschäftigten sie, und meistentheils war ihr Gemüth zu geistigen Richtungen hingewandt.

Zu allen Zeiten, in der Jugend wie im Alter, in ganz gesunden, wie in kranken Tagen, waren die höchsten Aufgaben des Menschen, die Thatsachen der geistigen Welt, und die Empfindungen und Ahndungen eines hohen Zusammenhanges, für Rahel die liebsten Gegenstände der Betrachtung, der immer wiederkehrende Inhalt des Gesprächs. In Heiterkeit und mit Laune, wie mit Ernst und in Erhebung, sprach sie oft vom Tode, auch dem eignen, den sie nicht fürchtete, sondern mit fast neugieriger Forschung anzuschauen pflegte. Bei täglichen Anlässen, in unerwarteten Ausbrüchen, heißen Gebeten, und tiefen, eigenthümlichen Gedankenblitzen, zeigte sich ihr gottergebener, starker Sinn nach dieser Richtung offen und frei hingewandt. Wir waren es gewohnt, Gegenstände und Beziehungen dieser Art täglich und stündlich von ihr angeregt und erörtert zu sehen. Allein wir mußten zu dieser Zeit bald gewahr werden, daß die Richtung zu dem Unsichtbaren in Rahel nicht nur entschiedener vorwaltete, sondern auch in ihren Aeußerungen eine durchaus erhöhte, persönlichere Bedeutung empfing.

In solcher Weise sprach sie eines Tages unter andern mit heitrer Innigkeit von einem schönen Traum, der ihr von Kindheit an tröstlich gewesen. „In meinem siebenten Jahre", sagte sie, „träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war

der ganze Himmel; auf einer Ecke dieses Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entschlummern da. Seitdem kehrte mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den schlimmsten Zeiten war mir dieselbe Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmlischer Trost: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke seines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es." Wie oft noch in der Folge hörte ich sie dann mit dem ihr ganz eigenen, rührenden Stimmenlaute bei und nach den angstvollsten Leiden vertrauend sagen: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott ist ja bei mir, ich bin in seiner Hand, und er weiß alles am besten, was mir gut ist, und warum es so sein muß!" Die erhabensten Gedanken und die lieblichsten Kindervorstellungen waren ihr von jeher in gleichem Maße angehörig und mit einander verknüpft.

Auch in Betreff naher und ferner Personen zeigten Rahel's Aeußerungen eine erhöhte Innigkeit, jedes liebreiche und herzliche Verhältniß wurde ihr angelegener, jedes herbe und widrige entrückter oder milder. Versöhnung lag in ihr zu allen Zeiten schon immer für alles Geschehene bereit, ihr guter Wille war schon begnügt, wenn nur der Andere sein Unrecht zu vergessen schien; jetzt wollte sie für alles und jedes wechselseitige Verzeihung ausgesprochen wissen. Bestätigt und gesegnet aber sollte ihr jedes Wahre und Gute sein, und sie verhehlte es nicht, daß jedes ächte Gebild ihres Lebens, jede wahre und tiefe Verknüpfung mit geliebten Menschen, ihr die Andeutung und Bürgschaft eines hier nicht auszuforschenden, wesentlicheren Zusammenhanges sei.

Sie hatte mitten in ihren Leiden auf diese Weise glückliche Stunden, in den besseren Zwischenräumen auch fortwährend die freudigsten Geistesgenüsse. Die Sprüche von Angelus Silesius waren ihr fast immer zur Hand; in Fichte's Staatslehre suchte sie manches ihr Wichtige, zum Beispiel über den Karakter der Franzosen, zu nochmaligem Betrachten wieder auf; in Wilhelm Meister's Wanderjahren las sie hin und wieder mit ernstem Nachdenken, und schrieb noch einige Bemerkungen darüber; daneben erfreute sich ihr antheil-

voller Sinn auch an den wohlgeschriebenen Theaterberichten der französischen Zeitungen, so wie an manchen anderen Aufsätzen der Tagesblätter, wie sie denn von jeher für jedes Talent der schönen, gediegenen und treffenden Darstellung eine leidenschaftliche Bewunderung hatte. Ein paarmal fügte es sich, daß ich ihr, was sie sonst nicht liebte noch vertragen konnte, manches vorlas, kürzere Sachen von Goethe, auch aus Angelus Silesius, was sie in wahre Freudigkeit, ja in Entzücken versetzte, und sie drückte ihre Befriedigung besonders auch darüber aus, daß sie alles dies auf solche Weise von mir jetzt höre, und sich unserer Gemeinschaft und Einigkeit dabei so innig bewußt sein könne.

In dieser Zeit war der Herzog von Lucca nach Berlin gekommen, und mit ihm sein Leibarzt, Dr. von Necker, dem in der homöopathischen Heilkunst die glücklichsten Erfolge zugeschrieben wurden. Eine verehrte Freundin, Bettina von Arnim, so ausgezeichnet durch Geist wie durch wohlwollenden Eifer, drang in Rahel, diese Gelegenheit nicht zu versäumen, und den trefflichen, menschenfreundlichen, ganz uneigennützig jedem Hülfesuchenden zugänglichen Arzt über ihre Krankheit zu Rath zu ziehen, oder wenigstens seine Bekanntschaft zu machen. Nach einigen Erörterungen wurde vorläufig nur das letztere festgestellt, und mittlerweile der Werth der neuen Heilmethode, so wie das Vertrauen, welches sie fordern dürfe, mannigfach besprochen.

Am 16. Februar empfing Rahel den ersten Besuch des Dr. von Necker, welchen Frau von Arnim (geb. Brentano) bei ihr einführte. Seine Persönlichkeit machte einen durchaus vortheilhaften Eindruck, der sich durch seine Reden und sein Benehmen mit jedem Augenblick verstärkte. Seine lebhafte Theilnahme, seine umsichtigen Fragen, sein kluges Beobachten, und die feste Bestimmtheit dessen, was er sagte, waren dem Gemüth eben so wohlthätig, als sie dem Geiste Vertrauen einflößten. Nach anderthalbstündigem Gespräch war die Kranke aus eigenem Antriebe schon ganz entschieden, unter der Leitung dieses Arztes die neue Heilart zu versuchen. Weil jedoch die Wirkung der bisher genommenen Arzneien erst ganz aufgehört haben sollte, bevor die homöopathischen Mittel gebraucht würden, so mußte der Beginn der Kur noch um

fünf Tage aufgeschoben bleiben; nur wurden die nach den Grundsätzen der Homöopathie nicht zulässigen Nahrungs- und Reizmittel schon jetzt sorgfältig entfernt.

Der Arzt hatte die Kranke in günstigen Augenblicken gesehen, sie war angeregt, freudig fast, und in ihrem Vertrauen daher um so rascher und kräftiger; auch gab er in der That anfangs gute Hoffnung, nicht zwar eines völligen Genesens, aber doch eines zu gewinnenden Zustandes bedeutender Linderung, in welchem noch eine ganze Reihe guter Jahre hingehen könnten. In den folgenden Tagen, bei wiederholtem Forschen und Prüfen, mußte diese Hoffnung freilich um vieles herabgesetzt werden, doch wurde sie im Ganzen nicht aufgegeben, und späterhin, bei erneuten günstigen Zeichen, sogar wieder erhöht. Dr. von Recher kam nun täglich, und meistens mehr als Einmal, wobei das Vertrauen zu seiner Hülfe, so wie der gute Eindruck seiner Gegenwart nur immer zunahmen. Da jedoch seine Anwesenheit in Berlin von ungewisser Dauer war, so brachte er schon jetzt auch den hiesigen homöopathischen Arzt, Dr. Stüler, mit, der die angefangene Kur weiterhin fortsetzen sollte.

Die neue Lebensordnung wurde für Rahel dadurch beschwerlich und hart, daß alle gewohnten Reize und Erquickungen, welche ihren selten ganz ruhenden Leiden eine wenn auch nur vorübergehende Linderung oder Ablenkung zu bewirken pflegten, jetzt untersagt waren. In Vertrauen und Geduld fügte sie sich diesen Entbehrungen aller Art, empfand sie aber schmerzlich, und es war uns oft jammervoll, sie den Wunsch nach irgend einem gewohnten Labsal, zugleich selbst aber auch dessen Verneinung aussprechen zu hören. Als nach begonnener Kur eine allgemeine Aufregung der Beschwerden eintrat, und diese zum Theil auch den genommenen Mitteln zuzuschreiben schien, wurde jene Entbehrung nur noch peinlicher, und die Kranke konnte dann, in ihrer geängsteten Unruhe, für die kein linderndes Eingreifen Statt fand, zuweilen den mißmuthigen Seufzer nicht unterdrücken, daß sie diese Kur, wenn man ihr deren harten Verlauf vorausgesagt hätte, schwerlich würde unternommen haben. Ihr Vertrauen zu dem Arzte und seiner eifrigen Bemühung blieb indeß unerschüttert

daſſelbe und ſie betrauerte nur ſein damals befürchtetes baldiges Fortreiſen.

Die Nächte waren ſchlimm; ſie wurden meiſt ſchlaflos und oft unter großen Beängſtigungen und harten Anfällen hingebracht, und dieſe Leiden gingen auch ſchon mehr und mehr in die Tagesſtunden über. Rahel fühlte ſich ernſtlich krank und im Innerſten gebeugt; ſie ſagte einmal insgeheim zu Dore, die ihr vom Sommer ſprach: „Ach, wenn Du wüßteſt, was ich denke! .. ich denke, ich komme nicht über den März hinaus.“ Allein in andern Augenblicken faßte ſie doch wieder Muth, dachte mit Vergnügen an die kommende beſſere Jahreszeit, nahm ſich zuſammen, war in alter Weiſe thätig und theilnehmend, ordnete mit gewohnter Pünktlichkeit und arbeitſamem Fleiß wirthſchaftliche Rechnungen, ſorgte mit Ueberlegung und Vorausſicht für Nothleidende, die ſie als ihr zugewieſene anſehen wollte, und war wie immer liebevoll bedacht, mehreren Perſonen ihres näheren Bereichs Angenehmes und Gefälliges zu erweiſen, ihnen kleine Geſchenke zu bereiten, freundliche Mittheilungen zu machen, wie es gerade der Sinn oder die Umſtände fügten.

Am 1. März hatte ſie zum zweitenmal homöopathiſche Arznei empfangen, und den Tag ſehr unruhig, unter wechſelnden Leiden hingebracht. In der Nacht zum 2. ſteigerten ſich dieſe zu einem ſo furchtbaren Bruſtkrampfe, wie bisher noch keiner geweſen war. Sie glaubte zu ſterben, und litt einige Stunden lang ganz unſäglich. Doch unter dem ſorgſamen Beiſtande des herbeigeholten Dr. Stüler gewann ſie nach und nach etwas Linderung, der Anfall wich, und es blieb ein Zuſtand übrig, der zwar noch immer Aufregung zeigte, aber doch endlich eine Lage zum Ruhen und ſogar, wiewohl bei fortdauernd angeſtrengtem Athemholen, einigen Schlaf erlaubte.

Die folgenden Tage und Nächte rangen mit vielem Ungemach; die Spannung ſtieg nicht, minderte ſich aber auch nicht genug; eine leidliche Lage, die ſich nach vielen Mühen auf Augenblicke gewinnen ließ, wurde nur allzuſchnell wieder durch Beklemmungen geſtört. Die Kräfte verhielten ſich dabei noch über Erwarten gut; wir ſprachen ihr wiederholt

unser tröstendes Erstaunen aus, wie viel ihre ursprünglich starke Natur auszuhalten vermöge, und wie schnell ihr Körper, gleich dem Gemüth, wieder in alter Fassung sei, sobald ihm nur ein Augenblick dazu freigegeben werde. Sie stimmte wohl in diese Meinung ein, aber sah deßhalb ihren Zustand für nicht weniger bedenklich an, und fürchtete besonders die Wiederkehr des Anfalls, dessen schreckliche Angst und Qual ihr schaudervoll im Sinne lag.

Die liebevollen Worte, die sie während dieser Zeit immer an uns richtete, die trostreichen Rückblicke, welche sie auf die Vergangenheit warf, und die gerührten Erhebungen, in denen ihr tiefstes Herz aufwogte, vermag ich nicht im Einzelnen zu wiederholen. Wir genossen in dieser trüben Zeit Stunden des reinsten Entzückens, der innigsten Verständigung, und fühlten die volle Gewißheit eines unzerstörbar begründeten, wechselseitigen Angehörens. Merkwürdig sind auch die folgenden Worte, die ich gleich am 2. März, unmittelbar und genau, wie sie von Rahel gesprochen waren, mir aufschreiben mußte: „Welche Geschichte!“ — rief sie mit tiefer Bewegung aus, — „eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier, und finde Hülfe, Liebe und Pflege von Euch! Dir, lieber August, war ich zugesandt, durch diese Führung Gottes, und du mir! Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen. Wird es mir nicht eben so mit diesen Krankheitsleiden gehen, werd' ich einst nicht eben so mich freudig an ihnen erheben, sie um keinen Preis missen wollen? O lieber August, welche tröstliche Einsicht, welch bedeutendes Gleichniß! Auf diesem Wege wollen wir fortgehen!“ Und darauf sagte sie unter vielen Thränen: „Lieber August, mein Herz ist im Innersten erquickt; ich habe an Jesus gedacht, und über seine Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erstenmal es so gefühlt, daß er mein Bruder ist.

Und Maria, was hat die gelitten! Sie sah den geliebten Sohn leiden, und erlag nicht, sie stand am Kreuze! Das hätte ich nicht gekonnt, so stark wäre ich nicht gewesen. Verzeihe mir es Gott, ich bekenne es, wie schwach ich bin."

Am 5. März war in keiner Hinsicht eine Verschlimmerung merkbar; im Gegentheil, es zeigte sich auf Rücken und Schultern ein Ausschlag, demjenigen ähnlich, durch den schon in früheren Jahren ein gefahrvoller Zustand sich zum glücklichen Ausgange gewendet hatte. Wir konnten neue Hoffnung fassen, der Arzt bezeigte seine große Zufriedenheit, Rahel lächelte freundlich ob den guten Verheißungen, sie fand das Leben wünschenswerth, und ohne die höheren Gedankenreihen, in denen sie ergeben und getrost weilte, zu verlassen, wandte sie von daher den Blick auch mit Liebe den nächsten Darbietungen des Tages zu. Ein schöner Fliederbaum, den ihr im vorigen Sommer die von ihr sehr geliebte Gräfin von Yorck geschenkt hatte, trieb unerwartet in diesen Tagen junge Knospen; man brachte ihn vor das Bett der Kranken, die ihn tiefathmend und entzückt betrachtete, und das zarte Grün wiederholt küßte; das erste für sie und das letzte dieses neuen Frühjahrs! Ihre Sanftmuth und Hingebung in diesen Tagen war unaussprechlich. „Wir wollen einander alles verzeihen", sagte sie mehrmals, und: „Wir schleppen einander wechselseitig mit, ihr mich, ich euch;" ferner: „Im Himmel sehen wir uns Alle wieder." Als Dore einmal von ihr sprach, und dabei die gewöhnliche Benennung „Gnädige Frau" anwandte, rief sie wohlbehaglich, und als ob sie sich von einer Last befreite: „Ach was! es hat sich aus gegnädigefraut! nennt mich Rahel." Sie sprach dies nicht in dem Sinn eines nahen Abschiedes, sondern in dem eines Aufgebens von Schein und Tand, wie ihr auch für das Weiterleben zu Muthe sei und bleiben solle. Eine solche erhöhte Stimmung zeigte sich überhaupt in der fast wehmüthigen Herzlichkeit, welche sie ihren Nächsten und den Freunden bewies, deren Besuch sie empfing. Die Gegenwart ihres jüngsten und nur noch einzigen Bruders Moritz Robert, den sie immer besonders geliebt hatte, war ihr jedesmal ein erquickender Trost; um ihn aufzumuntern, versicherte sie ihm freundlich, es gehe ihr gar nicht

schlecht, und wenn er sie vorwärts niedergebeugt sitzend fände, so sei das bloß, weil es ihr so für den Augenblick bequem sei; sie könne sich recht wohl gerade halten, aber habe nur jetzt keinen Grund es zu thun. Auch erfreute sie der Anblick des lieben Nichtenkindes Elise, das noch auf Augenblicke zum Besuch an ihr Bette kam. Theure Freunde und Freundinnen nahten ihr grüßend und heilwünschend, unter diesen noch am Abend der Fürst und die Fürstin von Carolath, die am andern Morgen abreisen wollten.

Der 6. März kam heran, die Beschwerden waren groß, die Entbehrung jedes Labsals ungemein peinlich, das Verlangen nach Erquickung und Ruhe sprach sich in gesteigerten Klagen aus. Die fleißigen Besuche des Dr. von Necker, der mehrmals im Tage wiederkam, und immer neuen Aufschub seiner Abreise verkündigte, erfreuten sie jedesmal. Sie nahm auch an diesem Tage noch jeden gewohnten Antheil an allem, was vorging und gesprochen wurde, und die ungeschwächte Belebung ihres Herzens bewies sich auch in den schmerzlichsten Ausrufungen über die Herzogin von Berry, in deren Geschick sie nur die Tiefe des Leidens sehen wollte, zu welchem der Mensch gebeugt werden könne. Sie verlangte alles zu wissen, was die Zeitungen von der unglücklichen Fürstin meldeten, und hörte nicht auf, sie zu bedauern.

Ein Versuch aufzustehen und einige Schritte im Zimmer zu machen, zeigte noch reichliche Kräfte, und sie selbst wie auch wir Andern hatten davon einen guten Eindruck. Ueberhaupt stimmten die Versicherungen der Aerzte, auch nichthomöopathischer, sämmtlich darin überein, daß eine dringende Gefahr jetzt nicht vorhanden, der ganze Zustand aber und seine fernere Entwickelung dennoch mit größter Besorgniß zu betrachten sei. Bald aber wurde bemerkt, daß der Ausschlag sich an Umfang und Stärke gemindert zeige; doch schien ein freiwillig eingetretener Schweiß ihn wieder hervorzutreiben, und die Unterhaltung dieses Schweißes wurde angelegentlich empfohlen. Die Aerzte hatten Rahel zu Mittag besucht; der Bruder ebenfalls, die Schwägerin kam gegen Abend, und auch der Bruder wollte wiederkommen, wurde aber durch die Nachricht abgehalten, es habe sich nicht verschlimmert, und

man wünsche die Kranke ruhen zu lassen. Sie fragte einigemal nach ihm, weil er ihr gesagt hatte, daß er noch wiederkommen würde, doch hatte ihre Erwartung, ihn zu sehen, durchaus nichts Ungewöhnliches. Mit einem Gruße des Arztes, der neuen Aufschub seiner Abreise melden ließ, kam noch am späten Abend Frau von Arnim, verweilte einen Augenblick am Fuße von Rahel's Bette, und wurde von ihr mit den Worten angeredet, sie komme stets als ein „minister of heaven," dann aber wieder mit Dank und Freundlichkeit entlassen.

Beim Eintritt der Nacht, und als der Schweiß aufgehört hatte, empfand Rahel ein unwiderstehliches Bedürfniß, sich umzukleiden; da sie es sich nicht ausreden ließ, so geschah es, aber mit größter Vorsicht. Sie selbst war dabei lebhaft thätig, und bezeigte eine außerordentliche Befriedigung, dies erlangt und vollbracht zu haben. Sie fühlte sich höchst erquickt, und hoffte nun auch eine Lage zu finden, in der sie etwas schlummern könnte. Sie sagte mir deßhalb gute Nacht, und hieß mich gleichfalls schlafen gehen. Auch Dore sollte sich niederlegen und schlafen, die aber nicht geneigt war noch Zeit hatte, dieser Weisung zu folgen.

Es mochte nach Mitternacht sein, und ich lag noch wach, als Dore mich rief, ich möchte kommen, es sei sehr schlimm. Seit dem Augenblicke, daß ich weggegangen war, hatte Rahel, anstatt die gehoffte Ruhe zu finden, mit stets anwachsenden Beschwerden zu ringen gehabt, die jetzt in völligen Brustkrampf übergegangen waren. Ich fand sie in einem Zustande, der wenig geringer schien, als der vor sechs Tagen. Die für solchen Fall, den man zwar nicht wahrscheinlich, aber doch möglich erachtet hatte, dagelassenen Mittel wurden eifrig angewandt, allein diesmal mit minderem Erfolg. Der schreckliche Kampf dauerte fort, und die theure Leidende, in Dore's Armen sich windend, rief mehrmals, der Andrang gegen die Brust sei nicht auszuhalten, es stoße ihr das Herz ab; fürchterlich rang dabei das Athemholen. Nachdem sie geklagt, daß es ihr auch den Kopf angreife, daß sie darin wie eine Wolke fühle, lehnte sie sich zurück; eine Täuschung, daß Linderung eintrete, blitzte nur auf, um für immer zu

erlöschen, die Augen waren gebrochen, der Mund verzogen, die Glieder gelähmt! In diesem Zustande fanden sie die herbeigerufenen Aerzte; sie versuchten ihr noch einige Mittel einzuflößen, allein der Nervenschlag, der sie getroffen hatte, machte jede Hülfe vergeblich. Nach anderthalb Stunden bewußtlosen Daliegens, während dessen nur noch die Brust sich in gewaltsamen Zügen regte, hauchte dies edle Leben den letzten Athem aus. Der Anblick, den ich knieend an ihrem Bette fast leblos aufnahm, drückte sich glühend für ewig in mein Herz!

Wir starrten betäubt die entsetzliche Gewißheit an. Das oft genug Befürchtete hatte uns dennoch grausam überrascht; nicht in dieser Woche, nicht an diesem Tage, selbst in der letzten Stunde noch nicht, hatten wir diese Wendung erwarten dürfen, denn bevor der Nervenschlag hinzutrat, war kein Zeichen schlimmer und bedenklicher, als bei den vor sechs Tagen erlittenen Zufällen, die denn doch, wenn auch nach hartem Kampfe, wieder nachgelassen hatten. So entschwand uns die Theure ohne Wort und Blick des Abschieds, aber auch, wir dürfen es hoffen, ohne Gefühl des letzten Kampfes und ohne Bewußtsein des Scheidens!

Eine seltne Theilnahme in allen Klassen wurde durch die Nachricht dieses Trauerfalles erregt, in den höchsten wie in den untersten Kreisen zeigte sich tiefes, herzliches Bedauern und würdigende Anerkennung. Die edlen Eigenschaften der unversiegbaren Güte, des einsichtigen Wohlthuns und eines allgemein erfreuenden Benehmens, wurden auch von den Leuten des niedrigsten Standes herzlich gepriesen, denen die reichen Gaben des Geistes als solche nicht erkennbar sein konnten. Der weite Kreis der Freunde, der ältesten wie der jüngsten, Alle stimmten beeifert in dem klagevollen Bekenntniß überein, daß ihnen ein reichstes und bedeutendstes Lebensbild, ein höchstes Ziel, zu welchem sich Gedanken und Erinnerungen immer neu vertrauend hingezogen fanden, dahingesunken sei.

Die Bestattung erfolgte am 14. März in einem Grabgewölbe auf dem Kirchhofe vor dem hallischen Thore, wo der Prediger Dr. Marheineke das Andenken der Entschlafenen

durch eine würdige und inhaltvolle Rede feierte, und damit die erhabenen Tröstungen des geistlichen Wortes vereinigte.

Eine Frau, die nicht durch Stand und Namen, noch durch Schönheit und glänzende Verhältnisse, die Blicke der Welt hat auf sich ziehen, noch durch schriftstellerische oder künstlerische Verdienste berühmt werden können, sondern einzig durch das unbefangene gleichmäßige Walten einer in sich stets wahren, und dabei gütigen und erweckenden Persönlichkeit, durch ihr einfaches tägliches Leben, auf die umgebende Welt gewirkt, und dabei gleichwohl den Besten ihrer Zeit gleichgestanden, überall so tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, und eine so beharrliche Aufmerksamkeit und zuneigungsvolle Achtung, ja eine so allgemeine Wohlgesinnung erworben, eine solche Frau wird zu allen Zeiten als eine seltne und werthe Erscheinung gelten dürfen.

Mögen die von ihr beschriebenen Blätter, die ich dem Druck übergeben, durch ihre treuen Züge den Freunden das ganze Lebensbild glücklich erneuen helfen!

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Mariane Saaling.

Berlin 1834.

Ich wende mich, im Verfolg meiner Denkschriften, gleich zu dem neusten und jüngsten Stoffe, der mir in diesem Frühjahr zu durchleben beschieden worden, zu meiner Geschichte mit Mariane Saaling. Das Eigene und Seltsame dieses Begegnisses, welches sich in so ganz anders geartete Fügungen eindrängte, das Jugendliche und Spielhafte in so reifen Jahren und Verhältnissen, das Dunkle und Verworrene des ganzen Vorganges, und die Bedeutung, die er als Lebensgeschick auch in seiner Auflösung noch für die Betheiligten zurückläßt, erfordern diesmal eine umständlichere Erzählung, als diesen einfachen und in stillem Kreise verweilenden Zügen sonst zu widmen wäre. Wenigstens dürfte der Grad des Verständnisses, der hier überhaupt als erreichbar zu denken ist, nur auf diese Weise zu erlangen sein.

Gleich andern Freundinnen hatte auch Mariane während meiner Trauerzeit mich besucht. Ich weiß nur, daß sie da war, mir ist weiter keine Erinnerung davon geblieben. Im Sommer sah ich sie ein paarmal im Garten bei Mendelssohn-Bartholdy's, in Charlottenburg bei Ernestine Robert; sie war mild und freundlich, nicht auffallend, aber mir doch bemerkbar, und ich dachte, mein Gram stimme sie mitleidig. Sie verreiste dann mit ihrer Schwester Julchen und ihrem Schwager Heyse, nach dem Rhein. Gleichgültig vernahm

ich ihre Abreise, und eben so die Meinung, sie werde nicht wiederkommen, sie sei des stillen Lebens überdrüssig, sie wolle das reiche und glänzende Haus in Frankfurt am Main bei ihrer Schwester Klara Hertz wieder einmal versuchen. Späterhin wurde gesagt sie komme zurück; mich berührte diese Nachricht kaum. Bald nachher hieß es, Mariane sei mit Heyse's bereits in Berlin; ich empfand nur Theilnahme für den Zusatz, daß Heyse's Gesundheit um vieles besser sei. Als ich ihm nach einiger Zeit unter den Linden begegnete, tauschten wir freundliche Worte, er kündigte mir seinen Besuch an, und wir schieden ohne Marianens zu erwähnen. Wir pflegten einander nicht zu besuchen; er kam auch jetzt nicht; und so blieb alles zwischen uns wie bisher.

Im späten Uebergange des Herbstes zum Winter, bei rauhem Wetter traf ich Marianen eines Mittags unter den Linden; ich erkannte sie nicht gleich, grüßte dann aber, und wollte vorübergehen, da Wind und Kälte weder zum Sprechen noch zum Stillstehen einladen konnte. Mariane jedoch rief mich an, bot mir treuherzig die Hand, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe, ob ich noch immer so traurig sei, und versicherte mich, sie begreife meinen Schmerz vollkommen, und fühle ihn mit mir; sie pries mein Glück mit Rahel, gedachte der Dahingeschiedenen mit liebevoller Anerkennung, und meinte, Rahel selbst, wenn sie könnte, würde mir zureden, mich nicht der trostlosen Einsamkeit hinzugeben, sondern die Freunde aufzusuchen und durch Umgang die Trauer zu lindern. Sie lud mich freundlich ein, auch zu ihr zu kommen. Ich hatte noch niemals so biedere Güte von ihr gesehen, und war angenehm berührt, von ihrer guten und kräftigen Art, die ich für eine Frucht ihrer späteren Jahre und letzten Prüfungen und Beschäftigungen halten konnte. Sie ist reifer und reicher geworden, dacht' ich, und wendet sich mehr und mehr dem Innerlichen und Kernhaften zu; dabei mußte ich Rahel wieder preisen, die auch diesen Zug am frühsten wahrgenommen, und in der letzten Zeit eine zunehmend bessere Meinung von Marianen geäußert hatte. Nach diesem Begegnen, dünkt mich, bin ich einmal vergeblich bei ihr gewesen, ohne den Versuch zu wiederholen.

Während des Winters fand ich Marianen eines Abends bei Erneſtine Robert, wo größere Geſellſchaft eingeladen war. Wir ſprachen eine Weile mit einander ganz vertraulich, beſonders auch von Krankenpflege, worin ſie damals bei einer kranken Liefländerin große Liebeswerke leiſtete, und ſie ſchien meine Sinnesart in dieſem Betreff gern als der ihren zuſtimmend anzuerkennen. Ich erinnere mich ſehr genau, daß ihr Benehmen etwas Verbindliches für mich hatte, mir aber zugleich den Eindruck machte, als geſtatte ſie ihrer Menſchenliebe und Wohlthätigkeit doch zu viel ſelbſtgefälligen Schein, und dieſer Eindruck vergrößerte ſich unangenehm durch die Bemerkung, daß ſie ſelbſt gerade dieſen Abend in Putz und Schmuck faſt allzuviel gethan hatte. Die anderen Frauen flüſterten ſich lächelnd manche Bemerkung darüber zu, und unterließen nicht, auch mir Antheil daran zu gönnen. Ich verhielt mich gleichgültig dabei, war zerſtreut, und ſprach viel mit der jungen Gräfin Roſe Moſtowska, wohin Mariane mehrmals ihre Aufmerkſamkeit richtete, ich glaubte, es geſchähe des Franzöſiſchen wegen. Der Abend floß ohne weiteres Ereigniß hin. Ein abermaliges Zuſammentreffen bei der Hofräthin Herz, war nur äußerlich munterer, und dieſe größere Munterkeit rührte von einem Umſtande her, der damals bloß zufällig ſchien, aber in der Folge weſentlich einwirkte.

Aus den Niederlanden war eine Italiänerfamilie nach Berlin gekommen. Marquis und Marquiſin Arconati-Visconti, die für ihren Sohn zur Fortſetzung der Schulſtudien ein hieſiges Gymnaſium gewählt hatten; denn ſeit Victor Couſin's Bericht genießen die preußiſchen Schulen ja des größten Rufs. Aus Mailand wegen politiſcher Urſachen verbannt, vornehm und reich, und durch Bildung ausgezeichnet, fanden dieſe Leute überall die beſte Aufnahme; ſie waren beſonders aus Bonn an hieſige Perſonen nachdrücklich empfohlen; ſo der Hofräthin Herz, ſo Marianen, und ſo auch mir. Die Marquiſin gefiel ungemein, und hauptſächlich den Frauen, ihr Geſicht war nicht ſchön, aber ausdrucksvoll angenehm, ihr Wuchs fein und ſchlank, ihr Betragen höchſt liebenswürdig, geſcheidt, mild und vom beſten Ton. Da ihre

Mutter eine Gräfin Schafgotsch aus Schlesien und sie selbst in Wien geboren war, so wußte sie auch Deutsch genug, um den Reiz der Unterhaltung durch diese Sprachkunde zu erhöhen; übrigens aber wurde das Gespräch immer Französisch geführt. Wer sie bewirthete, suchte daher gern die leidlichsten Träger französischer Konversation in seinem Kreise zu versammeln, und war dankbar für gute Thätigkeit. So geschah es, daß die Hofräthin Herz auch Marianen und mich dankbar aufmunterte, ihrer Gesellschaft bei den Italiänern Ehre zu machen. Wir ließen es an gutem Willen nicht fehlen, und kamen leicht bei dem Reize der fremden Sprache und der fremden Mitrednerin in einen Wetteifer, der sich zu artigen und neckenden Wendungen steigerte. Die kluge Marquisin erkannte sogleich, daß Mariane und ich auf einem altgewohnten Verhältnisse ruhten, welches, weit entfernt abgeblüht zu haben, vielmehr noch gar nicht aufgebrochen war; sie belebte durch ihre anmuthigen Scherze diese schlummernden Keime, und dies um so mehr, als auch sie selbst, ich kann es nicht verschweigen, die Möglichkeit ihrer eigenen Ansprüche heiter durchblicken ließ; auf diese Weise gestaltete sich, flüchtig und abgebrochen, aber darum nicht minder eindringlich und nachwirkend, ein Spiel des Scherzes und der Laune, das wir empfanden, und dem wir folgten, ohne Bewußtsein und Absicht damit zu verbinden. Ich meines Theils hatte gewiß nichts als eitle Neckerei im Sinne, und nahm keine Spur eines andern Eindrucks nach Hause. Nur bei späterem Zurückrufen dieser Erinnerungen traf mich darin das deutliche Bild einer Koketterie, deren sich aber die Andern vielleicht noch weniger bewußt geworden sind als ich.

Von einer anderen Seite sollten meine Gedanken wiederholt auf Marianen hingeführt werden. Hitzig sagte mir von einem Briefe, in welchem Pfuel meist an Frau von Fouqué sehr bedeutende Worte über Rahel geschrieben, und sie weit über alle Frauen ihres Kreises erhoben hatte. Frau von Fouqué hatte den Brief in Hitzig's Händen gelassen, und dieser, des Inhalts kaum sich noch erinnernd, ihn mir gern mitgetheilt. Wichtiger und beziehungsreicher, als die wenigen Worte, welche der Brief in Betreff Rahel's enthielt, waren die schar-

sen Schilderungen, die darin von Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg, und dann von Frau von Frohberg und Mariane Saaling gegeben wurden. Merkwürdig insbesondere war das Bild der Letzteren, welches der Briefsteller so gemein als möglich zu halten suchte, ja mit pöbelhaften Ausdrücken besudelte, und dies mußte um so mehr in Erstaunen setzen, wenn man wußte, daß Mariane damals, im Jahre 1810, mit allem Reize der Jugend und Jungfräulichkeit in Schönheit strahlte, und daß Pfuel leidenschaftlich in sie verliebt war! Für Personen, welche Marianen und Pfuel kannten, jetzt, nach dreiundzwanzig Jahren, in ihrer nunmehrigen äußeren Stellung und noch fortwährend zarten Wechselneigung zu einander, für solche Mitlebende und Mitwissende gab es nichts Pikanteres, Seltsameres, Nachdenklicheres, als diesen Brief. Ich versagte mir nicht, ihn solchen Personen mitzutheilen, doch als strenges Geheimniß, als einen Beitrag zur Menschenkunde, der sich in dem wundervollsten Beispiel darbot. Ich las ihn Henrietten Solmar vor, dann Moritz und Ernestine Robert, endlich Mendelssohn-Bartholdy's. Alle waren außer sich vor Staunen, ergossen sich in die vielfachsten Betrachtungen. Im Grunde konnte nur Pfuel davon Schaden haben, nicht Mariane, deren Herabsetzung aus solchen Gründen, wie Pfuel sie hier anbrachte, bei keinem der Zuhörer gültig sein konnte. Im Gegentheil, Mariane erschien als eine ungerecht Mißhandelte, deren jeder Wackere sich im Herzen annehmen mußte. Wiewohl nun Alle meiner ausgesprochenen Ansicht beipflichteten, und auch einen Aufsatz höchlich billigten, den ich zur Erklärung des ganzen Briefes geschrieben hatte, und worin nicht nur Mariane nach Gebühr vertheidigt, sondern auch Pfuel wieder in besseres Licht gestellt wurde, so blieb doch in dem ganzen Eindruck etwas Unheimliches, und es war mir im Stillen so zu Muth, als hätte ich auch aus Rücksicht für Marianen, die Mittheilung lieber unterlassen sollen. Diese Art Vorwurf trug ich lange mit mir herum, und wenn ich Marianen sah, mahnte mich das Gewissen; ja, ich fühlte mich nicht selten von dem Gelüst ergriffen, zur Vollendung und zugleich zur Buße meines Unrechts ihr selbst den Brief mitzutheilen. Ich widerstand frei-

lich diesem Gelüste. Aber ich war veranlaßt, Marianens Wesen öfter und mit näherem Antheil, als sonst der Fall gewesen wäre, zu betrachten, zu überdenken, und vertheidigend zu besprechen.

Ein zweites Begegnen auf der Straße ließ mich von Marianen nur größere Freundlichkeit erfahren: ihre Einladung, sie zu besuchen, war herzlicher noch und aufmunternder, als die frühere, und ich beschloß in mir, eifrigeren Gebrauch davon zu machen; wie auch geschah. Einige Morgenbesuche ließen mir den angenehmsten Eindruck zurück. Mariane bezeigte für meine Lage und Stimmung den regsten Antheil, sie sprach mit mir von Rahel, von deren Briefen; sie hörte mit Wohlgefallen von dem neuen Abdruck, der im Werke sei, sie erbot sich mit Eifer, an Frau von Pereira und Frau von Ephraim nach Wien zu schreiben, um mir von ihnen die vielleicht noch vorfindlichen Briefe Rahel's zu verschaffen. Wir sprachen auch von ihrem eigenen Leben, ihrer Thätigkeit, und sie erzählte mir viel Schönes und Merkwürdiges aus dem Kreise ihres Wohlthuns und ihrer Krankenpflege. Ich theilte ihr dagegen mancherlei aus Rahels reichem und unermüdlichem Wirken dieser Art mit, von den Erfahrungen, die ich selbst gemacht, und von einigen Fürsorgen, die mir gerade oblagen. Sie übernahm es, für eine arme kranke Frau, die sich an mich gewendet hatte, dringend nöthige Wäsche zu kaufen, und ich ließ ihr für eine andere, deren Noth ihr besonders anlag, eine kleine Geldsumme zurück, welche sie anfangs ablehnen wollte, weil sie es sich zum Gesetz gemacht, für ihre Wohlthaten nie aus fremder Kasse zu schöpfen. Wir freuten uns gegenseitig, daß unsere Richtung zu diesen Sachen unserem ferneren Freundschaftsumgange ein schönes Band werden könne.

Mariane lebte eigentlich sehr einsam, und empfand dies und sprach es aus. Die Kränklichkeit Heyse's machte, daß ihre Schwester nur wenig Antheil an gesellschaftlichen Dingen nahm. Die Abgelegenheit der Wohnung war in diesem Betreff ebenfalls hinderlich, und trat schlechtes Wetter ein, so vergingen wohl mehrere Tage, in denen weder Besuche kamen noch zu machen waren. Ohnehin war der ganze Umgangs-

kreis mit den Jahren stets enger, und zum Theil auch düstrer geworden. So zum Beispiel im Bernstorff'schen Hause, welches Mariane von Zeit zu Zeit wohl besuchte, war eine Stunde am Krankenbette des Ministers zugebracht, die einzige Ausbeute, deren man in diesem einst so lebhaften Kreise sich zu getrösten hatte. Besonders fielen die Abende meist sehr traurig aus, und Mariane sagte mir geradezu, da sie sehr früh aufstehe, immerfort thätig sei, und daher auch mit eigentlichen Geschäften und Arbeiten zeitig fertig werde, auch Lesen und Schreiben sich endlich erschöpfe, so würden oft ihr die Stunden zu lang, und sie sähe es gern, wenn man sie Abends besuche, wozu sie denn auch mich wiederholt aufforderte, indem sie hinzusetzte, daß ich später zum Thee auch Heyse's jedesmal willkommen sein würde. Ich fand dies alles sehr natürlich, und auch meinen Umständen gemäß, wie meinem Sinne angenehm, und versprach mir gute Zeiten von dem Wiederanknüpfen eines Umganges, der mich schon vor vielen Jahren angezogen und in dieser Zwischenzeit gleichsam nur geschlummert hatte. Für Marianens Erheiterung etwas thun zu können, zur Erleichterung ihrer Lebenstage manches beizutragen, wie es der Mann fast immer dem einzelnen Frauenzimmer gegenüber vermag, war meiner Theilnahme, und ich darf sagen meiner Gutmüthigkeit ein schmeichelhafter Gedanke.

Der Kunstverein hatte die zu verloosenden Gemählde ausgestellt. Friedrich Tieck mir seine Basreliefs am Denkmale Scharnhorst's als fertig angemeldet; ich erbot mich, Marianen, die beides zu sehen wünschte, hinzuführen, und mein Erbieten wurde angenommen. Ich kam zu Wagen, sie abzuholen, sie theilte unsere Absicht der Schwester mit, die leicht einwilligte uns zu begleiten, und wir fuhren zum Lagerhause. Nachdem wir bei Tieck die Bildwerke und dann gegenüber in der Klosterstraße die Ausstellung des Kunstvereins genug betrachtet, fanden wir es zu früh, schon wieder nach Hause zu fahren, und ich schlug vor, weil inzwischen das Wetter schön geworden war, die Treibhäuser bei Bouché zu besuchen. Dort ergötzten wir uns an dem reichen Anblicke der sorgsam gepflegten Vegetation, gedachten der Leidenschaft Rahel's für

Blumen und Gärten, und wie dieser Garten einer ihrer Lieblingsorte gewesen; als Herr Vouché sich zu uns gesellte, und dienstfertig seine besten Stücke vorzeigte und anpries, unterließ ich nicht, für die beiden Schwestern zwei schöne Stöcke spanischen Flieders auszuwählen. Diese blühenden Sträucher sah die Marquisin Arconati, als sie Marianen eines Vormittags besuchte, und sah ihnen gleich an, daß sie Geschenke sein müßten. Man verhehlte ihr nicht, von wem sie herrührten, und gleich den nächsten Abend, als ich mit der Marquisin war, hatte ich die lebhaftesten Neckereien von ihr zu leiden, man sehe wohl, wem ich die Kour mache; sie sei bei einer Dame gewesen, wo alles von Blumen geduftet habe, als deren Geber ich genannt worden, ihr hätte ich niemals Blumen geschenkt, und was der Aeußerungen mehr waren, die mir doch zuletzt lästig fielen, so daß ich ablehnend sagte, Blumen schenkte ich sehr gern und oft, und diese seien bloß ein Ausdruck meiner Dankbarkeit für das gütige Bemühen Marianens, mir durch ihre Vermittelung aus Wien Briefe von Rahel zu verschaffen; die Kour, fügte ich hinzu, machte ich niemanden, und würde mich hüten, in solche Verstrickungen zu gerathen, selbst wenn man es darauf anlegte. Die feine Marquisin verstand die Richtung dieser Worte sehr gut, denn sie hat späterhin durch deren feindlichsten Gebrauch gegen mich Rache dafür zu nehmen gesucht. Sie schrieb nämlich aus Bonn meine damalige Aeußerung in dem nachtheiligsten Bezug auf Marianen hieher an Professor Gans, der das Verbot, mir nichts davon wiederzusagen, treulich hielt, aber sonst jedermann erfuhr davon, und vielleicht auch Mariane selbst durch dienstfertige Zuträger, wie denn manche Personen überzeugt sind, ein solches dunkles Geklatsch sei bei den nachherigen Zwistigkeiten und Störungen sehr mitwirksam gewesen.

Der erste eigentliche Abendbesuch bei Marianen ging allerdings nicht gleichgültig hin. Ich kam bei schlechtem Wetter, sie war leidend und lag auf dem Kanapé, und da Heyse ebenfalls unwohl war, und Julchen ihm Gesellschaft leistete, so blieben wir auch zum Thee allein. Ich kam unerwartet, wurde herzlich aufgenommen, und konnte sehen, daß

ich willkommen war. Da ich sie leidend traf, so war natürlich von ihrer Krankheit die Rede; ich wußte, daß die Aerzte als den Grund der heftigen Schmerzen, an welchen sie öfters litt, und die bisweilen auf den höchsten Grad stiegen, das Vorhandensein eines Steines in der Niere vermutheten, den sie manchmal scherzend als ihren Grabstein bezeichnete. Allein ich erfuhr jetzt, daß diesem Uebel noch ganz andere sich gesellten, welche eben so heftig, und dabei oft noch dringender die traurigste Hülfe forderten. Marianens Vertrauen wuchs im Reden, und gab meinen antheilvollen Fragen rückhaltlose Antwort. Sie hatte sich aufgerichtet, und über dem Tische, der zwischen uns stand, meine Hand ergriffen, die sie heftig drückte, indem sie mit abgewandtem und gesenktem Haupte mir den ganzen Zusammenhang ihres Leidens aussprach, in Krampf und Thränen, unter Betheuerung, daß niemals von mir gegen Andere noch gegen sie selbst von dem die Rede sein dürfe, was dieser Augenblick jetzt entlocke. Sie fand eine Sicherheit und Beruhigung darin, daß sie ja eigentlich auch einen Mediziner in mir anrede, und bekannte mir, sie habe sich im vorigen Sommer zu Heidelberg durch Chelius wollen operiren lassen, die Zeit sei aber zu kurz gewesen, und sie habe sich damit trösten müssen, die Reise im nächsten Sommer wiederholen zu können. Im Verfolg des Gesprächs ergab sich aber, sie würde nicht reisen, weil, wie ich ihr nach und nach abfragte, die Kosten doch in jedem Fall ein paar Hundert Gulden mehr betragen würden, als ihr diesmal zu Gebote stünden. Ich erschrak im Innersten, als ich dies vernahm. Auch ihre übrige Lage, ihr Verhältniß zu den Geschwistern und manchen Freunden, enthüllte sie mir dann mit gleicher Aufrichtigkeit, in fortdauernder Bewegung, nicht ohne Kampf gegen Schaam und Zweifel jeder Art, doch stets ermuthigt durch mein herzliches Zureden und Versichern, daß sie getrost mir alles sagen könne, und hingerissen durch das Bedürfniß, doch einmal wieder das überfüllte Herz auszuschütten in ein anderes, das solchen Vertrauens werth schien. Der ganze Hergang hatte etwas Leidenschaftliches, und zugleich überaus Sanftes und Rührendes. Ich war innigst bewegt, fern von aller schlechten Neugier, erhoben zur reinsten

menschlichen Theilnahme, geehrt durch das seltenste Zutrauen.

Auch war ich von Marianens Anblick, als sie die Augen wieder auf mich richtete, wunderbar getroffen. Ich glaubte sie nie so schön gesehen zu haben. Sie leuchtete in frischer Jugendfarbe, und was sie von Alter und Krankheit gesagt hatte, schien alles nicht wahr zu sein. Dabei trug ihr Antlitz den Ausdruck der tiefsten und großartigsten Wahrheit, der unbefangensten Ehrlichkeit, der holdesten Zuversicht. Alles Kleinliche, Gemachte, Angenommene, was mich in früheren Zeiten bei ihr so oft gestört hatte, war verschwunden, eine schöne, starke, freie und liebliche Seele zeigte sich menschlich einem Menschen. Es waren einzige Stunden, von seltsamer Gestaltung und wunderbarem Inhalt, die wir auf diese Weise verbrachten, und ähnliche sind seitdem nie zurückgekehrt. Das Schicksal des edlen Geschöpfs, dem ich mich gegenüber fand, erfüllte mich mit Trauer; ich rief die Vergangenheit, der Mariane angehört hatte, in mir hervor, und alle Herrlichkeiten zurück, die ihr zugewiesen waren, die ihr gelächelt hatten. Ihren persönlichen Werth fand ich gerade jetzt, da ihr so vieles versagt wurde, über alles erhoben, was ihr je dargeboten gewesen, und selbst ihr Aeußeres durfte noch die größten Ansprüche machen. Klar, rein und fest, in einer Art jungfräulichen Derbheit, erschien ihre ganze Person; rüstig, rasch und gewandt jede ihrer Bewegungen; heitere Innigkeit sprach aus dem Ton ihrer Stimme, die gleich lieblich den Schmerz und den muntren Frohsinn ausdrückte. Alles was an ihr und um sie war, zeugte von Ordnung, Feinheit und Thätigkeit. Schon der Anblick ihres Zimmers gewährte durchaus die behaglichste Befriedigung; alles schien an seinem Platz, in seinem richtigen Verhältniß, alles reich, geschmückt, auserlesen, und war doch nur die einfachste Umgebung alltäglicher Dinge. Mariane hatte von jeher die glückliche Eigenschaft, daß ihre Anwesenheit den Raum, in welchem sie sich befand, gleichsam hell machte, wie etwa, wohin man ihn auch stelle, ein prächtiger Rosenstock dies thut. An jenem Abend empfand ich diese Wirkung im höchsten Grade, und die kleine Stube, das von

der Straße zurückgezogene Haus, die abgelegene Gegend am Weidendamme, erschienen mir von romantischem Lichte bestrahlt. Mein Gemüth und Sinn wandten sich an jenem Abende Marianen zu, und in mir war beschlossen, daß ich sie öfter sehen, daß ich ihr Freund sein müsse. Jedoch war bei allen diesen Eindrücken, Erregungen und Vorsätzen, wie ich mich genau erinnern und wahrhaft betheuern kann, auch nicht der geringste Antheil von weiterem Wünschen und Hoffen. Ich war eingenommen, aber nicht verliebt und unfrei; ich hatte das stärkste Bewußtsein aller Klüfte, die zwischen uns lagen, und die mir nicht in den Sinn kam zu überschreiten.

Schon eine Weile her mied ich damals die früher gesuchte Einsamkeit, und mochte selten einen Abend zu Hause bleiben. Ich sah sehr viel meine Nachbarn Mostowki's, oft die Familien Robert, Mendelssohn, Steffens, besonders gern die liebenswürdige Gräfin Yorck, die Marquisin Arcouati und Henriette Solmar, die letzteren beiden fast jeden Tag. Es war eine Art Aufleben, unterbrochen von verzweiflungsvollen Stimmungen und Krankheitsgefühlen, wodurch meinen geselligen Stunden im Gegensatz eine gereizte Thätigkeit zuwuchs, die mir den Frauen gegenüber das Ansehen ungewöhnlicher Beeiferung geben konnte. Die älteren Bekannten mißgriffen dieses Bezeigen keinen Augenblick, und ließen es gewähren und verfliegen, die Marquisin aber nahm es lebhafter, und wirkte mit kokettem Spiele darauf zurück, so daß wir fast immer im leisen Kriege verkehrten, der jedoch nie freundlichen Scherz überschritt. Einen Abend bei Mendelssohn's wurde ich von ihr in eine Gruppe von Frauen und so in's Gespräch gezogen, daß dessen offene und allgemeine Bewegung doch einen besonderen Bezug auf sie zu haben schien, und Mariane selbst, welche zugegen war und Theil nahm, die feste Meinung faßte, ich sei ganz dorthin gewandt und wohl aufgenommen. Sie sagte mir nachher, die Marquisin habe ihr einen der nächsten Abende zugesagt: „Aber ich sehe wohl", setzte sie hinzu, „Euch beide muß man nicht trennen", und so bat sie mich ebenfalls zu jenem Abend, wegen dessen sie früher nicht an mich gedacht hatte. In anderen Kreisen hingegen bildete

man sich ein, ich machte Henriette Solmar die Kour; und dies, und daß ich sie heirathen würde, verbreitete sich das Gerücht ohne mein Wissen und Ahnden. Hätten die Leute mir in's Herz sehen können, welches schmerzvolle Dunkel würden sie erblickt haben!

Aber einen Stachel trug ich doch in der Seele, seit jenem Abende des Vertrauens, den ich bei Marianen erlebt hatte. Mich quälte der Gedanke, daß eine Person dieser Art, von mir eine frühere Jugendbekannte, eine spätere Freundin Rahel's, nachdem sie so lange Zeit in Schönheit, Glanz und höchstem Wohlstande gelebt, jetzt in höheren Lebensjahren dahin gebracht sein sollte, eine so dringende Reise wegen Mangels einer so kleinen Geldsumme zu unterlassen. Ihre Lage erschien mir um so bedauernswerther und kränkender, jemehr ich sie aus dem Sinn und der Empfindungsweise Rahel's betrachtete, Rahel's, welche bei allem, was Operation hieß, für jederman das heftigste Mitleid fühlte, und ganz außer sich war, wenn ihren Nächsten etwas der Art zukam. Hier aber sollte das Schreckliche und doch nothwendig zu Wünschende nicht einmal erreichbar sein! Wie gern würde die Herrliche hier geholfen haben, wie gern wäre ich bereit gewesen, es in ihrem Namen zu thun, der ich ohnehin schon im Zuge war, ihren Freunden und Freundinnen, die es bedurften, in solcher Art beizustehen! Aber freilich war es nicht leicht, hier einen Ansatzpunkt für dergleichen Erbietung schicklich aufzufinden!

Indeß besuchte ich Marianen nunmehr öfter, und mancherlei zartes Vertrauen erschloß sich zwischen uns. Wir gingen in unseren Gesprächen gern auf das Vergangene zurück, wo wir zu so vielem gemeinsam Erlebten nun den verschiedenen Sinn und Eindruck austauschten, den wir dabei gehabt hatten, auch wie wir selbst einander gegenseitig zu verschiedenen Zeiten vorgekommen, was wir von einander gedacht und gehalten, wurde lieblich erörtert, denn lieblich erschien jetzt, in heitrer Uebersicht und Vertraulichkeit, auch das ehemals Widrige, das uns feindlich gegen einander gestimmt hatte. So erzählte mir Mariane mit angenehmer Natürlichkeit und kindhaftem Eifer, sie sei mir immer recht gut gewesen, aber

vor zweiundzwanzig Jahren, in Töplitz, hätte ich sie einmal beleidigt, von ihr zu Mad. Ephraim redend das Wort „Waschlappen" gebraucht, worauf sie mich völlig ausgestrichen und fortan als einen Fremden angesehen habe, der sie gar nichts angehe. Ich konnte meinerseits bestätigen, daß in jener Zeit sie mir weit mehr schön als angenehm erschienen, und so schwelgten wir in Bekenntnissen von Unglimpf und Abneigung, die jetzt allerdings nur als Widerruf und Erklärung des Gegentheils dienen konnten.

Mariane sprach mit mir auch ganz offenherzig über ihren Religionszustand, und was sie sagte, war verständig, mild und einfach. Sie erzählte unbefangen, wie sie in frühester Jugend immer die Christenmädchen wegen des Unterrichts beneidet habe, den diese in der Religion erhielten, da für Judenmädchen damals in der Art nichts geschah, als daß man sie Hebräisch lesen und schreiben lehrte; wie sie darauf in Wilmersdorf, wo die Mutter eine Sommerwohnung besaß, in einer katholischen armen Familie die lateinischen Gebete den Leuten zur Erbauung vorgelesen, dann sogar, nach empfangener Anleitung, manche kirchliche Zeremonie verrichtet habe, wobei die Leute die größte Andacht bezeigt, von der auch sie selbst ergriffen und fortgerissen sei. Schon aus jener Zeit habe sie eine Vorliebe für den katholischen Gottesdienst gefaßt, die sich in der Folge stets genährt habe, schon durch ihren ersten Aufenthalt in Böhmen, besonders aber in Wien, wo ihr der Besuch der Kirchen und der Anblick des Klosterlebens sehr wohlthätig geworden, und ihr Entschluß Christin zu werden, habe für sie nur bedeuten können, katholisch zu werden. Ueber ihr Verhältniß zur Kirche äußerte sie sich mit Maß und Billigkeit, rühmte sich des Anhalts und der Förderung im Guten, welche sie dadurch erfahre, wollte aber ihre Ueberzeugung niemanden aufdringen, auch niemanden verdammen, der andere Wege ginge; übrigens bekannte sie aufrichtig, noch gar sehr an der Welt zu hängen, und in geistlichen Sachen lange nicht so eifrig zu sein, wie zum Beispiel ihre Freundin Henriette Mendelssohn gewesen, oder Louise Hensel noch jetzt sei. Wir sprachen vieles über diese Gegenstände mit herzlichem Vertrauen und reinem Aus-

tausch, wobei sie klar erkennen konnte, daß ich, obwohl von allem Kirchenglauben fern, doch jeder wahren Frömmigkeit herzlich zustimme, und in Dingen solcher Art weder ein Frevler noch ein Spötter sei.

Im Gegensatze dieser Richtung erhob sie auch mit Wohlgefallen, ich möchte sagen, mit der natürlichen vergnügten Eitelkeit eines Kindes, die schmeichelhaften Begegnisse, davon ihre Schönheit — von der sie übrigens scherzhaft als von einer Wittwe zu sprechen pflegte, der von früherem Glanze nur ein kärgliches Auskommen geblieben sei — bei vielfachen Anlässen sich zu rühmen gehabt. Zum Beispiel, daß der König in früheren Zeiten, da sie fast noch ein Kind gewesen, oftmals frühmorgens durch Wilmersdorf geritten sei, und dort jedesmal angehalten, sie über den Gartenzaun gesprochen und sich von ihr ein Glas Wasser habe reichen lassen. Ferner die Aeußerung einer Schildwache vor Königs Palais, die plötzlich, als Mariane vorüberging, das Gewehr präsentirt, und ihr zugerufen habe: „Tausendmal lieber vor ihr, als vor dem König von Preußen!" Dann so viele Huldigungen in Wien, wo unter anderen auf einem Balle der Kaiser Alexander nach einem Tanze ihr öffentlich die Hand geküßt. Und was dergleichen mehr war, das sich alles wahrhaft unschuldig und liebenswürdig anhörte.

Von den Personen, die wir gemeinschaftlich gekannt, war häufig die Rede, und unsere Wahrnehmungen suchten sich zu bestimmten Ergebnissen zu vereinigen, was nicht immer gelingen wollte. Ueber die Mitglieder ihrer Familie, für welche Mariane sonst mit größtem Stolze unbedingte Anerkennung forderte, fand ich ihr Urtheil ungewöhnlich frei, und ihre Forderungen herabgestimmt; sie gestand unbefangen und aufrichtig manches Mißfällige zu, was sie selbst oder Andere gefunden hatten, und ich bewunderte in vielen Stücken die Klarheit ihrer Einsicht und das Maß ihres Ausspruchs. Das Haus der Frau von Arnstein war ein reicher Stoff unserer Unterhaltungen. Selten und flüchtig nur wurde der Marquis von Marialva genannt; sie verweilte ungern bei diesen herben Erinnerungen, von denen sie mich übrigens hinlänglich unterrichtet voraussetzte. Williger und offener

sprach sie von Doktor Becker, dem jungen Arzte, den ich schon seit mehreren Jahren als ihren Freund kannte, und auch jetzt nebst seiner Frau bei Marianen öfters anzutreffen pflegte.

Sie versicherte, dies Verhältniß sei für sie eines der glücklichsten und gelungensten, es sei mehr als Freundschaft, sie betrachte sich als eine mütterliche Tante für das junge Ehepaar, das ihrer Fürsorge in der That vielfältig genieße, und leider auch bedürfe, denn es ginge dem strebenden Manne noch keineswegs nach Wunsch, und er habe sich eine Frau gewählt, die ihn durch nichts unterstütze und fördere, was gerade seiner Lage so nothwendig und unerläßig sei. Mariane hatte den jungen Mann gleich nach ihrer Katastrophe mit Marialva kennen gelernt, als er eben hier in Berlin Doktor geworden war, und ihm gleich damals durch Empfehlungen und Bekanntschaften wesentlich genützt; ihrer Vermittelung dankte er unter andern den Vortheil, einen vermögenden Kranken auf Reisen in Italien und Frankreich zu begleiten, und durch Kenntniß dieser Länder auch seinem ärztlichen Auftreten zu nutzen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich ganz an seine Freundin an; man sah beide stets zusammen und ganz vertraulich, man sagte lange Zeit, sie würden einander heirathen. Allein nach Verlauf mehrerer Jahre, nachdem Becker einige Praxis bekommen, und auch bei Universitäten Fuß gefaßt hatte, zeigte sich eine andere Wendung, er verliebte sich in die Tochter des pensionirten Generals Nödlich und heirathete das schöne, blutjunge, aber auch unbedeutende und blutarme Mädchen, ohne daß dem freundschaftlichen Vernehmen mit Marianen dadurch die geringste Veränderung erwuchs.

Auf meine Bemerkung, daß sie wohl gar froh gewesen, den Freund versorgt und dem Gerede ein Ende zu wissen, erwiederte sie mit einiger Aufregung: „Wie selten mag doch ein Anderer erkennen, was in unserem Herzen vorgeht! Sie sind ganz im Irrthum, wenn Sie glauben, daß mir Becker gleichgültig gewesen; er hat mir stets sehr wohl gefallen, ich habe niemals jemanden so lieb gehabt; auch setzt' ich mich um seinetwillen über jedes Gerede hinweg; sah ihn täglich,

ging an seinem Arm, ließ mich Abends von ihm abholen, ich, die so stolz und schüchtern auf Meinungen hält, und jeder festgesetzten Schicklichkeit unterwürfig ist! Zwar hätte ich nicht seine Frau werden mögen, das Mißverhältniß der Jahre, und selbst seine unsichere Anfängerschaft in der Welt mußten diesen Gedanken von mir entfernen; aber als er nun eine Andere nahm, empfand ich gleichwohl den bittersten Schmerz; ich ließ ihn zwar nach außen nicht blicken, sondern schien gütig einverstanden, und nahm die junge Braut wie eine Freundin und Nichte auf. Rahel jedoch, die liebevolle, wohlwissende Rahel, der keine menschliche Theilnahme entging, und deren Herz für jede das zarteste Mitgefühl hegte, mit der ich nie das Verhältniß besprochen hatte, die wußte gleich und ganz, wie mir im Inneren sein mußte, und als ich ihr eines Morgens sagte, Becker heirathe, that sie weiter keine Frage, weinte, schloß mich in ihre Arme, küßte mich, und als nun auch meine Thränen hervorbrachen, tröstete sie mich mit so liebreichen Worten, zeigte mir ein so wahrhaft von Einsicht und Liebe durchdrungenes Herz, daß ich mich kaum erinnere, von einem Menschen eine so wohlthätige Einwirkung erfahren zu haben, und von dem Tage für Rahel die dankbarste Verehrung und Zuneigung trug."

So stets wieder auf Rahel zurückgeführt, und durch die Kraft ihres Andenkens beseelt, konnte mein Umgang mit Marianen an Reiz und Beruhigung nur gewinnen. Auf solcher Grundlage wuchs mir auch der Muth, Marianen zum Andenken Rahel's eine kleine goldene Kette anzubieten, und als sie diese liebreich aufnahm, zuletzt auch mein größeres Anliegen vorzubringen. Nicht ohne Kampf, nachdem ich manchen Abend den schon gefaßten Vorsatz wieder hatte fallen lassen, in größter Verzagtheit, mit Herzklopfen und Stottern, forderte ich sie auf, mich anzuhören. Ich stellte ihr vor, wie sie mich kenne, und ferner zu betrachten habe, welcherlei Aufgaben mir durch Rahel gleichsam übertragen seien, wie dem Sinne und der Neigung der geliebten Freundin zu entsprechen mir der schönste Beruf dünke, und ich für mich selbst dabei gar nichts zu gelten wünschte. „Sie erinnern sich", fuhr ich fort, „was Sie mir jenen Abend vertraut haben, denken Sie

sich, welche Empfindungen dies in Rahel erweckt hätte, welche Wünsche und Antriebe dies Bild in mir erwecken mußte! Seien Sie freien Geistes, erheben Sie sich zu der Großmuth, kleinlichen Rücksichten abzusagen, und weisen Sie nicht zurück, was Ihnen aus dem reinsten und edelsten Vertrauen zugemuthet wird!" Ich bat sie, die kleine Summe anzunehmen, deren sie zur Bestreitung ihrer Sommerreise noch bedürfe. Es war nicht anders möglich, Mariane mußte meine innere Bewegung mitempfinden, sie war gerührt, und sagte mir, sie verkenne mein Anerbieten nicht, obschon sie auch das Ungewöhnliche und Bedenkliche einer Sache, die sie auch vor ihren Geschwistern als Geheimniß würde behandeln müssen, gar wohl einsehe; sie wolle so unbefangen sein, als ich ihr erschiene, und die Aushülfe annehmen. Sie sagte dies mit bescheidener und fester Haltung, und von beiden Seiten war in dem ganzen Vorgange gewiß keine Spur einer zweideutigen Beimischung; es war alles einfach, unpersönlich, edel und frei. Mariane benahm sich so schön und rein, daß sie mir nur noch verehrungswerther wurde.

Am anderen Morgen überbrachte ich die Summe in einem Bankschein. Ich hatte nicht gewagt, den Betrag höher zu stellen, als etwa das Doppelte dessen, was Mariane damals genannt hatte. Ich wollte das Papier hinlegen, und es sollte nicht mehr die Rede davon sein. Allein zu meinem Erstaunen fand ich Marianen jetzt ganz verändert. Sie sagte, sie habe es sich überlegt, das sei eigentlich keine Form, unter der sie etwas annehmen könne. Ich wandte ein, die einfachste, geradeste, kürzeste Form sei hier die beste, und es bedürfe gar keines Wortes mehr, sondern nur des Verharrens im Sinne des gestrigen Abends, und alles sei dergestalt abgemacht, daß auch wir selbst thun könnten, als wüßten wir nichts davon. Aber so leichten Spiels sollte ich diesmal nicht abkommen. Zu meiner peinlichsten Beschämung, und zur härtesten Strafe jedes eitlen Dünkels, wenn sich ein solcher doch in mein Verfahren hinter meinem reinsten Bewußtsein könnte eingeschlichen haben, mußte ich den ganzen Gegenstand nun wiederholt durchsprechen, die verschiedenen Seiten beleuchten, die Zweifel erörtern; mir wurde zuletzt widrig

und heiß, und ich verwünschte mein dummes Vordrängen, das mich mit solchem Bettel hier nur in eine Klemme gebracht, in der ich weder vor noch rückwärts wußte. Denn sonderbar, Mariane lehnte die Sache gar nicht ab, im Gegentheil, sie pries sie als eine dankenswerthe und feine, und wollte namentlich für sich selbst großen Werth darauf legen. Ich wußte mir nicht zu helfen, und schon war das Papier zwischen uns hin und her geschoben, als Mariane endlich mit folgendem Vorschlag herausrückte. Unmittelbar als Geschenk von mir könne sie die Summe nicht annehmen, ich solle sie ihr aber zur freien Verwendung für Arme überlassen, mittelbar könne sie ihr dann doch nach meinem Wunsche persönlich zu gute kommen; denn, so stellte sie ihre Schlußfolgen, sie gebe jährlich ein Beträchtliches an Wohlthaten weg, wenn sie nun dieses alles von einem anvertrauten Gelde bestreite, so könne sie dafür das ihre sparen, und wenn sie vollends ein Jahr in's andere rechne, so dürfe sie mit allem Fuge jene Summe ihren Einkünften zugewachsen erachten, und für ihre Reise aufwenden. Diese spitzfindige Grübelei erschien mir der armseligste Versuch, einen eitlen Schein zu retten, an dem um so weniger gelegen sein konnte, als wir beide, die einzigen Wissenden, doch davon nicht getäuscht wurden. Das also war die Frucht der Ueberlegung, ein solcher Abfall von dem freien, großartigen Sinn des Abends vorher! Das war nicht dieselbe Mariane mehr! Ich kann es nicht ausdrücken, wie kläglich mir dieser Hülfsweg vorkam, und wie kleinlich und gering die Gesinnung, welche ihn forderte! Es ist eine Kinderei, sagte ich mir zuletzt, ich kann ihr ja auch hierin willfährig sein, schrieb auf den Umschlag die gewünschten Worte, daß sie dieses Geld von mir zur Verwendung für Arme empfangen habe, und schied endlich mißvergnügt mit mir selber, und sehr herabgestimmt in Betreff Marianens. Ich rechnete ihr die Sache nicht gerade zur Schlechtigkeit an; aber mich verdroß der darin offenbarte Mangel an Urtheil, der allerdings die gefährlichsten sittlichen Täuschungen zulassen konnte.

Nicht vermehrt, sondern gedämpft und zurückgehalten, wurde durch diesen Vorgang unsere Vertraulichkeit. Ich

fühlte zu gut, daß ich Ursache hatte, zarter und bescheidner zu sein als je, und außerdem hatte ich wirklich einen gar nicht guten Eindruck empfangen. Mariane jedoch wußte den letzteren bald wieder auszulöschen; ich sah sie auf's neue in den schönen Zügen ihres freien und wahrhaften Inneren, und in der kräftigen Heiterkeit ihres munteren Scherzes. Sie besaß eine eigne Gabe, den gleichgültigsten Augenblick zu einer gewissen Stufe emporzuheben, die untergeordnetsten und störendsten Besuche in einem mittleren Geleise von Bildung und Lebhaftigkeit hinzuführen, zu welchem Mittelmaße sie aber auch leicht die bedeutenderen Menschen und gehaltvolleren Augenblicke zurückdrückte, und diesen selber störend wurde. Ich erinnerte mich, daß in frühster Zeit wir jüngeren Freunde dergleichen oft peinlich empfunden hatten, und sah diese Erfahrung auch jetzt noch bisweilen erneuert.

In dieser Zeit zuerst glaubte ich eine mir schmeichelhafte Aufmerksamkeit Mariauens zu bemerken, die gegen die kleine Koketterie der Marquisin leicht das Uebergewicht nahm. Den geselligen Reiz abgerechnet, war der Marquisin eigentlich gar nichts an mir gelegen, den anderen Frauen eben so wenig, und so war es allerdings leicht, daß Mariane, sobald sie dahin gekommen war, es irgend nur zu wollen, mich mit Recht mehr ihr als einer anderen angehörig betrachten konnte. Ich selbst brauchte ihr dazu von keinem besonderen Werthe zu sein, obwohl sie mir einigen deutlich zugestand. Das Spiel war eingeleitet; kein anderer Gegenstand beschäftigte; Mariane war alle Zeit ihres Lebens gewohnt und geübt, Neigungen und Huldigungen mit Leichtigkeit zu behandeln, und so war schon mancher Zug hin und her gethan, ohne daß wir daran dachten, in dieser Unterhaltung unsere Lebensfragen einzusetzen.

Ich besuchte Marianen oft, doch keinesweges täglich. Ich erhielt außerdem bisweilen Einladungen, die mir bewiesen, daß ich noch öfter kommen dürfte. Ich gestand, daß ich sehr gern käme, und mich nirgends so behaglich fühlte. Nachdem ich dies mehrmals und lebhaft geäußert, mußte ich aber bald die Bemerkung hören, daß meine Besuche, zwar an sich stets erwünscht und erfreulich, aber in den Augen der Leute

doch zu häufig sein möchten. Diese Schwierigkeit erhob sich mir höchst ungelegen, und aus einer Rücksicht, der ich im Allgemeinen gar keine Geltung, im gegebenen Fall aber auch nicht den geringsten Grund zugestehen wollte, indem ich auch andere Damen eben so oft und täglich besuchte, ohne daß diese, oder die Welt, etwas dabei dächten; der eine Fall aber, meinte ich, sei wie der andere. Mariane behauptete hingegen der Unterschied sei deutlich genug. Ich machte ihr die stärksten Einwürfe, und wurde in Worten und Bezeigungen nur um so eifriger. Jederman weiß wie dergleichen hergeht, es bedarf keiner weiteren Schilderung. Genug, das Spiel wurde lebhafter, ernster, und schon gab es Erörterungen, worin Zwist und Sühne den Werth ihres Gegenstandes immer zu steigern schienen.

Verletzt durch die grelle Färbung, die unserem Umgange, dessen Reiz in leisen Abschattungen bestand, unnöthig aufgetragen werden sollte, war ich mißmuthig fortgegangen, und versprach mir, wäre es auch bloß durch Verneinung und Zurückhaltung, diese Widrigkeit abzuwenden. Gleich darauf sah ich Marianen bei Mendelssohn-Bartholdy's in großer Abendgesellschaft. Sie war unter vielen jüngeren Schönen noch immer die auffallendste, durch geschmackvollen, sorgfältigen, nicht zu reichen Anzug vortheilhaft ausgezeichnet, durch heiter einwirkende Thätigkeit angenehm. Ein freundlicher Blick, ein begütigendes Wort, hätten mich umgestimmt, sie gönnte mir keines von beiden, und ich suchte ihre Nähe nicht. Dies mochte sie verdrießen, sie suchte die meine, setzte sich zu mir, und begann so wunderliche Redensarten, schalt mich, als sei mir nicht zu trauen, machte Deutungen, zu denen kein Anlaß noch Grund war, und setzte sich bald mit mir in völligen Krieg, der für die nächsten Zeugen ein ergötzliches Schauspiel wurde, das sie dann ebenfalls ohne Grund plötzlich abbrach, als hätte ich die Sache zu weit getrieben. Die Marquisin Arconati kam ganz beeifert mich zu fragen, was denn zwischen uns wäre? wir hätten ja ganz das Ansehen entzweiter Liebesleute, und was ich denn Marianen gethan hätte? Die Auskunft, die ich ihr zu geben suchte, genügte ihr nicht, sie verlangte überhaupt einmal zu wissen wie ich mit

Marianen stünde, ich sollte ihr deren Karakter schildern, und wie ich sie in Vergleich zu Rahel stellte, besonders aber den Vorgang dieses Abends erklären, und alles dies am liebsten schriftlich. Die gute Marquisin machte mich in meinem Unmuthe lächeln, sie verlangte mehr, als ich irgend zu leisten im Stande war. Ich vertröstete sie auf die nächste gute Stimmung.

Indeß hat eine auferlegte Forderung, sei sie noch so unbillig oder ungereimt, eine Art zauberischer Gewalt. Man fühlt sich heimlich gereizt, man möchte dem, was Andere von uns erwarten, und um so mehr, wenn es ungewöhnlich ist, doch immer etwas entsprechen. Genug, am andern Morgen setzte ich mich hin, und richtete einen Brief an die Marquisin, den ich im Grunde doch nur für mich selbst schrieb, auch deßhalb, wie so manchen anderen, da mein Antrieb inzwischen durch das bloße Niederschreiben sich schon befriedigt hatte, gar nicht abschickte. Das Blatt verschafft mir jetzt den Vortheil, ein sprechendes und aufrichtiges Zeugniß der Stimmungen und Gedanken, die ich damals in Betreff Marianens hatte, vor Augen zu stellen; und so stehe denn ein Theil des Briefes hier eingeschaltet, wie ich ihn jenes Tages flüchtig hinwarf.

Montags, den 31. März 1834.

„Also hier nichts von Rahel, wenn ich Ihnen von Marianen sprechen soll! Dies vorausbestimmt könnte ich Ihnen von der letzteren allerdings mit Antheil und Behagen umständlich reden. Ich kenne sie sehr lange, und ganz genau; ich schätze sie, und bin ihr gut. An Wissen und Wollen wäre daher kein Mangel. Aber ich fühle ein anderes, unübersteigliches Hinderniß; meine Einbildungskraft beherrscht meinen Sinn, ich kann meine Eindrücke aus voriger Zeit nicht auf den heutigen herabstimmen; im Gegentheil dieser klimmt zu jenen empor, und will die einsame Felsenhöhe nicht verlassen. Ich würde Ihnen durch meine Schilderung kaum etwas Erkennbares liefern, geschweige denn eine Aehnlichkeit, deren Wahrheit Ihnen unwidersprechlich einleuchtete. Sie verlangen ein Bild, und mir schwebt eine Geschichte vor der Seele.

Wäre die Geschichte Ihnen auch recht? O ja, von Herzen gern möchte ich sie erzählen, aber nur nicht in einem Briefe! Ich wünschte selbst, in meinen biographischen Denkmalen, nach allen Helden-, Dichter- und anderen Geschichten, einmal die Geschichte eines schönen Mädchens vorzutragen, ganz in treuer Wahrheit mit psychologischer Entwickelung, aber ohne romantischen Schmuck. Und da wäre in der That die Geschichte von Mariane Saaling ein durchaus annehmlicher Stoff; mir in jedem Falle reizender, als der, welchen das Leben der Henriette Schleiermacher oder Bettinens von Arnim darböte! Wer diese drei nebeneinander zu stellen, und eine mit der anderen gehörig zu beleuchten verstünde, der wäre freilich der rechte Mann, ein Plutarch, dem der alte Heldenschilderer mit seinem Alexander und Cäsar weichen müßte! Lassen Sie mir Zeit, und wer weiß was geschieht! Ich verspreche nichts; aber ich sag' es auch nicht ab.

Im Eindrucke des gestern gemeinsam Erlebten will ich nur ein paar Bemerkungen versuchen, aus denen sich Ihnen fürerst manches Einzelne in Zusammenhang reihen und insofern erklären wird.

Ich kenne Marianen seit zweiunddreißig Jahren, ich war stets ein Bewunderer ihrer Schönheit; ich hatte nie die geringste Neigung für sie; mit ihrer Gemüths- und Geistesart befand ich mich mehrentheils in offnem oder stillem Widerstreit. Jetzt erblick' ich sie, den Fünfzigen nah, auf der harten Schwelle des Uebertritts von der einst glänzenden Schönheit in das verhäßlichende Alter. Eben schimmern noch die letzten Strahlen der jugendlichen Helle, und sie beleuchten nur die Trümmer eines reichen, gescheiterten, seitwärts verschlagenen und betrogenen Lebens! Die besseren Eigenschaften des Gemüthes ringen dabei empor, und begründen eine innere Hochachtung, wo sonst vorzugsweise äußere Bewunderung waltete. In diesen besseren Eigenschaften, und noch mit dem Täuschungsreize der Vergangenheit trat mir Mariane jetzt wie aus verhüllendem Gewölk hervor, mit herzlicher Theilnahme, mit schönem Zutrauen, mit der Aussicht auf manches Gemeinsame, was unseren Verhältnissen, Stimmungen und Thätigkeiten aufgegeben schien. Ich erwähne von letzterem

nur die Sorgfalt und Bemühung für Arme und Leidende, worin wir uns schon öfters begegneten. Es war natürlich, daß wir uns nur leichter, häufiger, und befriedigter zusammen fanden, als vormals.

Aber auch die Gränze war schnell bezeichnet, über welche weder Mariane noch ich selbst jemals zu schreiten gesonnen waren. Alles trennt uns, jede Richtung des Innern, jede Gestaltung des Aeußern; nur der Augenblick verbindet uns, wo die Stimmung des Erlebten gern einen Zeugen des Erlebten, und in dem Zeugen fast noch einen Schimmer davon zu finden liebt. Dies ist der Grund unseres Umganges, dies sein eigentlicher Gehalt. Nun aber drängen sich auf der Oberfläche unsere beiderseitigen Gewöhnungen, und diese bedrohen jenen zu zerstören. Mariane kann sich des angenehmen Spieles von Erregung und Verwerfung huldigender Aufmerksamkeit nicht entschlagen; es ist nicht böse gemeint, sie ist dabei ganz wohlwollend, neidlos, freimüthig, ja sie kann sagen unschuldig und brav. Aber das Spiel ist immer gefahrvoll, und in dieser Uebergangszeit mehr als je. Mir aber haftet die Gewöhnung scherzhaften Neckens an, das auch nichts böse meint, sondern im Gegentheil oft nur der Ausdruck freundlichster Gesinnung ist. Diese Richtungen aber, durch keine leidenschaftliche Zuneigung bewältigt, gerathen oft und leicht in Widerstreit, der nicht angenehm ist. Ein solcher Widerstreit war es, den Sie angesehen; er hat keinen tieferen Grund, keine weiteren Folgen; vorher und nachher ist nichts. Was Ihnen dabei noch unerklärt scheinen möchte, ist Mangel an Talent, den man gern nachsehen kann, denn es ist kein Arzt dabei."

Also damals wußte ich, das uns alles trennte, und sagte es! Dies Bewußtsein sollte bald verdunkelt werden um später in der unglücklichsten Gestalt wieder als schrecklich wahr an's Licht zu treten!

Als ich Marianen wiedersah, war sie ungemein freundlich, das häßliche Streiten schien vergessen, die beste Stimmung waltete. Sie sprach mir angelegentlich von Becker, und ich versprach, in einigen Beziehungen ihn nach besten

Kräften zu fördern, wofür sie im voraus mir herzlich dankte. Zu den Annehmlichkeiten unseres Zusammenseins gehörte besonders auch die steigende Befreundung mit Heyse's, zu denen wir gewöhnlich zum Thee hinübergingen; mit Julchen sowohl, als mit dem Manne, der in seiner Häuslichkeit ein gleichmäßig feines Benehmen zeigte, gestaltete sich das beste Verhältniß, und die Abende waren meist durch witzigen Scherz und sinnigen Ernst erfreulich belebt.

Marianens Geburtstag am 11. April gab Gelegenheit, ihr Blumen und ein Buch zu schenken, alles andere hatte sie ausdrücklich verbeten. Ich konnte bemerken, daß die glückwünschenden Freunde und Freundinnen, die sich nach und nach einfanden, und mich dort antrafen, mir bedeutende Blicke gaben, und ich ärgerte mich besonders über Fräulein von Langen, die noch mehr sagen zu wollen schien, als die Anderen. Indeß tröstete ich mich mit Georg in Götz von Berlichingen, und dachte: Kuckt ihr! Verwundert war ich nicht wenig als auch Mariane anfing, sobald wir allein waren, mir von dem Gerede der Leute zu sprechen. Alle Leute beriefen sie darüber, sagte sie, daß ich ihr die Kour machte, daß ich verliebt in sie sei, ja man schriebe es ihr aus Frankfurt und Wien, und frage sie darüber. Sie verhehlte nicht, an Frau von Schlegel es selbst geschrieben zu haben, daß ich sie jetzt fleißig besuchte und ihr ein lieber Freund sei. Auf ähnliche Aeußerungen hatte Frau von Frohberg geantwortet, und gemeint, wenn ich Marianen ein wahrhafter Freund sei, wollte sie allen früheren Groll gern fahren lassen. Dergleichen Worte bestürzten mich, und ich zeigte Marianen mein Befremden, daß die Leute soviel zu wissen glaubten, was uns selbst noch unbekannt sei. Sie wisse am besten, fügte ich hinzu, daß von Liebesleidenschaft unter uns keine Rede sei, und in unseren Jahren, nach unseren Erlebnissen, könnten wir, sobald uns unser Umgang gegenseitig behage, alle unsere Tage zusammen verbringen, ohne daß irgend jemand etwas Besonderes darin zu finden habe. Sie war aber empfindlich über meine Reden, gab den Leuten Recht, denn allerdings habe es den Schein, als machte ich ihr die Kour, und sie habe den Verdruß, nach allen Seiten darüber Red'

und Antwort geben zu müssen. Ueberhaupt verheiratheten mich die Leute mit größter Beeiferung, und einige sagten für ganz bestimmt, ich werde mich mit Henriette Solmar verbinden, andere nannten wieder andere. Ob es vielleicht gar wahr sei? ich solle es ihr frei sagen, die größte Last würde ihr vom Herzen genommen sein; wenn ich mich für den Bräutigam Henriettens erklärte, und sie dies den Leuten sagen könnte, würde sie ganz unbefangen mich jeden Tag in vertrautester Freundschaft sehen. Es war mir fast lächerlich, gegen solche Schaaren von irrigen Annahmen und Folgerungen mich wehren zu sollen.

Ein andermal sagte mir Mariane, sie gedenke noch im Sommer fortzureisen, ich selbst hätte sie in dem Vorhaben bestärkt, und ihr die Mittel dazu gegeben, wie sollte das aber mit mir werden, wenn ich mich so sehr an ihren Umgang gewöhnte, und mir der dann plötzlich fehlen würde? Ja es sei zweifelhaft, ob sie, wenn einmal weggereist, überhaupt wiederkehren werde. „Liebe Mariane", versetzte ich, „mir wird Ihre Abwesenheit sehr leid sein, aber lassen Sie mich hören, Sie seien glücklich, und ich will Sie niemals wiedersehen! So uneigennützig mein' ich es gut mit Ihnen, so leicht kann ich in meiner Freundschaft für Sie mich selbst vergessen." Dies war mein heiligster Ernst, ich meinte es ganz, wie ich es sagte, und fand mir diese Empfindung bei jedem wiederholten Anlasse bestätigt. Dagegen erbot ich mich auch wohl, ich selbst wolle sie nach dem Rhein, oder wohin sie sonst begehre, bringen; sie könne ihre Kammerjungfer mitnehmen, und solle an mir den aufmerksamsten Begleiter haben. Solchen Vorschlag wollte sie fast übel nehmen, als der Tugend und dem Rufe zu nahe tretend, und wenn ich mich auf unser Alter berief, und gerade auch auf unseren beiderseitigen Ruf, meinte sie, wir sähen beide noch nicht darnach aus, daß uns das Alter gegen üble Nachrede sicherstellte. Dieser Gegenstand wurde bis zur Aufgereiztheit zwischen uns verhandelt, sie gab mir unschickliche Zumuthung, ich ihr unzeitige Sprödigkeit und Ziererei schuld, und als ich ihr nach einigen Tagen erzählte, Henriette Solmar, die doch jünger sei, würde ohne Bedenken mit mir nach dem Rhein reisen, und habe

es für einen gewissen Fall wirklich zugesagt, wollte sie im Ernste zürnen, und fertigte mich schnöde mit dem Bedeuten ab, für jene könne das gut und schicklich sein, für sie aber nicht.

Ueberhaupt wurde nun Mariane stets empfindlicher und schwieriger. Sie nahm zwar meine Besuche jedesmal an, und hatte es sich zum Grundsatz gemacht, wie ich späterhin erfuhr, daß ich nie sollte abgewiesen werden, aber sie bat mich, seltner zu kommen, oder frühzeitig wegzugehen, oder Heyse's zu besuchen. Meinen Arm anzunehmen, sich von mir begleiten zu lassen, was sie anfangs unter die Vortheile unseres Umgangs gerechnet hatte, wollte sie nie mehr einwilligen; so gleichgültig, meinte sie, sei unser Verhältniß nicht mehr, oder würde doch nicht so angesehen; und die Leute noch mehr glauben machen, als wirklich wäre, wollten wir doch auch nicht. Diese Hemmungen und Bedenken, die mir auf jedem Schritte entgegentraten, verbitterten mir die besten Stunden jedes Tages, sie reizten mich heftig auf, und ich hätte sie oft um jeden Preis vernichten mögen. Unser gutes Vernehmen wurde ernstlich dadurch getrübt, und ich wußte schon nicht mehr, was Mariane in einzelnen Fällen für zulässig hielt, was nicht. Sich mit mir in derselben Loge im Theater zeigen, hätte sie schwerlich eingewilligt, aber ich nahm nun aus Schadenfreude gern einen Logenplatz, den mir die Marquisin Arconati zu einer Opernvorstellung, wo auch Mariane mit mir sein würde, nicht ohne Schalkheit anbot.

Den Arconati's war inzwischen höchst unerwartet die Weisung zugekommen, daß ihnen der Aufenthalt in Berlin nicht länger gestattet werden könne. Für den ganzen Kreis ihrer Bekannten war dies ein Leid, ein Unwillen, ein Bedauern, man liebte sie allgemein. Sie waren ihrerseits tief gerührt über die Beweise von Theilnahme, die sie von allen Seiten erhielten, über die Beeiferung, mit der sie gerade jetzt aufgesucht, eingeladen und geehrt wurden. Auch Marianen that es sehr leid; die Marquisin hatte ihr besondere Vertraulichkeit bezeigt, und sich ihr gleichsam ein wenig gegen mich angeschlossen, in der Art, wie Frauen leicht gemeine Sache gegen Männer machen, oft mehr aus günstigem An-

theil, als aus bösem Willen. Ob sie Marianen vor mir gewarnt, Keime des Zweifels und Mißtrauens in sie gelegt, weiß ich nicht, finde es aber nicht unwahrscheinlich. Vor dem Ernste der bevorstehenden Abreise, dem Schmerz und Unmuth über die Verfolgung, und dem tiefen Eindruck der ihnen von uns Allen bezeigten Freundschaft, wichen zwar jene kleinen Bezüge in den Hintergrund, doch sollten sie nicht ganz aufhören, und auch ihre Zeit noch wiederfinden. Mariane und ich trafen zum Abschiede bei der Marquisin zusammen, sie blickte uns lächelnd an, und schien diesmal uns beiden in reiner Güte nur freundliche Zustimmung zu widmen.

In Wechsel von Anziehung und Sprödigkeit setzte sich unser Umgang fort. Die Stunden unseres Zusammenseins waren von der allergrößten Verschiedenheit, und es war niemals zu berechnen, von welcher Art die nächsten sein würden. In Marianen lebten sehr unterschieden gleichsam zwei Personen; die eine, wahrhaft, großartig, klar, kindlich, bescheiden, einsichtsvoll; die andere, scheinsam, kleinlich, verworren, stolz, eigensinnig und störrig bis zum Wahn. In jener Gestalt war sie verehrungswürdig und hinreißend, der Ton ihrer Stimme drang in das innerste Herz, ihre Gesichtszüge verschönerten sich zu nochmaligem Jugendglanze. Hingegen sank dies alles, wenn sie in der anderen Gestalt erschien; ihre Sprache, ihr Gesicht, ihr ganzer Ausdruck war wie verfälscht, sie vernahm nichts, und schien lediglich einem augenblicklichen, besonderen, launenhaften Willen zu folgen, der in den meisten Fällen ihr selbst dunkel sein mochte. Den meisten Menschen ist etwas von solchen zwiefachen Persönlichkeiten mitgegeben, allein fast immer in noch beibehaltener Mischung, und selten treten die Bestandtheile in so auffallender Sonderung hervor. Unläugbar steigt mit der Stärke der Gegensätze und mit der Verschiedenheit der Gestaltungen, die ein bedeutender Karakter zusammenfaßt, auch dessen Reiz und Macht, und dem Leid und der Ungeduld, die ein solcher wohl zu empfinden giebt, stehen Glück und Befriedigung zur Seite.

Mariane kam wiederholt darauf zurück, daß sie wegreisen werde, ja nun eigentlich müsse, wenn sie die gewonnene Ruhe und Abgeschlossenheit ihres Lebens bewahren wolle; sie wünschte

nicht, fügte sie hinzu, daß wir die Gewöhnung, uns zu sehen, zur Nothwendigkeit werden ließen, und um ihrer selbst wie um meinetwillen sei es rathsam, jeder Aufregung auszuweichen. Ich konnte von solcher Andeutung geschmeichelt sein, auch läugnete ich nicht Wohlgefallen und Neigung, welche ich empfand, allein mich wollte doch stets bedünken, das Wort greife der Sache unverhältnißmäßig vor, und behandelte die unreife, zweifelhafte Knospe schon als reifende Frucht. Ich bestritt einen solchen Stand der Sache mit großer Freiheit, und konnte die voreilende Einbildungskraft nicht ungeneckt lassen. Dies unser beiderseitiges Benehmen war aber freilich geeignet, gerade die Frucht, welche vorausgesetzt und geläugnet wurde, endlich hervorzubringen, wenn auch mit Hülfe künstlicher, nicht reiner Sonnenwärme des Gefühls. Mariane verhehlte mir nicht, daß sie für ihre Reise noch kein festes und ihren Wünschen entsprechendes Ziel habe; bei ihren Geschwistern fand sie überall Hindernisse, oder doch Uebelstände, denen sie lieber auswich, bei Freundinnen und Bekannten war die äußerste Beschränkung oder auch geradezu Langeweile zu fürchten. Wie viele Schwierigkeiten lösten sich, wenn wir zusammen reisten, wie viele Beschränkungen fielen weg, wenn wir unsere Lebenspläne zu verbinden suchten! Meine Bemerkungen hierüber wurden indeß ein für allemal abgewiesen; dazu müßten wir, hieß es, verheirathet sein. Das große Wort war ausgesprochen, aber sollte sich hier weiter keine Bedeutung anmaßen, denn Mariane setzte sogleich hinzu, für sie gäbe es solche Möglichkeit nicht mehr.

Wir sprachen von den Möglichkeiten, die sich in der Vergangenheit dargeboten, wir musterten manche Fälle durch, ich hatte die wichtigsten Bewerber ja selbst gekannt, aber unter ihnen freilich keinen, der Marianen würdig geschienen hätte. Ihre ganze Erscheinung hatte sie zu den höchsten Ansprüchen berechtigen können, die vornehmsten und glänzendsten Parthieen mußten für sie nur eben gebührende dünken, bei den ausgezeichnetsten Männern durfte man zweifeln, ob sie nicht zu gering für sie wären. In solchem Sinne hatte ich vor dreißig Jahren ein Sonett an sie gerichtet, worin ich mich gleichsam entschuldigte, sie nicht zu lieben, weil ich

doch gar nicht hoffen dürfte, mich zu ihr zu erheben. „Aber wie mir nicht, wollt' ich Sie auch Andern nicht gönnen" setzt' ich hinzu, „und so haben Sie denn in meinem Sinne ganz richtig unverheirathet bleiben müssen!" Sie aber tadelte diese Meinung, und versicherte, es sei gewiß ihr großer Nachtheil gewesen, daß ihre Familie und Freunde immer so hoch mit ihr hinaus gewollt; ihr habe gar nicht so was Außerordentliches gebührt, ein mäßiges Loos würde für sie ganz richtig und gewiß das glücklichste gewesen sein, auch habe sie selbst im Inneren nie so große Ansprüche gemacht, und nur durch die Umgebung sich sie aufdringen lassen. Dies unbefangene und bescheidene Bekenntniß gab ihr in diesem Augenblicke den schönsten Ausdruck.

Der Verlauf des Gesprächs führte jedoch in entgegengesetzte Strömungen, ihre Demuth schien sich zu weit verirrt zu haben, sie glaubte sich wieder hinter dem höchsten Stolze verschanzen zu müssen; sie pries ihren jungfräulichen Stand als den schönsten, der ihr habe werden können, und den sie gegen die herrlichsten Anerbietungen so leicht nicht vertauschen würde. Auf einige scherzhafte Fragen antwortete sie empfindlich, und rechnete die Bedingungen her, unter denen allein sie jetzt noch eine Verheirathung denkbar hielte; sie waren fast alle so gestellt, daß sie mich geradezu ausschlossen, besonders auch wurde die völlige Uebereinstimmung religiöser Denkart erwähnt, wo ich mich denn nothwendig in tiefster Verwerfung fühlen mußte. Ich fand diesen Aufwand nur unnöthig, mich konnte er ohnehin nicht treffen, da ich mich so hoch gar nicht gestellt hatte. Der Sache mußte ich sogar beipflichten, und ich versetzte daher ganz einverstanden: „Liebe Mariane, ich gebe Ihnen hierin so Recht, daß Sie diese Ihre Interessen völlig in meine Hand legen könnten, und sie gewiß so streng gewahrt sähen, als von Ihnen selbst: denn, was soll ich Ihnen mehr sagen? wenn Sie ihr Herz und Ihre Person mir förmlich antrügen, würde ich in Betracht Ihrer noch immer sagen müssen: Nein!" Auf dieses Wort, das sie nicht erwartet hatte, und das sie durch die wunderbarste Befangenheit ganz mißverstand, indem sie nicht auf den Zusammenhang achtete, sondern nur abgesondert den

Schlußlaut auffaßte, sah ich Marianens ganzen Stolz wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Sie gerieth in heftige Bewegung, ihre Wangen rötheten sich, Thränen stürzten ihr aus den Augen: „Wie ist es möglich!“ rief sie aus, „mir soll das gesagt werden, mir, dieser stolzen Person, der Könige gehuldigt haben!“ Und schluchzend machte sie mir Vorwürfe, daß ich ihr solche Beleidigung zufügte, die sie um mich nicht verdient habe; dann setzte sie hinzu, diese Thränen, die sie mir die Ehre anthue, in meiner Gegenwart zu weinen, müßten uns auf immer scheiden! Ich stand betroffen, auf der einen Seite den wunderlichsten Irrthum in seiner komischen Entwickelung anstaunend, auf der anderen schmerzlich ergriffen, die vermeintlich Gekränkte in solchem wirklichen Leid und Schmerze vor mir zu sehen. „Mariane“, rief ich ihr zu, „Sie mißverstehen meine Worte, ich habe ja das gar nicht gesagt, vielmehr das Gegentheil!“ Doch umsonst, sie wollte nichts hören, und fuhr fort, durch Weinen und Ausrufungen ihre Schmach zu bejammern. Ich war in peinlichster Sorge, wie ich sie begütigen, wie ich das Mißverständniß ihr begreiflich machen sollte, ich bat, ich flehte, doch lange fruchtlos. Die unerwartetste Entwickelung erfolgte aus Marianens eignem Inneren; sie fühlte sich gedemüthigt durch mich, das durfte nicht gelten, jetzt mußt' ich um jeden Preis ihr gewonnen sein. Sie sah mich durchdringend an, achtete jetzt auf mein Zureden, und sagte: „Nun ja, ich verzeihe Ihnen, und bin Ihnen gut!“ und zugleich zog sie mich an ihre Seite, und drückte einen Kuß auf meine Wange! Ich war außer mir vor Wunder und Ueberraschung. Erst jetzt gelang es mir, sie über den Sinn meiner Worte aufzuklären; halb vergnügt, halb ärgerlich, wurde sie ihres Mißgriffs inne, und ich eilte, ihrem wunden Gefühle dadurch wohlzuthun, daß ich ihr jeden Triumph über mich einräumte, ihr das Geständniß ablegte, wie ich öfters, bloß nach ihren Fenstern zu sehen, oder auf ihr Begegnen hoffend, die Straße hinabgegangen, und was sonst sie überzeugen konnte, daß ich eine Verschmähung gegen sie gar nicht zu denken fähig sei, geschweige denn habe aussprechen wollen. Sie stärkte sich an dieser Mittheilung zusehends, und gab sich nun bald zufrie-

den. Die Fügung dieses Mißverstehens, welches nur durch die Schuld innerer Befangenheit möglich und sogleich deren Strafe geworden war, hatte mir einen tiefen Aufschluß gegeben; ich hatte gesehen, daß dieser Stolz und diese Strenge, als ein absichtsloser Pfeil in's Herz der Eitelkeit zu treffen schien, zusammenbrachen und in weichen Thränen dahin flossen. Seit diesem Vorgange mußte sich unser Verhältniß wesentlich verändert finden, ein gewaltsamer Schritt hatte uns ohne unseren Willen in nähere Gemeinschaft und Vertraulichkeit gestellt.

Mariane nahm in den nächsten Tagen eine Einladung von mir an, gegen welche sie bisher immer zögernd und schwierig gewesen war. Ich wünschte sie und die Gräfin Yorck und Henriette Solmar bei Bouché Nachmittags zum Kaffee zu vereinigen. Die Parthie war eigentlich für Arconati's mitbedacht, allein das Wetter bis zu ihrer Abreise war zu ungünstig. Die Sache fand also erst später Statt. Wir fuhren nach dem Garten hin; Elise Casper war mir für den Nachmittag anvertraut; Graf Yorck und Professor Gans nahmen ebenfalls Theil. Es machte sich alles hübsch und angenehm; die schönen Blumen, die heitere Luft, das stille harmlose Zusammensein, und das dabei doch lebhafte Gespräch, gaben das friedlichste Behagen. Mariane war sehr liebenswürdig, Henriette Solmar nicht minder, die edle Gräfin wie immer gütig und schön im reinsten Dasein. Es fiel keinerlei Störung vor. Die Gräfin hatte davon gehört, daß in mir eine lebhaftere Neigung keime, sie bekannte später, daß die Wahrnehmungen jenes Nachmittags ihr nicht bestätigend geschienen.

Das Gespräch über Heirath und Ehe war zwischen Marianen und mir nun schon eingeleitet, und der reichhaltige Stoff bot sich unter mannigfaltigen Gestalten immer auf's neue dar. In allgemeinen Betrachtungen und an einzelnen Beispielen, wie das nächste Leben sie vor Augen stellte, konnten wir die eigne Ansicht und Sinnesart, und was in verschiedenen Fällen sich etwa versprechen und erwarten ließe, bequem verhandeln, ohne dabei aus dem Unpersönlichen herauszugehen. Bald aber nahm diese Unterhaltung auch persönliche Bezüge

auf, und wir sprachen geradezu von uns, mitunter scherzhaft, dann auch ernst; es war für launigen Muthwill und auch für herzliche Innigkeit der ergiebigste Stoff. Befremdet fühlte ich mich doch immer, wenn von außen sich dergleichen Wort und Meinung aufdrängen wollte, denen ich bei mir noch keineswegs Raum gegeben hatte. So wenn Mariane mir erzählte, daß in der Musik am letzten Sonntage, bei Hensel's, sich eine Dame nach mir erkundigt habe, und als ich ihr gezeigt worden, gleich weitergefragt: „Ist denn seine Braut auch hier?"

Am 22. April hatte der Stadtrath Mendelssohn-Bartholdy mir durch sehr freundschaftliche Zeilen die Verlobung seines Sohnes Paul angezeigt. Mariane sowohl als ich waren dieser Familie herzlich zugethan; wir sprachen von unserer Theilnahme, unseren Glückwünschen, die wir am anderen Tage überbringen wollten; es wurde verabredet, ich sollte Marianen und ihre Schwester zu Wagen abholen. Wir sprachen sehr vertraut und innig, wir berührten die zartesten Fragen des Zusammenlebens, wir tauschten die beruhigendsten Versicherungen aus, und räumten allmählig, und gleichsam nur spielend, eine Schwierigkeit nach der anderen weg, um uns einander völlig nähern zu können. Auch über die weltlichen Verhältnisse, Familienbande und mögliche Anordnungen der Zukunft, wurden vertrauenvolle Aufschlüsse nicht vorenthalten. Ich ging denselben Abend noch zu Henriette Solmar, wo ich den Professor Gans traf; es war von Marianen die Rede, und ich sprach ganz unbefangen mit. In mir war noch keine Ahndung, daß ich Ursache haben sollte, diesen Namen anders anzusehen, wie bisher.

Des andern Morgens fand ich mich frühzeitig zu Wagen bei Marianen ein. Sie schien mir sehr bewegt, aber heiter und liebenswürdig. Das Gespräch vom vorigen Abend knüpfte sich wieder an, und schritt in harmonischen Schwingungen fort. Es mischten sich die Worte stets ernsthafter und zarter. Ich weiß nicht mehr, wie sich der Anlaß ergab, allein er war vorhanden, daß Mariane die Wendung nehmen konnte: „Nun denn, lieber Varnhagen, in solchem Vertrauen kann ich es wagen, Ihnen Hand und Herz zu geben!" Sie

reichte mir die Hand, die ich zwar überrascht, doch mit hohen Freuden ergriff; wir umarmten uns, und hielten uns von diesem Augenblick an für verbunden.

Nach der ersten Bewegung erbat ich mir, daß unser Einverständniß in der nächsten Zeit noch für jedermann geheim bleiben sollte, damit alles in der Stille sich ruhig entwickeln und reifen könnte. Mariane willigte darein, und fand es selber richtig und angemessen. Gleich darauf aber eilte sie, um wollten wir zu Heyse's hinübergehen, um diesen das Vorgefallene mitzutheilen. Ich hielt sie auf, und fragte, warum so schnell? es wäre doch schöner, wir ließen einige Zeit die Sache ganz unter uns allein. „O nicht doch", versetzte sie, „Heyse's werden sich sehr freuen, sie wissen ja schon wie es mit uns steht, und erwarten nichts anderes." Dieses letztere war mir allerdings verwunderlich, jedoch der Augenblick drängte, ich mochte die freudige Bewegung nicht hemmen, wir gingen zu Heyse, Julchen wurde herzugerufen, und beider innige Theilnahme gab sich unzweideutig zu erkennen. Auch hier kam die Bewahrung des Geheimnisses zur Sprache, und wurde durchaus gebilligt und zugesagt. Allein fast gleichzeitig besann sich Julchen, daß eine alte Tante bei ihr zum Besuch sei, der müsse sie es doch gleich sagen, und ehe ich noch etwas einwenden konnte, war sie aus dem Zimmer.

Unterdeß war es hohe Zeit geworden, den Besuch bei Mendelssohn zu machen. Julchen war aber noch verhindert, und Mariane wollte jetzt kein Bedenken mehr haben, mit mir allein zu fahren. Wir besprachen unterwegs das neue Verhältniß und seine Behandlung, ich beharrte erst immer, wir wollten nichts sagen, Mariane aber lachte, und meinte, wenn Mendelssohn's uns beide zusammen eintreten sähen, würden sie doch gleich alles wissen. Und so war es auch, es bedurfte keines Wortes der Ankündigung, man kam uns mit den Glückwünschen entgegen. Die Töchter wurden gerufen, und jede besonders wußte schon, was sie erfahren sollte. Die Eine sagte sogar, sie hätte gestern schon die Neuigkeit nach Wien geschrieben. „Gestern?" rief ich aus, „gestern ahndete ich selbst noch nichts davon!" Ich gestehe, das dieses Früher-

und Mehrwissen Anderer von meinen Angelegenheiten, und daß mein eben erst ausgesprochener und mir selbst noch neuer Entschluß als ein gleichsam unausbleiblicher vorhergesehen worden, mich seltsam berührte, und etwas Verdrießliches und Beschämendes hatte, dessen Eindruck durch Marianens liebevolles und freundliches Benehmen nicht ganz ausgelöscht werden konnte.

Da nun schon so viel geschehen war, so fand ich in der Ordnung, daß wir auch bei Robert's einen Besuch machten. Ernestine war durch die Neuigkeit nicht wenig überrascht, ja erschrocken, und konnte sich kaum wieder fassen. Wir besuchten auch Henriette Solmar, die erst glaubte, wir wollten scherzen, dann aber, als sie den Ernst erkannte, ihn heiter und schicklich zu nehmen wußte. Ich brachte darauf Marianen nach Hause. Wir hatten, zum Theil noch vor der Ausfahrt, unsere nächsten Plane festgestellt, und unterwegs dies ferner ausgebildet. Im Juli sollte unsere Trauung sein, unmittelbar darauf wollten wir in den Wagen steigen, nach Wien und allenfalls nach Venedig, Mailand und Genua reisen, zum Winter zurückkommen, und bis dahin neue Wohnung und Einrichtung vorbereiten. Der Tag erfüllte sich mit mancherlei Geschäften und Anstalten. Ich sprach vielerlei Personen, die mir durch ihr Wundern und Fragen zum Theil sehr lästig wurden. Als ich allein war, mußt' ich mit Wehmuth meine Zimmer und ganze Umgebung anblicken, mit der so vielfache Erinnerung sich verknüpfte, und die nun eine so große Umwandlung erfahren sollte.

Ermüdet von den Vorgängen dieses bewegten und heißen Tages, von trauervollen Rückblicken erfüllt, und mit künftigen Anstalten unruhig beschäftigt, kam ich Abends zu Marianen. Ich konnte und wollte meine Verstimmung ihr nicht verbergen. Sie fand alles dies natürlich und richtig, auch sie hatte die ganze Zeit für mich an Rahel, und für sich selbst an ihre eigenen Geschwister gedacht, das Herz müsse sein Heiligstes und Bestes bei jeder äußeren Wandlung nur inniger zusammenfassen, sie erkenne den Werth meines Schmerzes, sie würde es vermissen, wenn ich ihn nicht hätte oder unterdrückte, allein ich möchte nun auch den Trost fassen, daß mir eine Freun-

din zur Seite sei, die alles mit mir trage, der ich alles vertrauen, auf deren starke Schulter ich jede Sorge werfen könne. Ich nahm dies dankbar auf, und verschwieg nichts, was mein Herz bedrängte. Bald aber wurde Mariane mit meiner Wehmuth unzufrieden, sie schien zu erwarten, daß ihre Tröstungen schnell und völlig mich umstimmen müßten, und wurde empfindlich, daß diese Wirkung ausblieb. Als ich nun lebhaft klagte, mir sehe plötzlich alles verändert aus, die ganze Umgebung sei nicht mehr dieselbe, auch die Wände ihres eigenen Zimmers sprächen mich anders an; dieser kleine Raum, den ich bisher nur mit Spannung betreten, sei nun ein gewöhnlicher geworden, auch er solle verlassen werden, und als ich zur Bezeichnung dieses ganzen Zustandes das unglückliche Wort „entzaubert", gebrauchte, da mußt' ich leider den übelsten Eindruck erfahren, den ich bewirkt hatte, und ich lernte einsehen, daß mein Vertrauen sich nach einem anderen Maße, als ich früher gewohnt gewesen, zu bedingen habe. Wir waren nachher mit Heyse's noch leidlich zusammen, und schieden in freundlichem Vernehmen.

Diese Keime der Mißstimmung wurden am folgenden Morgen ohne mein Wissen und Zuthun neu befruchtet. Mariane war früh zu dem katholischen Geistlichen Probst Fischer gegangen, der zugleich ihr Beichtvater war, und hatte ihm ihre Verlobung angezeigt. Was er darauf erwiedert, verschwieg mir Mariane, er selbst aber hat mir fünf Wochen später aufrichtig bekannt, er habe die Verbindung mißbilligt, seinen Glückwunsch dazu versagt, und die Besorgniß geäußert, Mariane würde von ihrem höheren Wege abgelenkt werden. Als sie von dem Probste zurückgekehrt war, hatte sie den Besuch ihres Arztes, des Geheimraths Horn, empfangen. Dieser war noch nicht lange fort als ich eintrat, und sie begrüßte. Auf meinem Gemüthe lag etwas Unheimliches, das ich indeß zu bezwingen suchte. Um so auffallender war es mir, einer solchen Unheimlichkeit nun auch zu begegnen. Mariane erwiederte meinen Gruß sehr kalt, war sichtbar verstimmt und verlegen, und sagte mir dann sehr trocken, sie hätte meinen gestrigen Aeußerungen nachgedacht, und da ich doch so schnell und ganz „entzaubert" wäre, so thäten wir

am besten, zeitig dafür zu sorgen, daß auf die „Entzauberung" nicht eine noch schlimmere Nüchternheit folgte. „Auch muß ich Ihnen nur sagen", fügte sie hinzu, „daß der Geheimrath Horn eben bei mir war, der mir zwar die eifrigsten Glückwünsche gebracht, übrigens aber nicht verhehlt hat, als Arzt müsse er sehr zweifelhaft sein, ob ich an Heirath denken dürfe, und nun bleibt mir nichts, als Sie zu bitten, daß Sie selbst mit Horn hierüber ausführlich reden." Ich war durch den Inhalt dieser Worte, noch mehr aber durch den Ton betroffen, mit dem sie gesprochen wurden. Meine erste Bewegung war, ein solches Gespräch mit dem Arzte durchaus abzulehnen. Es war ja schon zwischen uns mit zarter Aufrichtigkeit beredet, daß unsere Ansprüche aneinander mehr im Sinne liebevoller Pflege und Geselligkeit als jugendlicher Leidenschaft sein würden. Ich wollte keine Fremden eingemischt, sondern jedes Bedenken durch unser gegenseitiges Vertrauen allein gelöst oder beseitigt sehen. Weil aber doch keine Beruhigung hiebei Statt zu finden schien, so that ich einige Fragen, wie ein ärztlicher Freund sie wagen durfte; die Antworten erwiesen, was ich vermuthet hatte, daß übertreibende Einbildung im Spiele sei. Dennoch bestand Mariane darauf, ich solle mit dem Arzte sprechen. Wenn es denn sein solle, erwiederte ich, so würde ich es thun, doch lieber mit Doktor Becker, als mit Horn. Nun aber machte Mariane meinen Widerspruch zu dem ihren, beklagte meine Unzartheit, daß ich an ihre Beschämung gar nicht dächte, fand sich viel zu gut und hoch, um ihr Loos eine Zeitlang zweifelhaft an dem Ja oder Nein eines Dritten hängen zu wissen, und hielt es gerade jetzt um so richtiger, daß wir unsere Verbindung aufgäben. Mir wurde vorgeworfen, ich sei leidenschaftlich, ich erwarte eine Geliebte, wo ich nur eine schwesterliche Freundin hoffen dürfe, und dann wieder, ich sei bis zur Beleidigung gleichgültig und „entzaubert", ein Wort, das nicht zu vergessen sei. Ich verlor sehr bald den Faden dieser Hin- und Widerreden, und hab' ihn auch nachher keineswegs wiederfinden können. Mehrmals, so scheint es mir jetzt, waren meine Einwendungen willkommener, als meine Zustimmungen. Manchen Aeußerungen des Lossagens gesellten sich andere,

die mich nur noch mehr anziehen und fesseln mußten. Als auch ich einen Augenblick das Zurücktreten, und unter schicklichen Erklärungsgründen für die Welt auch den anführte, sie würde denken können, das Wort des Beichtvaters habe entgegengewirkt — ich ahndete nicht, daß etwas der Art Statt gefunden — sah ich mich durch die bitter ausgesprochene Bemerkung abgefertigt, in Madrid oder Lissabon möchte das gelten, in Berlin sei es lächerlich.

Während zweier Tage zog sich diese gespannte Erörterung durch alle Besuche hin, die ich Vormittags und Abends eifrig wiederholte. Daß Mariane in diesen Widersprüchen heftig litt, und bis zum Erkranken von ihnen ergriffen wurde, war das Einzige, was mir als Thatsache klar und gegenwärtig blieb, und mich wahrhaft bekümmerte. Meine eigenen Zweifel, die Unheimlichkeit, die auch mich befangen hatte, ließ ich schwinden, und wandte meine ganze Beeiferung an, Marianen zu trösten, zu beruhigen, zu gewinnen. Erst am dritten Vormittage gelang dies meinen liebevollsten Betheuerungen, meiner redlichsten Zuversicht. Mariane gab ihren Widerstand auf, reichte mir auf's neue die Hand, dankte mir, daß ich so treu beharrt habe, und rühmte mich gegen ihre Schwester, es sei nicht möglich, zarter und schonender und edelmüthiger zu sein, als ich es in diesen drangvollen Irrungen gegen sie gewesen.

Eine Reihe schöner Tage folgten auf diesen Sturm, der nur bestimmt gewesen schien, alles Mißverständliche und Zwiespaltige gleich anfangs in unserem Verhältnisse zu erschöpfen. Die liebevolle Freundlichkeit Marianens zeigte sich im Glanze der schönsten Hoffnungen, ihre Sinnesart verhieß das reichste Glück. Mit kindlicher Offenheit sprach sie von der Beschränkung und Erstorbenheit ihrer letzten Lebensjahre, von dem neuen Aufschwunge, den ihre Tage jetzt empfingen. Ihre Vorsätze waren tüchtig, ihre Gesinnungen großmüthig, ihre Wünsche höchst bescheiden. Sie freute sich, als Dame vom Hause einer gewissen Wohlhabenheit theilhaft zu werden, gesellige Anmuth und Fülle um sich her zu verbreiten, allein diese Vorstellungen blieben weit innerhalb der Gränzen, zu denen sie vorschreiten durften. Sie verbat sich auch alle und

jede Geschenke, kostbare Einrichtung und sonstigen Aufwand, den die Gelegenheit herbeiführen konnte; die Erfüllung mancher kleinen Wünsche, die sie bisher vergebens gehegt, wollte sie sich erst verdienen. Sie sann hingegen mit lieblichem Eifer wie sie Heyse's erfreuen, Becker unterstützen, Armen und Kranken wohlthätig sein würde; sie machte Doren ein schönes Geschenk, ihre und meine bisherige Umgebung sollte bestens bedacht werden, nicht minder die mannigfachen jüdischen und christlichen Anstalten, für welche sie schon immer thätig war. Besonders aber wollte sie es nun als ihre Aufgabe, als ihren Stolz und ihre Pflicht ansehen, daß ich durch unsere Verbindung glücklich würde, und sie sagte, wiewohl sie nie wagen könne, sich mit Rahel zu vergleichen, so solle ich doch erfahren, was auch sie für die Annehmlichkeit des Lebens zu leisten vermöge. Dabei bekannte sie, daß ihr selbst eine Stütze und Leitung nöthig sei, ich müsse ihr sagen, was und wie ich es begehrte, sie werde sich gern unterordnen, wie es der Frau zukomme, und wie sie selbst das Bedürfniß fühle.

Nichts konnte meiner Denkart und Gewöhnung glücklicher entsprechen, als diese Erklärungen, mit Ausnahme dessen, was die Unterordnung betraf; wer so im Inneren fest und maßvoll sei, meinte ich, der müsse auch im Aeußeren selbstständig und frei wirken; ich sei ein Saint-Simonist, fügte ich scherzend hinzu, und meine Frau müsse nothwendig die femme libre darstellen. Im Ernste gab ich ihr zu erkennen, wie ihr überlassen sein würde, innerhalb der gegebenen Gränzen alles einzurichten und anzuordnen, wie es ihr beliebte, und da ich hoffte, daß meine Einkünfte für alles Gemeinsame vollkommen ausreichten, so blieben die Zinsen ihres Vermögens, von dem ich nie, weder jetzt noch künftig, etwas wissen und hören wolle, noch außerdem zu ihrer ganz besonderen Verfügung übrig. Lebhaft erkannte Mariane in allem diesen meinen guten Willen an, und was sie that und sagte, bestätigte nur, daß sie ihn verdiente und rechtfertigen würde.

Den größten Reiz ihrer Liebenswürdigkeit empfand ich in dem herzlichen Vertrauen, mit dem sie mir kleine Schwächen und Eitelkeiten, deren sie sich bewußt war, erzählte,

zarte Geheimnisse des inneren Lebens, die man auch den nächsten Freunden verschweigen darf, und sich selbst meistentheils zu verschweigen pflegt. Dergleichen in sich zu erkennen, und ein freies Urtheil darüber zu behalten, zeugt von hoher und edler Seele; sich darin offen Preis zu geben, von argloser Unschuld. So gestand mir Mariane, daß sie schon früh mir gut gewesen sei, meine Bewerbung gern gesehen, aber es sich selber geläugnet, und auch ihre Schwester darüber habe täuschen wollen; sie habe eines Tages zu dieser gesagt: Varnhagen kommt so oft zu mir, er scheint eine Neigung zu mir zu haben, und ich höre doch von allen Seiten, er heirathe Henriette Solmar; wenn ich das nur erst als gewiß hörte, ich hätte die größte Freude! „Julchen aber", fuhr sie fort, „war klüger, und sagte gerade heraus: Gott bewahre! du hättest den größten Schreck!" Daß Mariane mir dieses wiedererzählte, rechne ich zu den lieblichsten Zügen ihres Wesens, und ich wünschte nur, die holde Natürlichkeit und das biedre Zutrauen ausdrücken zu können, die ihren Ton und ihr Gesicht dabei beseelten. Wenn früher in Betreff Marianens von Koketterie zu sprechen nicht vermieden worden, so möge dieser Zug damit verbundener lieblichen Naivetät jenem Ausdruck wenigstens die mildeste Deutung sichern.

Als einer Besonderheit aber, in welcher widerstreitende Richtungen sich verflochten zeigten, muß ich hier das Verhältniß erwähnen, das sich in Betreff der sinnlichen Dinge nicht selten wahrzunehmen giebt. Ein Mädchen, in reiner, schöner Jugend herangewachsen, von Huldigungen umgeben, die ihr selten reizend sein konnten, nach außen immerfort beschäftigt, im Inneren kalt und ruhig, ist durch natürlichen Sinn auf strenge Sittsamkeit hingewiesen, deren Bewußtsein späterhin als jungfräulicher Stolz auftritt. Von frühester Zeit an die Vorstellung gewöhnt, heirathen zu müssen, bedacht auf angemessene Verbindung, durch Bethörung zu einer blendenden und trügerischen hingedrängt, die sich nach vieljährigem Warten schnöde zerschlägt, und den Fünfzigen nahe gekommen, ohne daß die Erwartungen der Jugend sich ihr erfüllt hätten, befindet sich eine Jungfrau nothwendig in zweideutiger Lage. Man erreicht ein solches Alter nicht,

ohne vielerlei zu erfahren, wobei die Unschuld der Kinderunwissenheit nicht bestehen kann; fremde und eigne Leiden dringen sich auf, der Ernst der Lebenszustände und das alltägliche Begegnen derselben Thatsachen stumpfen die keuscheste Empfindlichkeit ab. Ist aber das Wissen den Sinnen fremd geblieben, so entsteht ein eigner Widerstreit, ein bedenklicher Zustand, welcher das Verhältniß älterer Jungfrauen oft unglücklich, ihr Benehmen so leicht lächerlich macht.

Ich will auf diese Erörterung nicht weiter eingehen, und nur bemerken, daß Mariane diesem Widerstreite nicht ganz entgehen konnte, so fest und ehrenwerth sie auch darin sich erhalten mochte. Sie hatte von diesen Dingen die medizinische Seite ergriffen, und auf diesem Gebiete, bei Krankheiten und Wunden jede Schüchternheit abgelegt. In diesem Betreff waren ihre Reden ganz frei, sie erzählte mit Dreistigkeit ihre oft heldenmüthigen Ausübungen, und mit dem stolzen Vergnügen, wie es die Kinder haben, wenn sie bei einem Anlasse sich recht groß dünken und in Anderen Staunen erwecken können. Auch manche Bücher rühmte sie sich gelesen zu haben, mit dem stolzen Trotze, daß einer festen Tugend nichts gefährlich sei, und daß ein sprachwissenschaftlicher Zweck, so gut wie in anderen Fällen ein medizinischer, zwischen allen Klippen sicher hindurchführe. Sie selbst glaubte hoch über jeder Anfechtung zu stehen, sie dankte Gott für ihre marmorkalte Natur, und pries ihr Schicksal in diesem Betreff als ein ihr angemessenes. Wunderbar aber setzte sie allen Anreiz, dessen sie völlig frei zu sein glaubte, desto mehr in Anderen voraus, und wähnte sich umgeben von Leidenschaft, auch wenn keine Spur von dieser vorhanden war. Die Täuschung ist sehr verzeihlich, aber sie kann in große Verwirrung stürzen.

Fast zur Bewunderung aber nöthigte mich eine Annahme, welche in Marianen sich willkürlich als unbestreitbare Thatsache festgesetzt hatte. Ihren Angehörigen wie allen Nahestehenden und Unterrichteten, ist es kund und steht es unzweifelhaft fest, daß Mariane das Verhältniß mit Marialva zuletzt im höchsten Ueberdruß und Zorn gelöst, das heißt, ihm erklärt hatte, sie warte und rechne nun nicht mehr auf ihn, sondern verachte und verwerfe ihn als feigen, nichts-

würdigen Verräther. Dies wußte man als geschehen, da starb Marialva wenige Monate nachher. Mariane las unvermuthet seinen Tod in der Zeitung; erschreckt und bestürzt, weiß sie doch alsbald sich zu fassen, und den Vorfall zu benutzen; wie viel anständiger bot diese Lösung sich dar, anstatt der früheren! Sie ergreift die verspätete Gelegenheit, erklärt, unbekümmert um die Anderswissenden, Marialva sei als ihr Bräutigam gestorben, und habe die letzten entscheidenden Schritte gethan, auf welche die Heirath unmittelbar folgen sollte, sie betrauert ihn als ihren schon bestimmten Gatten, und behauptet nun überall, sie dürfe sich ihrem Schicksal und ihrer Empfindung nach als eine Wittwe betrachten. Sie zeigte mir eines Abends Marialva's Miniaturbild und andere Andenken, und sprach in jenem Sinne von ihm. Ich berührte obenhin, wie ich die Sache früher gehört und bisher geglaubt. Sie aber versetzte kurz und fest, ihre Familie wisse nichts, und ich solle ihr glauben. Gern lies ich die Sache dahingestellt, und fand Marianens Verfahren sehr zu entschuldigen. Es liegt eine große Willenskraft und Stärke darin. Warum sollte das unglückliche Mädchen auch noch dieser Tücke des Schicksals sich beugen, die einen ehrenvollen Ausgang nahe bereit hält, und doch noch erst den schmachvollen aufnöthigt? Sie hat den Muth, beide auch hinterher noch zu vertauschen, und ein Schein ist gerettet, der sie befriedigt, der ihr schmeichelt. Wenn ihr dies einen Trost, eine Linderung gewährt, so thut sie ganz wohl daran; sucht man doch immer den Ereignissen einen solchen Vortheil abzugewinnen, und wenn es in der Sache nicht gelingt, wenigstens in der Erzählung! Die Juristen, die Historiker haben ihre Fiktionen, die sie als Fakta behandeln; Regenten und Helden machen es nicht anders, in den Bülletins steht manches Gefecht als ein Sieg, das eine Niederlage war; und ich finde den Muth eines Mädchens bewundernswerth, wie ihren Entschluß großartig, die in Nachahmung jener Gewaltigen mit gleicher Eigenmacht einen gehässigen Vorgang ihres Privatlebens, der verbreiteten Kunde zum Trotz, in einen nur trauervollen mildert.

Hier schließt sich ein anderer Karakterzug an, den ich gleichzeitig beobachten und erforschen konnte. Mariane beur-

theilt Menschen und Welt sehr fein und scharf; wo nicht ein Zweck oder eine Laune sie befangen macht, erschaut sie mit Sicherheit den Grund, und läßt durch die mannigfachsten Gestalten des Wahns, der Täuschung, der Ziererei, sich nicht irren. Oft hab' ich ihren klaren Verstand, ihre Einsicht und Freiheit in Beziehung von Personen und Verhältnissen bewundern müssen. Dieser Eigenschaft gemäß, stellt sie auch nicht leicht jemanden über sich, läßt ihre Meinung nicht von fremdem Ansehen bestimmen, und am wenigsten ihre Handlungen von fremdem Rathe. Die Leute, welche sich um unser Thun und Lassen bekümmern, hätten in der Regel, meinte sie, gar kein Urtheil, und noch weniger ein Recht; man müsse sich aus ihrem Lob und Tadel nichts machen, wenigstens wußte sie mir in solchem Sinne kräftig zuzusprechen, bei unserer Verbindung auch etwaniger Mißreden nicht zu achten. In der That, sobald Mariane etwas recht eigentlich will, ihrem tiefsten Wunsche genehm findet, dann folgt sie gewiß ihrem Kopfe, und hört auf das Gerede nicht. In Dingen, die ihr weniger wichtig sind, ist sie nachgiebiger, doch nicht dem Urtheile der Höchsten, Geistigen, Bedeutendsten, nein, — viel eher, und oft ganz und gar, dem der Geringsten! Je gewöhnlicher, jemehr dem flachsten Philisterthume angehörig, je dümmer und den gemeinsten Vorstellungen folgend sich ihr jemand darstellt, desto mehr verstattet sie dann seinen Urtheilen Eingang, desto mehr gilt ihr sein Beifall, desto entschiedener will sie diesen für sich haben, von ihm geschätzt und gerühmt werden. Ich glaube hier wirkt das dunkle Bewußtsein, daß, je unbedeutender der Mensch an sich ist, er um so mehr und gewisser die große Menge repräsentirt, auf die denn doch in vielen Fällen bequem ist sich zu stützen, während der Ausgezeichnete nur für sich selbst als Einzelner zählt, durch Andere seiner Art aufgewogen wird. Dem Aeußerlichen und Scheinsamen ist eine gewisse Sphäre angewiesen, wo es sich mit guter Art geltend machen kann. Soll dem gemeinen Urtheil aber auch über Gegenstände der Sittlichkeit, des Richtigen und Erlaubten öfters eine unbefugte Entscheidung eingeräumt werden, und die höhere Einsicht und Wahrheit dagegen verstummen, so kann zuletzt die Empörung

nicht ausbleiben, in welcher aller Schein zu Grunde geht. Wie oft bestraft es sich durch die bitterste Enttäuschung in großen und kleinen Dingen, daß man die ächte, reine Sache ihrem falschen trüben Bilde opfert, daß man einen leeren Schatten verfolgt, anstatt der wahren leibhaftigen Gestalt! und wie oft und leicht erneut sich noch dasselbe Spiel!

Die von allen Seiten herbeiströmenden Glückwünsche, der Ausdruck allgemeiner Billigung, der unserem Vorhaben sich zuwandte, waren für Marianen sehr angenehm. Sie hatte die Befriedigung, bei diesem wichtigen und auffallenden Schritt, einer so späten Heirath, das eigne Gutdünken durch die Meinung der Welt bekräftigt zu sehen; die geringeren Leute sahen nur Vortheil und Glück für sie, die näheren Bekannten zeigten die hoffnungsvollste Theilnahme; aus Frankfurt am Main kamen zustimmende Briefe, die auch besonders für mich günstig lauteten. Gern folgte ich Marianen zu einigen ihr werthen Personen, die ich sonst nicht zu besuchen pflegte; überall ergaben sich erwünschte Beziehungen. Der Graf von Bernstorff empfing uns vor seinem Krankenbette, wie ein väterlicher Freund mit herzlicher Freude, und lobte uns einander gegenseitig auf die ehrenvollste Weise. Gleiche Gesinnungen hatte der Minister von Beyme uns ausgedrückt. Genug, alles stellte sich zu unseren Gunsten, und es ließ sich als ein seltenes und angenehmes Glück empfinden, bei der im Inneren, wie es schien, so wohlbegründeten Wahl, auch die äußeren Umstände von allen Seiten nur als förderliche zu gewahren.

Mariane war nur noch besorgt, wie ihr Bruder Louis die Nachricht von ihrer Verlobung aufnehmen würde; in Mannheim verheirathet mit einer gewesenen Kammerjungfer Marianens, in grollender Feindschaft mit allen Geschwistern, erst seit dem vorigen Sommer hatte er sich zu einer Art von Aussöhnung mit Marianen und Julchen verstanden, doch niemand traute dem Frieden recht. Er antwortete in Ausdrücken der größten Wuth und Gemeinheit, sagte sich von der Schwester auf ewig los, und häufte die kränkendsten Beleidigungen gegen sie. Durch Familienstiftung war er verpflichtet, wenn eine seiner Schwestern sich verheirathete, zu deren Dotirung beizutragen. Dies Opfer war es aber nicht

allein, was ihn aufbrachte. Er nannte meinen Namen nicht, aber sein Widerwille gegen mich war unverkennbar. Mit Stolz erklärte Mariane, sie habe den Bruder nicht gefragt, und brauche seine Zustimmung nicht. Sie erzählte mir manche Züge seines früheren Betragens, deren Rohheit und Verkehrtheit fast unglaublich waren. Sie selbst führte alle Gründe an, durch welche sein Urtheil und sein Gut- und Böseſein jeden Werth verlieren mußte; aber dennoch empfand sie den Schlag immerfort, und konnte ihre Gedanken nicht davon abwenden. Im Ertragen jeder Art hatte sie zwar große Stärke, wußte Schmerz und Leid zu verläugnen, nach außen thätig, heiter, ja scherzhaft zu erscheinen, aber es war nicht zu verbürgen, daß nicht dennoch das Störende sich nach anderer Seite durcharbeitete, in allgemeiner Mißstimmung seinen Ausdruck suchte, oder auf Kleinigkeiten fiel, und diesen durch üble Laune ein unverhältnißmäßiges Gewicht aufdrückte.

Mir sind aus dieser Zeit ein paar Briefblättchen übrig, die ich als Zeugnisse des Augenblicks hier einschalte. Mariane schrieb mir am 28. April, nachdem ich ihr über die Krankheit der Stadträthin Mendelssohn-Bartholdy beruhigende Nachricht gesandt hatte: — „Nun ist es also besser mit unserer Freundin, und doch ist meine Angst nicht vermindert. Sie hat keinen Gegenstand, und haſcht deßhalb nach jedem, der sich auch nur scheinbar darbietet. Es ist unglaublich, daß man leben kann, wenn man so gar nicht schläft, wie ich, und auch bei Tage nicht zur Ruhe kommt. Es heißt alles leben, wobei man athmet, aber welche Existenz. Sie dürften es wissen, besser, Sie wissen es nicht. Würde ich nur recht krank, daß alles sich durcheinander schüttelte, dann würde es besser oder anders. — Schön, daß es Ihnen nicht übler geht, der Tag macht's vielleicht besser. Hatten wir nicht verabredet, daß ich zu Bernstorff's gehen sollte? In jedem Falle können Sie mich hinbegleiten, se vi piace; bis nach Ein Uhr will ich mich dem Sturme der Besuche wieder allein entgegenstellen. — Gott sei mit Ihnen, mein liebster Freund. Die Ihrige M. S." Und am folgenden Vormittage: „Ich schreibe dicke Briefe, habe darum keine Zeit zu kleinen Billetten,

aber „guten Morgen" sage ich doch. Wie es mir geht, sollen Sie später erfahren. Hoffen wir das Beste, wenn es sich auch noch nicht zeigt. Es ist ja die Zeit alles Keimens und Knospens, die Erfüllung liegt in Gottes Hand. Schön daß uns Beyme kennt und ehrt, mir ist er eine wehmüthige Erinnerung, er wird schon wissen weßhalb. Wann wollen wir zu ihm? gerade in solchen Tagen, wo es zum Gehen zu heiß ist. — Heysens grüßen, sie sind Ihnen sehr zugethan. Gott mit Ihnen! Die Ihrige, wenn Sie mich auch necken. M. S."

Wir waren beide in dieser Zeit unwohl, dabei durch eine aufdringliche Gegenwart geplagt, über die Zukunft nicht ganz beruhigt, Mariane wenigstens war von unbestimmter Angst ergriffen, die ohne Zweifel mit ihrem Gesundheitszustande zusammenhing, aber auch mir Bedenken und Sorge gab, und dies hinwieder mochte ich nie ganz verhehlen. Wir behielten freien Ueberblick genug, um mit Aufrichtigkeit unseren Zustand und unsere Hülfsmittel zu besprechen. Wir sahen, daß uns viel Schwieriges auferlegt sei, daß wir mehr als Andere in solchem Verhältnisse zu kämpfen hätten, allein wir glaubten, daß gerade hier Verstand und Bildung sich bewähren müßten, und wir suchten mit gutem Willen der schwankenden Wogen Herr zu bleiben. Unsere Hülfsmittel selbst aber mußten uns zuweilen beschwerlich werden. Die Grundstimmung in Marianen war eigentlich mädchenhaft munter, zu Scherz und Witz bereit, oft wie ein Kind im Kleinleben geselliger Bezüge ganz vergnügt, wie ein Kind auch muthwillig und launenhaft. Meine Sinnesart konnte hiezu eine Zeitlang sehr gut stimmen; allein auf die Dauer wollte sie nicht passen. Leider nimmt die polemische Beimischung in meiner Gesprächsweise allzuleicht das Uebergewicht, und hat sie einen Fleck aufgefunden und berührt, der als ein empfindlicher zuckt, so sucht sie gerade deßhalb, anstatt ihn schonend zu vermeiden, nochmals dorthin zu treffen. Wäre dergleichen so leicht abzuändern, als einzusehen, so hätte ich in diesen Blättern manches Bekenntniß weniger abzulegen. Bei Marianen dagegen ist nicht zu berechnen, wann und was sie plötzlich übel nehmen kann. Dann aber spricht aus ihr ein beleidigter

Karakter, der hochfahrend auf den Ehrenpunkt hält, und zu dem Aeußersten sogleich bereit ist. Sind dies auch, dem Ursprunge nach, meist nur Regungen gleich denen eines Kindes, dessen erster Trotz immer die Erklärung ist, nicht mehr mitzuspielen, so legen doch die reifen Jahre und die fertige Bildung ein zu starkes Gewicht dazu, als daß das Spiel nicht zugleich Ernst sein müßte. Zum Ueberflusse hat Mariane noch die Eigenschaft, jedes verfängliche Wort des Anderen mit festem, ja sogar manchmal in wucherndem Gedächtnisse zu verwahren, hingegen die eigenen Aeußerungen solcher Art völlig zu vergessen. Man wird gestehen, wenn man diese Umstände und den ganzen bisherigen Verlauf zusammenhält, daß einiger Samen zu Mißverständniß und Entzweiung hier ausgestreut war.

In den ersten Tagen des Mai ging dieser Samen auf, durch so geringfügigen Anlaß, daß ich denselben wirklich nicht weiß, und schon damals kaum wußte. Ich fand Marianen verstimmt, meine theilnehmende Frage beantwortete sie kalt und schroff; daß ich bestürzt war, nahm sie als Beleidigung; ich sollte durch sie erst kennen lernen, was Frauenwürde und Frauentugend sei; wie schrecklich, wenn dennoch ihr Bruder Recht hätte! Sie schien gleichsam ein Bedürfniß zu empfinden, beleidigt zu sein, und mit Helm und Schild in die Schranken tretend sich das Bewußtsein ihrer ganzen Selbstständigkeit zu geben. Ich bat sie, doch keine solchen Redensarten zu gebrauchen, die zwischen Personen in unserem Verhältnisse keine Bedeutung mehr haben könnten; ihre Ehre und Würde sei auch die meine, und wenn ihre Begriffe in manchem Betreff strenger wären, so müsse sie zufrieden sein, daß ich diese zwar nicht theilte, aber doch respektirte. Wir kamen zu keiner Ausgleichung. Auch der Abend bei Heyse's verging in Befangenheit und Spannung. Wie unerheblich das Ganze noch war, wie leicht auszulöschen, ergiebt sich aus folgendem Billet, das ich am nächsten Morgen schrieb:

„Liebe, theuerste Mariane! Ich muß wissen, wie Ihre Nacht war, wie der Morgen ist. Möchte guter Schlaf Sie erquickt, ein reiner Gruß des ersten Tageslichtes Sie erheitert haben!

Für mich giebt es eine Lethe, aus der ich Vergessen jedes Leids und Ungemachs trinken kann, sobald Sie es wollen: Ihre freundlichen Augen! Wo soll aber für Sie das Gleiche sich darbieten? Vielleicht wenn Sie mir unmittelbar in's Herz blicken könnten!

Sein Sie wohlauf und heiter, theuerste Freundin, und immer überzeugt, daß ich für mich nichts Glücklicheres wüßte, als dazu beitragen zu können. Es scheint dies aber nicht so leicht zu sein, und von dem Einen Willen allein nicht abhängig.

Ich habe hart geschlafen, mit harten Bildern, die sich denen des gestrigen Morgens nicht verschwistern konnten. Ich werde baden, und dadurch vielleicht die Kopfschmerzen los, mit denen ich erwacht bin. Das kühle Wetter ist mir erwünscht. Werden Sie ausgehen?

Grüßen Sie Heyse's. Bleibt Ihnen der gestrige Abend unverständlich, so geschieht ihnen nur, was mir, nämlich den Gang verstehe ich vortrefflich, und könnte ihn einleuchtend schildern, aber den Grund und Boden verstehe ich nicht.

Heute bitt' ich um eine Zeile Antwort, wie sonst um bloß mündliche."

Allein die Empfindlichkeit hatte sich nur erhöht, die Mißstimmung bis zum Groll verhärtet. Jedes Zusammensein erregte neuen Widerstreit, und wenn ich ausweichen und weggehen wollte, wurde auch das übel genommen. Mariane zog nun auch Julchen, dann Heyse selbst, in's Vertrauen, weil in der That unsere Spannung nicht zu verbergen war. Liebevollere Theilnahme, und versöhnlichere Besonnenheit hätten wir nicht finden können, auch enthielten sich diese nahen Personen jeder eigentlichen Einmischung, und bezeigten uns gleichmäßig nur ihr Wohlwollen und Bedauern. Mir aber that es unendlich weh, zwischen mir und Marianen irgend andere Personen, wenn auch übrigens noch so schätzenswerthe, stehen zu wissen, unsere Sachen sollten nur zwischen uns allein obwalten. Auch gewannen sie keine bessere Wendung. Der Riß wurde größer, die Vorwürfe heftiger. Die Absicht, unsere Verbindung aufzugeben, wurde gleich ausgesprochen. Frühmorgens am 6. Mai empfing Mariane von mir dieses Blatt:

„Mariane, theure Mariane, empfangen Sie gütig meinen herzlichsten Morgengruß! Wie schwer muß ich erseufzen wegen des unseligen Abends, der gewiß leidenvollen Nacht! wie jammert mich der Verlust dieser kostbaren Stunden, der unwiederbringlichen Lebenszeit, die ich nun erst wieder schätzen lernte! Wie leidend Sie aber auch diese Stunden verbracht haben, Einer hat sie doch noch schlimmer verbracht; der, welcher außer seinem Schmerz auch noch den fühlte, den Sie erlitten!

Können Sie sich von mir wirklich beleidigt glauben? Von mir, theuerste Freundin, den Sie in anderen Augenblicken, mit besserer Gerechtigkeit, als redlichsten, hingegebensten, ja ich darf es sagen, edelsten Freund erkennen? Lassen Sie den Irrthum fahren, die falschen Vorstellungen und Deutungen, zu denen ich bei meinem Ehrenworte! nicht des geringsten Anlasses mich schuldig weiß! Erblicken Sie das gute Wirkliche, verbannen Sie den falschen Wahn! Ich müßte ja wahnsinnig sein, Sie zu beleidigen. Bin ich das? Oder bin ich bösartig und gehässig? Und kennte die ganze Welt mich so, Sie, theure Mariane, kennen mich anders, Sie können nicht an meiner liebevollen Zuneigung', an meiner höchsten Achtung zweifeln: so viele Tage, Stunden, diese Zeilen selbst, sind Ihnen redende Beweise dafür!

Sehen Sie, Theuerste, wie ich es mache! Ich fühle mich auch gekränkt, durch die ungerechteste Beschuldigung, durch die unverdienteste Nichtanhörung, — aber ich trotze nicht, ich setze Mißverstand und Irrthum voraus, ich wende mich mit herzlichem Zutrauen zu Ihnen, weil ich Sie besser kenne und besser liebe, als daß ich einen verwirrten Augenblick, — und gern bekenn' ich meinen Theil an der Schuld der Verwirrung — für einen entscheidenden dürfte gelten lassen. Nein, so sei es nicht! Lassen Sie uns die Kraft unserer Bildung und Güte und Würde vereint anwenden, um dieses Dämonische zwischen uns zu vernichten!

Wüßte ich nur erst, wie Ihnen ist, was Sie machen, was Sie hoffen, ob Sie mir verzeihen? — Denn wer ist zuletzt unschuldig!

Darf ich zu Ihnen kommen? O Mariane, hören Sie

bei dieser Frage die Stimme meines Herzens und des Ihren. Seien Sie gut! Erkennen Sie Ihren Freund! Er ist Ihrer werth. Glauben Sie's!"

Marianens' Antwort war diese:

„Ich bin weder so edel, noch so gut, als Sie, denn ich bekenne, daß ich weder versöhnt im Herzen bin, noch vertrauensvoll zu Ihnen mehr aufblicken kann. Der gestrige Abend hat vollendet, was der vorhergehende begonnen. Mehr als meine schlechte Natur zu leisten vermag, kann ich auch, der Wahrheit gemäß, nicht verheißen. Wie Sie mich beleidigt, ist es mir nie geschehen, und nur das Uebermaß wirklicher Verzweiflung macht mich dagegen unempfindlich. Was ist Welt, was ist Meinung, gegen Seelenheil und Glück? und beides wäre mir verloren. Wir können uns versöhnen, aber wir müssen uns wieder entzweien, denn unsere Ansichten von Würde und Ehre, ja selbst unsere Empfindungen laufen sich entgegen. Die Hoffnung dennoch glücklich zu sein, ist eine thörichte, und glücklich werden wir beide nur sein, wenn wir uns losgeben. Ich habe jetzt keine anderen Gedanken, kein anderes Bestreben, und wollen wir es vereint, kann es auf edelste Weise geschehen! Nach meinem Gefühle, aufrichtig, hielt ich es für besser, wir sähen uns nicht eher, bis dieser Plan in jedem von uns zur Reife. Wollen Sie es anders, finden Sie mich zu Hause, denn ich bin viel zu krank, um Vormittag auszugehen. Seien Sie gefaßt, mich weder liebend noch versöhnt zu finden, ich bin es nicht, und kann es wahrscheinlich nie mehr sein. Ihr Trost sei, daß ich gar nichts denke, und auch nichts zu empfinden scheine, ja daß ich mich mit gleichgültigsten Dingen beschäftige. Jetzt weiß ich, wie man wahnsinnig werden kann. — Doch keine Vorwürfe. — Leben Sie wohl, und beruhigen Sie sich, Gott mag uns beiden verzeihen. Sind wir im Irrthum, so waren wir es schon zweimal, der zweite mag den ersten auflösen. Gott mit Ihnen!"

Ich aber beruhigte mich keineswegs. Ich eilte zu Marianen, bat sie um Aufklärung, um Gehör, doch je weicher ich war, um desto härter und bitterer wurde sie. Ich schrieb ihr auf's neue, ich kam abermals wieder; nach jedem Ver-

ſuche war das Uebel nur größer. Heyſe's litten ſchmerzlich in dieſen Vorgängen, ſie ſtanden mir treulich bei, ohne doch etwas thun zu können, ſie tadelten nur meine Beeiferung, mein Schreiben und Kommen; ſie riethen mir, Marianen einige Tage ſich ſelbſt zu überlaſſen, dann würde ſie am eheſten ſich beſinnen; meine Schwäche hingegen beſtärke ſie in ihrem Trotze. Daß ſie Recht hatten, ſah ich wohl ein, aber ich blieb in meiner Weiſe. Ueber den ganzen Zuſtand geben einige damals von mir beſchriebene Blätter, die nur Heyſe's zu ſehen bekamen, den treuſten Aufſchluß.

„Ich kann dieſen gräßlichen Tag nicht beſchließen, ohne mir ſein Ergebniß zu nochmaliger Betrachtung feſt vorzuhalten. Unſeliger Boden, den ich aufwühlen muß!"

„Vom frühen Morgen den ganzen Tag hindurch, beſeelte mich nur ein und daſſelbe Gefühl, die herzlichſte Zuneigung, die treuſte Geſinnung, die ſanfteſte Milde. Ich wußte Marianen gegen mich aufgebracht, ich hörte die feindlichſten, kränkendſten Reden von ihr, ich fühlte mich von ihr mißhandelt; nichts vermochte meine Empfindungen zu unterbrechen, die nur Freundlichkeit und Wohlwollen für ſie waren, in denen ich mich ſelbſt vergeſſen konnte, um nur an ihr Leid zu denken. Um jeden Preis hätte ich dies aufheben, lindern mögen. Wenn es auch ein bloßer Wahn iſt, eine mir unbegreifliche Einbildung, in der ſie irrig glaubt, von mir beleidigt zu ſein, ſo leidet ſie doch darum nicht weniger, ſagt' ich mir, und ſchrieb, ſprach und handelte dem gemäß den ganzen Tag. Bis zur ſchmachvollen Selbſtvergeſſenheit trieb ich die freundlichſte, liebreichſte Beeiferung, die ſtets mit Bitterkeit abgewieſen, die für das ganze Leben mit entſchloſſener Härte verworfen wurde. Dabei ſah ich doch manchmal Spuren, daß Mariane mich eigentlich nicht verlieren wollte, daß ſie den Faden völlig abzureißen doch noch zögerte. Hiedurch wurde meine Neigung nur um ſo lebhafter befeuert. Ich ſparte kein Bemühen, ich verſuchte jede Wendung, allein vergebens; gegen meine Weichheit wurde ſie jedesmal hart, und nur ſcheinbar etwas milder, wenn mein Sinn ſich härten wollte. Ich wußte keinen Ausweg mehr, und fürchtete nur, Marianens irres Thun würde bewirken, was ſie ſelbſt

nicht wollte; sie werde in mir alles ihr so lieb und gut Zugewandte zerstören, und dann, daß es geschehen, zu meinem Jammer und ihrem Leid, zu spät bereuen! Ich habe gegen diese Gefahr gerungen mit aller Liebe eines innig gerührten Gemüths, mit aller Weichheit der schmerzlichsten Theilnahme, ich habe gewarnt, gefleht, ich habe dreimal geschrieben, bin dreimal wiedergekommen, alles vergebens, ich fand nur Zorn, Haß, Herabwürdigung, ungerechte, mir unbegreifliche Vorwürfe, die verdient oder auch nur von fern veranlaßt zu haben meine reinste Besinnung mich gänzlich freispricht."

„Als ich das letztemal, am Abend, so wegging, da fühlte ich mich wirklich erschöpft, die bisher so ergiebige Quelle in mir verdorrt, die liebevolle Güte, den herzlichen Eifer ausgelöscht. Der Riß war geschehen, ich erkannte mit Schrecken die Veränderung. Ich nahm Marianens Erklärung, daß alles zwischen uns aus sei, für immer aus sein müsse und solle, in meine Seele auf; die Liebe lag ertödtet und wehrte nicht mehr, ich ließ den Ausspruch gelten und Besitz nehmen, ich mußte mich in seine endlich wahrgewordene, auch in mir mit Gewalt wahrgemachte Richtigkeit ergeben!"

„Ich muß nun auch meinerseits bestätigen: Ja, es ist alles zwischen uns aus! Was in mir zerstört ist, liegt zerstört, aber der Rest, der in mir noch lebt, ist schon frei von jeder Neigung, von aller Lieblichkeit und Wärme, die mich noch vor kurzem erfüllten. Es ist vorbei! Und mit der Hoffnung ist mir auch der Wunsch erstorben; ich bin nur müde und leer, aber nicht unglücklich!"

„Und wie find' ich mich nun zu Marianen in meiner Seele gestellt? Sehr sonderbar: ich betrachte sie mit Verwunderung, als eine reizende Lichtgestalt, die aber einem dunklen Gebiet angehört, das ich nicht verstehe! Ihre Wuth gegen mich, ihr ungerechter Wahn, ihr liebloses Spiel mit mir, nichts kränkt mich mehr; ich kann es ihr gern verzeihen, aber mir liegt nichts mehr dran es zu erörtern; sei es damit wie es sei, ich muß und kann es dahingestellt lassen. Wir sind einander wirklich schon fremd. So ist es, wenn es aus ist!"

„Um 6 Uhr wachte ich auf, erschrak einen Augenblick, besann mich, und fühlte mich gleich gefaßt. Ich sehe die Zerstörung von gestern in mir an, und finde wirklich umgestürzt, was stand; aber eben dies, daß nun wirklich in zerbrochenen Trümmern daliegt, was gestern noch durch drohenden Sturz ängstigte, beruhigt Sinn und Gemüth."

„Ich lasse nochmals das ganze Verhältniß vor meiner Seele zur Betrachtung aufsteigen, alle seine Entwickelungen an mir vorüberziehen, und durchforsche streng mein ganzes Benehmen, ich finde mich darin ganz vorwurfsfrei, und wüßte noch heute nicht, wie ich es anders und besser hätte einrichten können. Ich weiß von nichts Gemeinem, Unedlem; ich habe mich aufrichtig, wahr, voll unbegränzten Zutrauens erwiesen; entgegenkommend, freundlich und gefällig, war ich nur zu sehr, niemals zudringlich oder unfein; wenn ich bei diesem Benehmen dennoch mißfällig werden konnte, so ist es klar, daß nicht mein Benehmen, sondern meine Natur, meine Persönlichkeit den schlimmen Eindruck verschulden muß, und da bleibt freilich nichts zu thun, als das Unvereinbare auseinander zu halten, spräche in meinem Herzen, in meiner einseitigen Neigung auch noch so stark der Wunsch und die Möglichkeit der Vereinigung!"

„Die Beleidigungen, von denen Mariane spricht, sind mir unauflösliche Räthsel, ich begreife sie durchaus nicht. Ich weiß es gewiß, und Gott weiß es mit mir, daß weder eine solche Absicht in mir sein kann, noch irgend eine solche Beleidigung geschehen ist. Ich kenne Marianen genug, und weiß, daß sie großen Verstand hat; wie ist es möglich, daß diese Gabe hier plötzlich unwirksam wird? Ich vermag es gar nicht zu denken, daß sie meine Worte so entsetzlich mißverstehen, ihnen einen falschen Sinn so gewaltsam andichten kann. Daß sie in solchen Wahn verfallen, in solchem Wahn sich gehen lassen kann, ohne die offenbare Wahrheit zu sehen, die liebreichste Aufklärung anzunehmen, dies muß wahre Krankheit zum Grunde haben, oder es liegt eine andere, geheime, vielleicht von ihr selbst nicht gekannte Triebfeder dabei versteckt."

„Das Letztere wird mir immer wahrscheinlicher. Daß

ich gute Eigenschaften habe, daß ich ihr herzliche Neigung entgegen bringe, ihr wenn auch keine glänzende, doch achtbare Verhältnisse anbiete, davon ließ Mariane sich einen Augenblick rühren und hinreißen, so erklär' ich mir ihre Einwilligung zu unserer Verbindung. Bei fortgesetztem Umgang aber, der mich nur liebevoller und inniger machte, scheint sich ihr doch nur das Gefühl der Fremdheit und des Unvertrauens zu mir befestigt zu haben. — Ich muß fast nothgedrungen dem Gedanken Raum geben, daß irgend ein geheimes Gebrechen, ein Zustand, den sie zu offenbaren scheut, und dessen Entdeckung sie fürchtet, daß ein solcher Grund sie zu dem seltsamen unbegreiflichen Benehmen geführt hat, durch welches unser Verhältniß, nach ihren standhaften Erklärungen, nun wirklich aufgelöst sein muß. Wäre diese Vermuthung richtig, so könnte ich Marianen nur innig beklagen, nicht besseres Zutrauen zu mir gehabt zu haben, da ich mich des höchsten würdig fühle, und keines jemals sie bei mir gereuen dürfte!"

„Eines aber bleibt mir dennoch völlig unerklärbar. In allen Aufwallungen Marianens, in den vollen Ausbrüchen des Zorns gegen mich, bei den stärksten, wiederholtesten Verneinungen, den unwiderruflichst hingestellten Entschlüssen, machte mir immer ein geheim durchgehendes Etwas, ein leiser Zug von innerem Lebensschimmer, den Zweifel rege, ob es wirklich entschiedener Ernst sei, daß wir uns trennen sollen! Ist in Marianen in der geheimsten Tiefe des Gemüths doch noch ein anderer Wille wirksam, als der jetzt an die Oberfläche gedrungene, den sie ausspricht, hat sie in der innersten Seele doch noch einen Vorbehalt bewahrt, nicht auf mich schon völlig verzichten, nicht mich durchaus verwerfen zu wollen: so muß ich sie und mich nur um so trauriger wegen dieses Spieles von Widersprüchen beklagen, in denen doch nun in der That alles vernichtet worden!" Der Faden, den sie spannte und spannte, den sie zerreißen zu wollen behauptete, und vielleicht doch nicht wollte, der ist nun wirklich abgerissen, die Enden liegen da! Und so hätte die unseligste Verwirrung ein Ergebniß herbeigeführt, wie sonst nur dem sündlichen Spiele leichtsinniger Koketterie zur harten Strafe verhängt zu werden pflegt!"

„Fern sei es von mir, Marianen dieses Spieles zu beschuldigen! Was ich in ihr nicht verstehe, hülle ich mir lieber in Unerklärbarkeit ein, als daß ich übereilte Deutung versuchte. Auch alles Obige gilt mir nur als einstweilige Vorstellung, die jeder Berichtigung offen bleibt. Ueber alle Gedanken, Meinungen, Annahmen und Klügeleien hinweg erhebt sich unverwüstlich doch zuletzt immer wieder der Eindruck der Person, und diese steht mir unverändert als dieselbe da, nach dem Bruche wie vor demselben, und ich brauche den Blick weder um ihret- noch um meinetwillen abzuwenden. Ich erkenne mit durchdrungener Achtung Mariauens sittlichen und geistigen Werth, ja ich habe mitten in den Stürmen, in denen wir gescheitert sind, nur immer größere Eigenschaften in ihr entdeckt, mehr Freiheit, mehr Sinn und Stärke, als ich von ihr schon vorher wußte. Die große Liebenswürdigkeit ihres inneren Wesens und ihrer äußeren Erscheinung besteht mir ungetrübt, die mir unbegreiflichen Züge können die sichtbaren und thätigen schönen in meiner Aufnahme nicht schwächen. Ich widme ihr nach wie vor die höchste Anerkennung, den wärmsten Antheil, das aufrichtigste Wohlgefallen. Ich hege die redlichsten Wünsche für ihr Glück, und ich weiß nichts, was mir in der Welt noch größere Befriedigung gäbe, als sie wahrhaft glücklich zu sehen. Auf die Gesinnung und den Eifer eines Freundes in mir darf sie Zeitlebens rechnen, und jeden Beweis davon fordern. Ja, dies alles besteht noch, und wird bestehen; aber schon ganz ohne allen persönlichen Rückbezug auf mich selbst, ohne Wünsche, ohne Erwartung. Alles, was dieser Art bestand, ist gestern vernichtet worden; als ich das letztemal wegging, fiel wirklich das letzte Blatt dieser Blüthe, was ich hatte, war erschöpft, mehr ist nicht dagewesen, irgend Einmal ist alles zu Ende!“

„Genug nun! Auch dem Schmerze, den ich empfand, ist die Kraft gebrochen, und das Schlimmste seit gestern schon überstanden. Ich fühle meinen Sinn leichter und freier, und auch das Herz wird aus dem Schutt hervorringen: Gottlob, ich scheide mit reinem Bewußtsein aus diesen Vorgängen, die, wenn sie in meinen Jahren auch als eine Verirrung erscheinen, mir gleichwohl keine Reue auferlegen.“

„Als ich gestern Marianen das letztemal sah und sprach — es waren nur wenige Augenblicke, da sie mir sogar meine Gegenwart zum Vorwurf machte — befand ich mich in einer der höchsten und glücklichsten Stimmungen, deren ich mir in meinem Leben bewußt geworden bin. Ich fühlte mich erhaben über alles Kleinliche, das Tagesleben mit allen seinen Wirrnissen kam mir gering vor, ich sah nur reine, innere Bezüge des Geistes, des Gemüthes, das ächte Dasein des Menschen. Alle Störung zwischen Marianen und mir kam mir als kindische Thorheit vor, sie schwand in ein Nichts dahin, als die größte Unwahrheit, als gar nicht mehr zu finden. Wie befreit von einem bösen Traum glaubt' ich auch die Freundin aufwecken zu können, im frischen, glücklichen Wachen den ängstigenden Traum zu vergessen, oder nachsinnend, aber schon bezuglos für den neuen Zustand, den entschwundenen zu betrachten. Mein Herz war offen, die reinste kindliche Gesinnung strömte aus ihm, das liebevollste Zutrauen, die edelste Aufforderung redete Marianen an! Da war es, wo der entscheidende Schlag geschah, der letzte Funken erlosch, er hatte seine letzte Nahrung aufgezehrt." —

„Nun bin ich wieder allein. Und doch nicht da, wo ich war, sondern anders gestellt; reicher an Erfahrung, und ärmer an Ertrag. Ich grolle Marianen nicht; ich wünsche nur, nicht auch sie bedauern zu müssen! Doch das Leben ist kurz, und also auch jedes Leid, das nur in ihm liegt. Möge der beste Segen ihr werden! Dies sei mein Scheidewort!"

„Wäre ich gestern minder weich und nachgiebig gewesen, hätte ich dem treusten Herzensdrange mit klugem Verstande widerstrebt, so würde Marianens letztes, mich keineswegs erfreulich berührendes Billet, der Faden des Zusammenhanges, und leider auch des Mißverständnisses, sich doch weiter gesponnen, und gewiß noch auf viele folgende Tage erstreckt haben. Wäre ich dem Rathe gefolgt, und gestern weggeblieben, so hätte freilich die letzte Begegnung am Abend nicht Statt gefunden. Ich sehe aber ein, daß diese meine scheinbare Schwäche meine ächte Stärke war, und ich danke ihr mehr, als ich durch sie verlieren konnte. Andere Güter mag

man erlisten, erobern, erkünsteln, durch Hülfsmittel und Vortheile aller Art zu bewahren suchen; im Gebiete der Neigung und des Vertrauens können nur diese gelten, und der Gewinn, der nicht rein aus ihnen strömt, ist keiner."

„Ich glaube nun erst wieder recht an mich selbst. Ich habe mich im Vortheil der lautersten Aufrichtigkeit erhalten; und dieser allein macht, daß ich nach solchem Sturm und Bruch frei athme, und im gewohnten Gleise antheilvoll und thätig sein kann."

In welcher Selbsttäuschung ich diese letzten Worte geschrieben hatte, sollte mir bald kund werden. Gefaßten Muthes und Glaubens wollt' ich eben einen Brief an Heyse schließen, worin ich denselben Sinn ausgedrückt hatte, und der ein Abschiednehmen vorstellen sollte: als ganz unvermuthet ein Billet von Marianen eintraf! Ich erschrak, weil ich nur heftigere Vorwürfe und schnöderes Lossagen erwarten konnte, und las mit Staunen folgende Erklärung.

„Wenn mir die vielen Schritte, die Sie zu unserer Versöhnung gethan, und deren Grund ich im tiefsten Herzen, trotz aller Mißstimmung, anerkenne, eine Bürgschaft sein dürften, daß sich traurige Szenen der Art, wie wir sie erlebt, nicht wiederholen werden, so ergriffe ich noch einmal die mir dargebotene Rechte, Gott bittend, daß er mich lehren möge, wie man vergesse, was man längst verziehen. Wie schrecklich wäre es aber für unsere ganze Lebenszeit, könnten wir die Gemüther nicht harmonisch stimmen, und müßten wir täglich uns wiederholen, daß wir uns in einander, in uns selbst geirrt. Ihnen rechne ich dabei nichts zur Schuld, Sie haben mit Ehren eine lange Probezeit bestanden, ich aber soll in reifen Jahren ein Noviziat beginnen, und fühle die Kraft nicht, ein Gelübde auszusprechen, dessen Heiligkeit ich verehre, und das mir jetzt schon unerträglich scheint. Nicht mein Unglück berücksichtige ich dabei, das Ihrige mehr noch, denn Sie haben einen Maßstab von Glück, den Sie jeden Augenblick zu meinem Nachtheile anlegen können; ich bin nie glücklich gewesen, aber zufrieden in wohlgeordneter Freiheit. — Ihnen, als Mann ist es möglich, in reifen Jahren noch die Glut des Jünglings zu empfinden, mir war

sie ewig unbekannt, und vergebens würde ich mich bemühen, meiner Neigung zu Ihnen einen anderen Karakter beizulegen, als den der wärmsten Freundschaft. Damit hoffte ich Ihnen Genüge zu leisten, weil ich nur eben so viel und Ihre Achtung von Ihnen forderte. Sie haben mich mehreremale darauf hingewiesen, und auch darin sehe ich Ihr Wohlwollen, Ihre Besorgniß für meine Zukunft, daß ich beim Rücktreten vielleicht später manches zu bereuen haben würde. Das will ich nicht läugnen, obgleich keine Rücksicht weltlicher Bedingungen mein Jawort bestimmt. Doch wäre dies auch der Fall, mein Gewissen würde mich immer freisprechen, und jemehr ich nach außen opferte, jemehr gewönne ich an Selbstachtung und innerer Zufriedenheit. — Wenn ich also, lieber Varnhagen, Ihre Hand abermals ergreife, und ich Sie nochmals vertrauensvoll an meine Brust drücke, so bedenke ich nicht, was ich außer Ihrer Liebe gewinne, sondern daß ich Ihrer Liebe den höchsten Dank schuldig bin."

„Ich bedurfte gestern der ungestörten Ruhe, der eigenen Prüfung, der Zeit mich herzustellen, erschien ich Ihnen also unfreundlicher, als ich im Herzen war, so geschah es nur, mich vor großer Weichheit zu wahren. Bis um 1 Uhr muß ich vor aller Welt zu Hause sein, von da an bin ich es für Sie."

„Ich bin schmerzlich krank, und könnte, wenn wir uns allen Mißklängen entwirrt haben, den Tod für das höchste Glück halten. Gott weiß, wie ich darum angefleht. Leben Sie wohl! Gott mit Ihnen!"

Ich war wie erlöst, die gewähnte Fassung und Ruhe zerrann wie ein Nebel, und die ungestörte Neigung trat frisch und lebendig hervor; nichts war erloschen, nichts zerrissen! Ich lachte meines Wahnes, beglückt ihn dafür zu erkennen, schrieb an Heyse eine Nachschrift, und die nächsten Minuten fanden mich bei Marianen. Wir sanken einander in die Arme. Sie glaubte, ich würde nun ihr Vorwürfe machen, Erklärungen fordern, ja Bedingungen stellen, auch Heyse schien von meiner Seite nun Zögerungen und Schwierigkeiten zu erwarten: ich wollte nichts, als die Wiederkehr des innigen Vernehmens, und ließ allen thörichten Zwist vergessen

sein. Jetzt ergab sich erst recht, wie er gar keine Grundlage gehabt; ein bloßer Hauch, und er war nicht mehr, und wie niemals gewesen! Seltsam und nachdenklich erschien mir nur, was Mariane mir sogleich erzählte, daß schon am Abend vorher, da sie noch mit zorniger Bitterkeit mich abwies, das Vorhaben mir versöhnend zu schreiben in ihr reif war, und sie nur noch nicht über sich gewinnen konnte, dies mir so rasch zu sagen, und mich lieber in dem Gefühl unwiderruflichen Bruches noch einmal fortgehen ließ. Wunderbares Räthsel, das weibliche Herz! oder soll ich lieber menschliches sagen? — Auf die versöhnende Wendung hatte der Probst Fischer insofern Einfluß gehabt, als er die Klage Marianens, wir hätten einen Zwist, der uns trennen könnte, im Allgemeinen dahin beschieden hatte, sie möge das selbst gewählte Loos mit Geduld und Muth ertragen. Auch ein anderes Bekenntniß machte Mariane mir noch am nämlichen Abend: „Lieber Varnhagen", sagte sie, „die ganze Nacht habe ich schlaflos zugebracht, habe immerwährend mit Rahel gesprochen, wie meine Schutzheilige sie angerufen, mich ihrem Rath, ihrer Leitung untergeben, und sie innigst gebeten, sie möchte mich wie ihr Kind ansehen und führen!" Dies rührte mich unaussprechlich! Mir war es fast eben so geschehen, und dies beiderseitige Zutrauen zu der geliebten Freundin dünkte mich die schönste Heiligung unseres ganzen Verhältnisses.

Von dem Streite, den wir gehabt, blieb keine Spur; Vertrauen, Scherz, Innigkeit traten unmittelbar an die Stelle, wir behielten keinerlei Befangenheit. Wir besprachen unsere Angelegenheiten mit froher Eintracht. Ich hatte schon früher an Marianens Schwager Herz nach Frankfurt am Main geschrieben; ich schrieb nun auch an ihre Schwester Frohberg nach Wien; mit beiden Briefen konnte Mariane zufrieden sein, sie waren mit zartester Rücksicht abgefaßt, sie selbst wollte nun auch meiner Schwester in Hamburg schreiben. Von der Marquisin Arconati kam aus Bonn ein Brief mit Glückwünschen, sie wollte aber vor allem wissen, ob wir schon vor ihrer Abreise einig gewesen? Ich habe nicht erfahren, daß sie noch ferner an Marianen geschrieben, sie vor mir warnend, wie nachher vermuthet worden; dem Professor

Gaus aber theilte sie frühere Aeußerungen mit, die ich mir, ihrer Angabe nach, über meine nunmehrige Braut sollte erlaubt haben. Wäre letzteres damals an uns gelangt, wir hätten es besprochen und erörtert, wie wir über die scharfe Neugier der Marquisin scherzten.

Wir verlebten glückliche Tage in holder Eintracht; das Frühlingswetter begünstigte schöne Spazirfahrten, zu denen sich Heyse's mit uns vereinigten. Mein Anschließen an dies Familienverhältniß und meine Hinneigung zu den Kindern schien Marianen ganz besonders zu beglücken. Wir fuhren auch zusammen nach der Kopf'schen Anstalt vor dem Halleschen Thore, wo ich Marianen im stillen Glanz ihres Wohlthuns mehr als je schön finden mußte, und ihr erhöhte Achtung und Zuversicht widmete. Ihre gute Stimmung für mich mögen einige sonst unbedeutende Blätter um so sprechender bezeugen. Sie schrieb mir am 12. Mai, nachdem sie Abends vorher an Zahnschmerzen gelitten: „Es ist mir sehr leid, Ihret- und meinetwillen, lieber Varnhagen, daß ich nichts Tröstlicheres von der Nacht berichten kann. Ich konnte vor Mitternacht nicht zur Ruhe kommen, und habe nachher nur in Aphorismen geschlafen. Der Schmerz ist zur Stunde wie er war, oft von Blitzen unterbrochen, die alle Nerven erschüttern. Beunruhigen Sie sich nicht, dergleichen Mahnungen betrachte ich wie ein Bon soir für den Muthwillen, damit er mir nicht über den Kopf wachse. Ihnen geht es hoffentlich gut, und Husten und all dergleichen bleibt zu Hause, wenn Sie zu mir kommen. Seien Sie freundlichst gegrüßt, und meiner getreuesten Gesinnung überzeugt." Und am 15. Mai: „Dank dem Morphium, daß ich einige Stunden recht gut geschlafen, wenn auch, wunderbar genug, im dumpfen Bewußtsein heftiger Schmerzen. Es läßt sich der Tag aber heute besser an, und ich sehe ihm freudig entgegen, wenn Sie, lieber Varnhagen, wohl sind und heiter, und keine Erschöpfung von der Hitze fürchten. Vormittag gehe ich zwar nicht aus, aber ich wage kaum die Bitte, daß Sie gleiches thäten, weil ich nicht weiß, ob Sie liebende Besorgniß genug darin sehen werden, um die Bitte zu entschuldigen. Elischen habe ich heute schon auf dem Balkon gegenüber

flattern sehen, und habe Ihrer dabei gedacht. Sonst hat mich das Kind so wenig interessirt. Die Möglichkeit, daß sich alles so verändern kann, hat freilich viel Tröstliches, es kann aber auch ängstigen, wenn man sich das Veränderte wieder als verändert denkt. Nun Gott zum Gruße, und die Hand zum Schlagein! Die Ihrige M. S." Ich antwortete darauf unter anderm: — „Die flatternde Elise freut mich, und noch mehr die liebliche Mariane, die schön Theil nimmt, und ihre Theilnahme so erfreuend äußert! Ich küsse Ihnen die Hände, und fürchte keine Veränderung, denn jede muß eine günstige werden, wenn wir nicht auf das Schwindende, sondern auf das Kommende sehen, wie leid auch jenes uns oft thun mag. Ist solch flüchtiger Zettel, solch Papier und solche Feder wohl zu erbaulichen Betrachtungen eingerichtet? Ich höre auf! Aber die treusten Grüße, die herzlichsten und frömmsten Wünsche, die reinste Zuneigung, seien hier niedergelegt, und den lieben Handschlag halt' ich für immer fest."

Inzwischen rückte die Zeit, welche wir für unsere Verbindung angesetzt, allmählig näher, und ich hatte mancherlei, sowohl für die Trauung, als für die Reise, die ihr folgen sollte, zu veranstalten. Ich erfreute Marianen ungemein, daß ich unter den meinerseits zu wählenden Trauzeugen auch den Doktor Becker nannte; daß dies insgeheim, sagte sie, ihr lebhafter Wunsch gewesen, würde sie nie verrathen haben, wenn ich demselben nicht so erfreuend begegnete. Becker kam wegen ihres Unwohlseins täglich, und war ihr sichtbar äußerst werth als Arzt und als Freund. Viel weniger hielt sie auf seine Frau, für die sie jedoch das gütigste und vertraulichste Benehmen hatte; sie fand, daß Becker durch ein so unbedeutendes Wesen in nichts gefördert werde, wohl aber in vielem gehemmt, sie erklärte diese Frau für durchaus nichtig, ja für dumm, und zwang mich beinahe, zur Bestätigung dieses Urtheils, aufmerksam auf dieselbe zu sein, eine Forderung, welche mit der anderen, mich recht liebenswürdig gegen sie zu bezeigen, gar nicht sehr im Widerspruch zu stehen brauchte.

Leider nahm das Unwohlsein Marianens immer zu, die Zahnschmerzen kehrten jeden Tag regelmäßig wieder, und es

zeigten sich Anfälle von kaltem Fieber damit verbunden. Möglich, daß außer den genannten noch andere Uebel das Leiden vermehrt, und das Gemüth durch beunruhigende Vorstellungen getrübt haben. Auch meine Gesundheit war in diesen Tagen vielfach angegriffen, und ich fühlte mich oft sehr niedergeschlagen. Ich schrieb darüber an Marianen: „Unsere Vereinigung wird solche Tage erheitern, solche Zustände mildern, erträglich machen, wir wollen gutes Muthes bleiben, und voll Hoffnung und Vertrauen. Ich habe zu Dir ein gränzenloses! Das Deine will ich mehr und mehr gewinnen und rechtfertigen.“ Wir hatten angefangen uns Du zu nennen, wenn wir allein waren, und in Briefen; Mariane zuerst hatte es angeregt und versucht.

Die kirchlichen Verhältnisse nahmen in dieser Zeit Marianen lebhafter in Anspruch durch die Verkündigung, daß der Bischof von Köln während seiner Anwesenheit in Berlin das Sakrament der Firmung austheilen würde. Sie wollte die wünschenswerthe Segensgabe nicht versäumen, und hatte deßhalb mannigfache Vorbereitung, in stiller Meditation und öffentlicher Andacht. Ich respektirte mit Ernst und Sorgfalt alle Bezüge dieser Art, und Mariane hinwieder wurde damit nie aufdringlich. Doch dünkte mich diese religiöse Aufregung sehr unzeitig mit den körperlichen Leiden zusammen zu treffen, und beide konnten dem Gemüth schwerlich eine Stimmung fördern, welche für unsere nahe Verbindung besonders günstig gewesen wäre.

Im Gedränge dieser Zustände fand ich Marianen am 21. Mai nach einem harten Fieberanfall sehr niedergeschlagen. Sie bekannte mir, daß es vom Gemüth herkomme; ihre Worte waren sanft und liebenswürdig, voll innigen Zutrauens, der Inhalt aber für mich peinlich und beunruhigend. Sie sei immerfort, sagte sie, in namenloser Angst, sie bäte jede Nacht Gott, er möchte sie zu sich nehmen; sie möchte jeden Tag davonlaufen; sie mache sich Vorwürfe, daß sie das Alte aufgeben und Neues beginnen wolle; sie fürchte sich unaussprechlich vor den Bedingungen des künftigen Zustandes; sie könne nicht zärtlich sein, ich solle auf ihre Zärtlichkeit verzichten; sie denke an vertraute Nähe wie an ein Gräuel,

eine Schändlichkeit; ich solle ihr versprechen, auch nach der Trauung nicht sogleich Rechte haben zu wollen, und andere Worte der Art, die eine gewaltsame Zerrüttung andeuteten. Ich redete ihr liebreich zu, und konnte sie wirklich beruhigen, durch zarte sowohl als ernste Worte, welche die Versicherung enthielten, unser Umgang solle nie durch Unbescheidenheit verletzt werden, und die Gestalt unserer Verbindung würde für mich mehr durch den Grund unseres gegenseitigen Zutrauens bedingt werden, als durch die kirchliche Zeremonie. Mariane küßte mir gerührt und dankbar die Hände, indem sie weinte, und mich ihren liebsten und besten Freund nannte. Mir aber war unheimlich zu Muth, und ich fürchtete, solch düsteren Wolken noch manchen Guß entstürzen zu sehen.

Doktor Becker kam, als Arzt nachfragend, etwas zerstreut und eilig; er wollte seine Frau aus einer Gesellschaft abholen, und dann arbeiten. Ich war ganz gut mit ihm, doch weder redselig noch vergnügt, wozu auch gar kein Anlaß war. Als er sich entfernt hatte, war Mariane sehr unzufrieden, daß ich nicht heiterer sei, nicht wenigstens so geschienen habe; ob Becker denken solle, ich sei unglücklich neben ihr, und wohl gar es erzählen, er habe mich sehr verstimmt gesehen! „Du weißt, liebe Mariane," versetzte ich, „welchen traurigen und lastenden Betrachtungen Du mich überliefert hast; natürlich bin ich dabei nicht heiter und aufgeweckt; doch hab' ich gegen Becker alle Artigkeit beobachtet, und höchstens, wenn er überhaupt darauf gemerkt hat, was ich noch bezweifle, mag er sich denken, ich sei mit irgend etwas beschäftigt!" Wirklich brauchte ihm gar nichts aufgefallen zu sein, und ihm konnten hundert andere Dinge näher liegen, als die oberflächliche Neugier: wie gerade dieser einzelne Augenblick unter den vielen unseres Zusammenseins sich schattire. Mariane jedoch konnte sich von der Vorstellung nicht losmachen, sie sei dabei in unvortheilhaftem Lichte erschienen. Ich warf ihr endlich vor, anstatt daß sie an mir Theil nähme, meiner schmerzlichen Empfindungen gedächte, in welche sie doch selber mich versetzt habe, fordere sie die plötzliche Verläugnung meines ganzen Zustandes, um des geringfügigsten Eindrucks willen, den ein Dritter vielleicht kaum beachtend davon haben

könnte. Unsere Erörterungen führten weiter, doch zu versöhnlicher Wendung, es flossen Thränen; ich ging aber früh nach Hause, weil ich der Ruhe bedürftig war, und den ferneren Redelauf abzubrechen wünschte. Dennoch sollte über diesem armseligen und schon versöhnten Zwist unser ganzes Verhältniß zusammenstürzen!

Ich schrieb am folgenden Morgen folgendes Billet: „Was darf ich von Deinem Befinden zu hören hoffen, liebe Mariane? war Deine Nacht schmerzlos und schlafreich, wie ich sie Dir aus vollstem Herzen erfleht? Möchte ich Tröstliches vernehmen? Ich habe mit Gedanken und Empfindungen zu ringen gehabt, die ich nicht ohne Thränen beruhigen konnte. Du hältst dies für Schwäche, theure Freudin, ich nicht! Und wenn ich es dafür hielte, damit wäre nichts gewonnen. Es liegt etwas zwischen uns, was uns noch trennt; aber es ist ein Gemeinsames, laß es uns auf uns nehmen, und vereint tragen, so verbindet es uns! Diese Last, die uns als Aufgabe gesetzt ist, sind unsere Stimmungen, die so natürlich, so gerechtfertigt sind, ja gar nicht fehlen dürfen, wenn wir wirklich die Personen sind, für die wir uns bisher gehalten. Ich liebte Dich gestern innig für Dein Vertrauen, Deine Aufrichtigkeit, wenn mir auch der Inhalt Wehmuth und Schmerz erregen dürfte! Doch weg mit allen Erörterungen! Hier gilt ganz anderes, als Rechthaben! Bist Du mir gut? hast Du Vertrauen zu mir? liebst Du es, wenn ich bei Dir bin? Kannst Du dies bejahen, so ist alles andere gleichgültig. Von Deiner Seite darfst Du mir nicht einmal solche Frage stellen, Du weißt die Antwort so gut, wie ich selbst!"

Von Marianen empfing ich ein Blatt, das zum Theil vor Ankunft des meinigen geschrieben war. Es lautete:

„Es ist mir heute wichtiger zu erfahren, wie es Dir geht, liebster Freund, als zu berichten, wie ich die Nacht verbracht. Ich habe Dich gestern in wahrem Seelenschmerze scheiden sehen, und fand es doch natürlich, daß Du allein sein wolltest, weil Du betrübt warst. Daß ich diese Betrübung veranlaßt, thut mir herzlich leid, aber wie sollte ich sie vermeiden, wenn Du Aufrichtigkeit von mir forderst, und ich mit vollem Vertrauen sie Dir unbedingt gestatte. Ich

glaube, wir haben Unrecht, der Zeit in allen Ereignissen vorzugreifen, der Moment ist oft gewaltiger, als alle vorhergefaßten Pläne, oder gemachte Ueberlegungen. Wir sind bereit, Leid und Freud, was uns das Leben noch bringen kann, in treuer Freundschaft zu theilen, und so laß uns denn, ohne zerstörende Gespräche, die nur Besorgnisse erzeugen, den Weg betreten, den Gott segnen wird, wenn wir uns seiner Gnade würdig machen."

„Bis 2 Uhr habe ich geschlafen, dann keine Minute mehr, vor Bangigkeit und schweren Gedanken, aber Fieber und Schmerzen habe ich nicht gehabt. Heute ist es in den Zähnen unruhig, doch bis jetzt auszuhalten. Vielleicht bleibt es heute gut, und dann habe ich wenigstens kein Wechselfieber zu befürchten. Sehr leid ist es mir, daß Dir das schöne Wetter durch mich verloren ist, aber komm nur, ich will alles thun, Deinen und meinen Himmel zu erheitern. Wenn es sehr heiß wird, möchte ich Dich bitten, Vormittag nicht auszugehen, ist es Dir aber Bedürfniß, mich zu sehen, so nimm einen Wagen. Lebe wohl, mein bester Freund, habe Vertrauen zu mir, wie ich vertrauensvoll zu Dir aufblicke! Gott mit Dir. Deine getreue M. S."

„Obige Zeilen hatte ich geschrieben und schon gesiegelt, ehe Dein Bote kam. Daraus erkenne, daß ich Deine Empfindung anerkenne, sie Dir nicht streitig mache, und nur traure, daß ich sie, der meinigen zufolge, Dir geben mußte."

„Sei getrost, wir sind uns zugethan, Jeder dem Anderen nach seiner Art, und was noch Geheimnißvolles zwischen uns liegt, die Zeit wird es hinwegnehmen, und uns in uns über uns aufklären. Der Schmerz, den wir empfinden, ist ein Grundbesitz, den wir uns nicht wollen streitig machen. Es sollen die vereinten Wappen unserer erleuchteten Gefühle werden. Gott segne Dich. Ich bin Dir gut und treu bis in den Tod."

Die gute Gesinnung hatte sich leider im Schreiben erschöpft; die persönliche Gegenwart gab wenig mehr davon zu erkennen. Mariane schien es zu bereuen, mir so liebevoll geschrieben zu haben, und meine Stimmung nährte nur ihren erneuten Trotz. Sie verbreitete sich in stolzen Redensarten

von Würde, von Sittlichkeit, gab mir Grundsätze schuld, die sie erschrecken müßten, und ein Betragen, das sie nicht dulden dürfe. Zu keiner dieser Beschuldigungen war der geringste Anlaß; aber sie wollte mir ein großes Unrecht aufbürden, und sie raffte zu diesem Zweck alles auf, was von jetzigen und früheren Aeußerungen zu willkürlichen Mißverständnissen zu gebrauchen war. Ich versuchte erst die freundliche Güte, das liebevollste Zureden; endlich empörte mich die Ungerechtigkeit und Härte; ich sagte ihr, diese Laune sei schrecklich, sie versündige sich an uns beiden, mich wolle sie häßlich sehen, ohne Grund und Noth, sich selber zeige sie nicht schön; sie möchte nur für mich einen kleinen Theil der Rücksicht und Schonung haben, die sie an das dumme Volk so reichlich verschwende. Jetzt wurde sie erst aufgebracht, sie wiederholte mit feindseliger Heftigkeit die früheren Ausdrücke, daß unsere Verbindung eine Thorheit, ein Frevel sei, ein verzweiflungsvolles Unglück, ihre Tugend und Keuschheit sei ein Schatz, den sie nicht verlieren wolle; sie könne keinen Mann lieben, am wenigsten mich. Dann dürfe sie freilich nicht an Heirath denken, erwiederte ich, denn man heirathe keine bloßen Verhältnisse, sondern Personen. Sie aber fuhr fort, mir Vorwürfe zu machen, ich hätte niemals eine honette Frau gekannt, ich wüßte nicht mit einer solchen umzugehen, ich hätte nie aufgehört sie zu beleidigen. Es wurden frühere Aeußerungen ganz verkehrt und entstellt, und sollten nachträglich als Beleidigung geahndet werden, nachdem sie so lange nicht dafür gegolten hatten; als wenn Beleidigungen gleich unreifen Früchten erst durch Aufbewahren zeitig würden! Ich war außer mir über diese Vorwürfe, zu denen es auch nicht den Schatten eines Grundes gab; ich wußte nicht mehr, was ich von Marianen denken sollte. Nie hatte ich mir die geringste Freiheit erlaubt, nie eine Zweideutigkeit gesagt, nie ein anstößiges Wort ausgesprochen, nicht einmal solche, als ihr selber jetzt widrig entfuhren! Ich rief sie zur Besinnung auf, allein vergebens! Sie drohte — völlig eben so ohne Anlaß — aus dem Zimmer zu gehen, sich einzuschließen, und wies mich endlich gebieterisch fort, mit Scheideworten für immer! — Mir blieb nichts übrig, als wirklich zu gehen;

doch warnte ich sie vor den gräßlichen Unwahrheiten, in denen sie sich verstocke, und rief ihr zu, sie möchte nicht vergessen, auf welche Worte ich ginge, und es würde sie noch gereuen, sie gesagt zu haben.

Läßt ein solcher Auftritt sich begreifen? Ich vermocht' es nicht, und vermag es jetzt noch nicht. Dergleichen zu erleiden, führt dem Wahnsinn noch näher, als es auszuüben; man glaubt die Wahrheit und Vernunft müsse ihre Macht beweisen, und findet sich ohnmächtig mit ihnen. Ich trug meinen Schmerz zu Heyse's, die durch meine Erzählung und noch mehr durch den Zustand, in welchem sie mich sahen, ganz erschüttert wurden. Sie konnten so wenig als ich den Zusammenhang dieser Sache finden. Einige Stunden vorher diese Verheißung von Glück, dieser liebevolle Sinn, diese beruhigte Aussicht, und gleich darauf ohne neues Begegniß, ohne Wechsel der Umstände, dieser Sturm, diese Leidenschaft und Gehässigkeit! Ich gerieth auf die abentheuerlichsten Vorstellungen, ich fragte, ob Briefe eingegangen, ob Besuche dagewesen, beides wurde verneint; bisweilen drängte sich mir der Gedanke auf, meine Schuld sei nur, gerade alles unterlassen zu haben, was mir als verübt nun fälschlich vorgeworfen wurde! — Was aber jetzt zu thun? Die betrübten Freunde wußten keinen anderen Rath, als daß ich für den Augenblick mich schweigend zurückhielte, und die Tobende ihrer eigenen Besinnung überließe, die hoffentlich bald, und auf diese Weise am schnellsten, eintreten würde.

Ein paar Tage gewann ich es über mich, diesen Riß bluten zu lassen, ohne seine Heilung zu versuchen. Ich ging nicht zu Marianen, und schrieb ihr nicht, auch von ihr kam keine Botschaft. Sie war indeß, wie ich erfuhr, mäßiger geworden; ich dachte sie mir leidend, ich fühlte mich gedrungen zu ihr zu gehen. Sie nahm mich sogleich an. Ich sprach zu ihr mit sanfter Festigkeit, und sagte, wenn wir von einander scheiden müßten, wollten wir es mit aller Milde und Ruhe thun. Mariane erwiederte heftig, wir hätten nichts mehr mit einander gemein, ich solle mir keine Hoffnung machen, sie je zu besitzen, wir seien für immer getrennt. Diesmal blieb ich durchaus gelassen, und ließ mich durch

keine Ausbrüche aufreizen. Mariane war von widersprechenden Antrieben unsicher bewegt. Schien ich auf ausführliches Gespräch einzugehen, so meinte sie, es sei genug, wir hätten uns nichts mehr zu sagen. Wollte ich mich fortbegeben, so hielt sie mich auf. Sie rühmte, noch wisse kein Mensch von unserem Zwist, außer Heyse's; sie habe selbst Becker noch nichts davon gesagt, sondern seine dringenden Fragen abgewiesen. Des Anstandes wegen, meinte sie, müsse sie mir noch kurze Besuche gestatten, bis wir unsere Trennung bekannt werden ließen. Ich sah hierin eine Bestätigung dessen, was ich damals ganz entschieden hoffte, daß nämlich Mariane dennoch den Faden unseres Verhältnisses in der Hand behalten wolle, und sich nach ausgetobter Irrung mir wieder zuwenden würde.

Am nächsten Tage bekam ich von ihr folgenden Brief:

„Wundern Sie sich nicht, Herr von Varnhagen, daß ich nach unserem letzten Gespräche mehrere Tage habe vorübergehen lassen, ohne Sie in Kenntniß meiner Gesinnung zu setzen. Es bedurfte dieser Frist nicht, meinen Entschluß zu besiegeln, der schon, als Sie mich verlassen, unwiderruflich fest in mir stand, aber es fehlte mir an körperlicher Kraft, nach mehreren Fieberanfällen, und anhaltenden Schmerzen, um ruhig und gesammelt ein letztesmal mit Ihnen zu sprechen. Ob ich nun heute schon dazu geeignet bin, wird die Folge lehren, indessen erbitte ich mir von Gott die nöthige Ruhe, um mit Würde ein Verhältniß zu lösen, dessen mögliches Bestehen Sie und mich nur in eine qualvolle Ungewißheit versetzen müßte."

„Als ich Ihnen, Herr von Varnhagen, mein Jawort zu unserer Verbindung gab, gelobte ich dem Allmächtigen, Ihnen und mir, Ihnen in Freud und Leid und bei jeglichem Ereignisse des Lebens eine treue Freundin zu sein, und alle dahin einschlagenden Pflichten unverbrüchlich zu erfüllen. Mehr vermochte ich, weder meiner Empfindung, noch meinen vollreifen Jahren nach, Ihnen nicht zu verheißen, und schien Ihnen das damals zu genügen, so hoffte ich wiederum in Ihnen, für den Abend meiner Tage, einen bewährten Freund, eine sichere Stütze gefunden zu haben. Wie sehr mußte es mich

daher befremden, ja mit welcher Bestürzung mußte es in mir klar werden, daß Sie noch die jugendliche, tändelnde Geliebte in mir sahen und voraussetzten, und daß Sie meinten die Leidenschaftlichkeit Ihres Gemüthes auch auf mich übertragen zu können. Doch weit entfernt dies zu bewirken, bin ich mit größter Scheu in mich zurückgekehrt, wozu die Heftigkeit Ihres Temperaments und die widrigen Auftritte, denen ich mich ausgesetzt sah, das Meiste beitrugen. Daß nun Szenen der Art, wie sie nie unter wahrhaft gebildeten Menschen sich zutragen sollten, binnen eines vierwöchentlichen Brautstandes, dreimal und immer und immer unwürdiger sich wiederholen konnten, ist insofern ganz meine Schuld, daß ich schon bei der ersten die Ueberzeugung in mir hätte festhalten sollen, daß die Verschiedenheit unserer Glaubensansichten und die Disparate unserer Karaktere zu keiner ehelichen Verbindung geeignet seien. Wie viel ich nun, einmal erschreckt, späterhin zu unserer gegenseitigen Verstimmung beigetragen, wäre hier zu weitläufig zu untersuchen. Aber wenn ich auch gestehe, daß ich Sie vielleicht durch andere Behandlungsweise anders gestimmt hätte, so liegt eben in der Unmöglichkeit, dies bei dem redlichsten Willen in's Werk zu setzen, meine ganze Entschuldigung. — War ich thöricht genug, in unserer Vereinigung ein Glück zu erhoffen, so rechtfertigte ich mich von selber, durch den Wahn, in dem ich stand, daß Sie, nach so vielfach Erlebtem, in eben so ernster und heiliger Verfassung des Gemüthes sein müßten, als ich es war. Jetzt ist auch diese Täuschung von mir gewichen, und keine weltliche Rücksicht, keine Gewalt des begütigenden Wortes, kann und wird mich von dem Vorsatze abbringen, mein Leben, fortan, einsam und allein zu beschließen."

„Ihre Verhältnisse, von denen Sie mich unedlerweise geblendet glaubten, konnten nur als freundliche Zugabe wünschenswerth mir scheinen, so lange ich in Ihnen den Freund zu achten hatte; und wenn ich nach allem, was schon vor der Schlußszene vorgefallen war, noch eine Minute kämpfen konnte, so galt dies gewiß nur der Freundschaft, die ich aufrichtig für Sie hegte, als den Gütern, die Sie mir zu bieten haben. Ein in sich befriedigenderes Verhältniß, ein freieres

und anständigeres, als ich es im Hause meiner geliebten und verehrten Geschwister Ihretwegen aufgeben mußte, ja selbst meine schwärmerische Liebe für deren Kinder, der ich ja auch zum Theil entsagen sollte, konnten Sie durch Achtung und Wohlwollen mir vielleicht ersetzen, aber überbieten konnte Ihr Rang und Vermögen das nimmermehr. Doch nun ist von keinem Kampfe mehr die Rede; ich bin wieder frei, und wenn ich Gott mit Thränen dafür danke, hoffe ich auch die Seelenstärke zu gewinnen, die er, in den schwersten Stunden meines Lebens, mir jedesmal verliehen."

„Wie viel ich auf das Urtheil der Welt halte, wissen Sie, da Sie gegen Recht und Sitte auch diese Rücksicht mir beständig zum verletzenden Vorwurfe gemacht, aber was gilt mir die Meinung, was der Ausspruch der Menge, gegen die Ruhe meines Gewissens, gegen die Heiligkeit der Ueberzeugung, daß Gott nun und nimmermehr unser Bündniß gesegnet hätte, da Sie selbst in dem Seegen der Kirche, nach Ihrem Ausspruche, keine Heiligkeit erkennen."

„Indem ich mich also feierlich und förmlich von Ihnen lossage, kehre ich zu meinen Geschwistern und Freunden zurück, die, für meine Geisteshöhe, kein dummes Volk sind, und preise ich noch immer mein Geschick trotz des momentanen Schmerzes, wenn ich die Achtung dieser Theuren nicht entbehre."

„Mit dem Reste meines Lebens will ich sie wiederzugewinnen bemüht sein, und will die Thorheit des Augenblicks auch vor der Welt durch neue Anforderungen an ihre Achtung und Billigung auszugleichen suchen. — Bis jetzt habe ich, außer mit meiner Schwester, noch mit niemanden über dies traurige Ereigniß gesprochen, auch geschrieben habe ich noch nicht davon, und werde beides auch für's erste vermeiden können, da ich krank bin, und keinen Menschen annehme. Später, sobald es Fieber und Schmerzen gestatten, werde ich eine kleine Reise machen, zu der ich schon Manches, vorbereitend, eingeleitet habe. — Bestimmen Sie nun nach besserer Einsicht, was wir zu thun haben, um dem äußeren Anstand Genüge zu leisten, den ich ungern verletzt sehe, aber natürlich lieber, als mich und mein Gewissen.

Anbei erhalten Sie die mir zur freien Verwaltung für Arme vertraute Summe zurück, von der ich nun keinen Gebrauch machen kann. Was ich bis jetzt ohne Beisteuer für Kranke und Nothleidende gethan, bleibt mir unbenommen, wie es Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen wird, diese Summe zu verwenden. — Den 25. Mai 34. So weit hatte ich gestern geschrieben, als Sie kamen, mir Lebewohl zu sagen. Entrüstet, wie ich im Inneren sein mußte, konnte mich Ihr Anblick nicht begütigen. Heute ist es mir leid, daß ich Sie mit weniger Würde entlassen, als ich es mir schuldig war. Verzeihen Sie mir das, und empfangen Sie dafür jetzt, in aller Ruhe, mein letztes Scheidewort. Ohne Groll, ohne Bitterkeit sei es gesagt, ja ich weiß sogar, daß ich Ihnen das Beste wünschen kann, Frieden der Seele und ein ernstes Bemühen, durch Achtung, die Sie erweisen, auch die festzuhalten, welche man Ihnen schuldig ist. Und somit leben Sie wohl, wir waren beide von einem großen Irrwahn befangen, aus dem uns Gott gnädig gerettet, um uns vor größerem Unglücke zu bewahren. Mit nicht leichtem Herzen trenne ich mich von dem Andenken aus Rahel's Nachlasse, aber behalten kann ich nichts, was auch nur entfernt an unser bestandenes Verhältniß mich mahnt.

Gott mit Ihnen! M. Saaling."

Die Willkür in diesen Annahmen, die Vorsetzlichkeit der Mißdeutungen, und die künstliche Zurechtstellung des Ganzen, verursachten mir einen Widerwillen, wie ich bisher noch nicht empfunden hatte. In der That ließ sich nichts Verkehrteres ausdenken, als Mariane sich hier aufzustellen erlaubte. „Die jugendliche und tändelnde Geliebte" sehen zu wollen, ist mir wahrhaftig nicht in den Sinn gekommen; ganz im Gegentheil fürchtete ich stets diesen Anschein, und erinnerte täglich, scherzend und ernsthaft, an unsere Jahre, unsere Lebensstellung. „Die Heftigkeit Ihres Temperaments", ich wüßte jetzt keinen Menschen in der Welt, der hievon Zeugniß abgeben könnte, am wenigsten Mariane. Eine Mutter und Schwester hätte ich nicht ehrerbietiger behandeln können. Alle Vertraulichkeit ging stets von ihr aus; sie gab mir den ersten Händedruck, sie mir den ersten Kuß, die erste Umarmung, sie verlangte,

daß wir uns Du nennten. Mariane war es, die zu meiner Verwunderung oftmals Gegenstände berührte, deren ich nie erwähnt haben würde, und die ich genöthigt, nur ernst und kalt besprach. „Widrige Auftritte" gab es in dieser Beziehung, wie der Ausdruck hier steht, gar nicht zwischen uns; es müßte denn gemeint sein, daß ich, im Gegensatze einer Andeutung Marianens, „kein Mensch wisse und ahnde, wie liebevoll und zärtlich, wie ganz hingebend sie sein könne", für mich der Worte gedacht, die Haulet zu seiner Mutter spricht:

— — at our age
The hey-day in the blood is tame, it's humble,
And waits upon the judgment.

„Die Verschiedenheit der Glaubensansichten" entzweite uns im geringsten nicht, und wie ich den Eifer Marianens zur katholischen Kirche, so ließ sie meine Gleichgültigkeit vollkommen frei. Um Marianen geblendet von Verhältnissen zu glauben, müßten diese mir selbst glänzender dünken, als jemals der Fall war; hier, wie so oft nimmt Mariane das bedingt und gleichnißweise Gesprochene willkürlich als bestimmt gegen sie gerichteten Vorwurf; ein Verfahren, das in der Wiederholung, und wenn es nicht ohne Bewußtsein und Absicht verübt zu werden scheint, den Anderen zur Verzweiflung bringen kann. „Rang und Vermögen" erscheinen hier in traurigster Gestalt; ich habe Marianen hundertmal gesagt, ich schämte mich, ihr nichts Besseres anbieten zu können! „Das Urtheil der Welt", „gegen Recht und Sitte", „der Seegen der Kirche", lauter lose Worte, die verbraucht werden weil sie zur Hand sind, aber ohne Wahrheit, ohne Fug, schon falsch im Ursprunge, noch falscher in der Anwendung! „Kein dummes Volk", ist hier die bequemste und wohlfeilste Vereinigung eines rein erdichteten Bezugs: Als ich Heyse's den Vorwurf zeigte, der sie mir abwendig machen sollte, sagte Julchen mit heiterer Sicherheit: „Wir glauben es doch nicht, daß wir gemeint seien!"

Wandte ich meine Gedanken von dieser bittern Schriftbetrachtung wieder zu Marianen selbst, und vergegenwärtigte mir ihre Person, wie sie mir liebenswürdig und edel erschie-

nen war, und ihren jetzigen Zustand, der in jeder Art höchst unglücklich sein mußte, so schwand mein Unwille dahin, und ich empfand nur die liebevollste Theilnahme, die Sorge und den Wunsch, diese Verwirrung gelöst, den Frieden hergestellt zu sehen. Ich wußte ja, daß kein wirklicher Grund der Entzweiung vorhanden, daß eigentlich nichts vorgefallen war, als ein Spiel von Worten, die gleich nur Rechenpfennige wurden, so wie wir ihren eingebildeten Werth aufhoben. Ich trug dabei die Ueberzeugung in mir, daß dergleichen Verwirrung nie wiederzukehren brauche, und mit dem Zwischenzustande, in welchem wir uns noch befanden, aufhören würde. Die geschlossene Vereinigung durfte diesen Unseligkeiten, diesen trüben Aufreizungen, Zweifeln und Versuchen, für immer ein Ziel setzen, und uns Frieden und Glück bringen. Dieser Ansicht konnten auch Heyse's nicht ganz widersprechen, wiewohl ihre herzliche Theilnahme für Marianen und für mich im Augenblicke sich völlig rathlos bekennen mußte.

Inzwischen mußte etwas geschehen. Ich sah, daß ich Mariauens Entschluß nicht geradezu bestreiten durfte, ohne sie noch stärker aufzubringen und darin zu verhärten. Ich mußte für den Augenblick nachgeben, und von dem weiteren Verlauf erwarten, daß er die Gelegenheit zur glücklichen Wendung darbieten würde. Ich schrieb daher Folgendes:

„Ihr gestern mir zugekommener Brief, Verehrteste, schien keine Antwort zu erfordern, und es wäre mir im ersten Augenblicke unmöglich gewesen, eine an Sie zu richten. Ich schrieb an Ihre Schwester, und durch diese wird Ihnen nicht vorenthalten worden sein, was für Sie dabei noch irgend vernehmenswerth scheinen konnte. Anderes schrieb ich für mich, um neben Ihrem Briefe verwahrt zu bleiben; vielleicht findet sich einmal ein vertrautes Herz, dem ich zumuthen darf, in dieses Gewirr gewaltsamer Mißverständnisse und herber Kränkungen theilnehmend mit mir einzugehen!"

„Indem ich aber Ihre Worte heute abermals lese, finde ich eine Stelle, deren nähere Berührung Sie mit Recht sogleich von mir erwarten können; wenigstens konnte die Unterlassung leicht ein Mangel an Höflichkeit dünken, dessen Schein

ich Ihnen gegenüber um so eifriger zu meiden wünsche, als dies Dürftige allein übrig geblieben ist von so vielen reicheren und höheren Bezügen, die hier wirklich oder möglich waren."

„Sie sagen, Verehrteste, Sie hätten bis jetzt nur erst mit Ihrer Schwester von dem traurigen Ereignisse gesprochen und niemanden davon geschrieben, auch würden Sie beides fürerst vermeiden können; ich solle nun, nach besserer Einsicht bestimmen, was wir zu thun haben, um dem äußeren Anstande Genüge zu leisten, den Sie ungern verletzt sähen. Hier bekenne ich nun frei und gern, daß ich die bessere Einsicht in diesem Betreff unbedingt bei Ihnen voraussetze, und alles, was Sie thun und sagen werden, sogleich deßhalb für richtig halte. Wohl ist mir der Zustand peinvoll, der, jedem Glück und Segen fremd, noch täglich Glückwünsche und Segenssprüche aufzunehmen hat! Dieser grausamen Prüfung ein Ende zu bewirken, wäre gewiß sehr zu wünschen, und die Zeit abzukürzen, die noch darin verfließen soll."

„Nur Eines wünsche ich gleich jetzt bei Ihnen zu erbitten, daß nämlich, wie Sie Ihrerseits Ihrer Schwester den wahren Zusammenhang vertraut, Sie nun gleichfalls erlauben, daß auch ich meinen hiesigen Nächsten, als welche ich diesmal Robert's und Mendelssohn insbesondere rechnen muß, so viel von dem Ergebnisse mittheilte, als nöthig ist, um vor ihnen nicht fortwährend in dem falschen, durch den Gegensatz ihrer Vorstellungen bis zum brennendsten Weh gesteigerten Anschein stehen zu müssen. Ich unterwerfe mich indessen auch hierüber ganz Ihrem Ermessen und Gutdünken."

„Dieses habe ich Ihnen noch erwiedern müssen. Der Hauptinhalt Ihres Briefes bedarf zwischen uns keiner Erörterung. Ihren unwiderruflichen Entschluß erkenne ich als solchen an, und Sie haben keine Gewalt des begütigenden Wortes, wie Sie es nennen von mir zu befürchten, da ich ein solches, nach allem Erlittenen, in mir nicht hervorzubringen, ja nicht einmal aufzunehmen wüßte, als schaudernd vor den Widersprüchen, welche die menschliche Brust verhüllt!"

„Und nun abermals: leben Sie wohl! Und lassen Sie

mich beim Scheiden noch Ihre Hand küssen, und Ihnen versichern, daß ich dieselbe nie anders als redlich und ehrerbietig zu erfassen begehrt habe! Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Ihnen schon früh, wenn von Ihrem Wegreisen die Rede war, wiederholt sagte, sofern es zu Ihrem Glück und Wohlergehen sei, wolle ich mich vergessen, und Sie mit Freuden abreisen sehen, ja niemals wiedersehen! Nun ist es dahin gekommen, daß ich diesen Ausspruch wiederholen kann, und mir ist nur lieb und tröstlich, daß ich dies, nach allem mir Begegneten, noch stets mit reinster Gesinnung vermag. Ich füge noch den herzlichsten Wunsch hinzu: mögen Sie nie in den Fall kommen, meiner in irgend einem Bezug zu bedürfen, aber stets und fest versichert sein, in jedem auf mich zählen zu können!"

„Vielleicht kommt noch, wenn wir lange genug leben, eine Zeit, wo Sie mir bessere Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Ihnen jetzt möglich sein mag! Gönnen Sie mir diese Zuversicht, und glauben Sie an die Gesinnungen, in denen ich scheide."

Hier muß ich nun meine ganze Schwäche gestehen! Kaum war der Brief in Mariauens Händen, so hatte ich keine Ruhe; ich fand mich unwillkürlich fortgezogen, und ging zu ihr. Sie nahm mich willig an. Ich bekannte ihr, mein Brief enthielte zwei Unrichtigkeiten, die ich zurücknehmen wollte, ich hätte keineswegs das Bedürfniß von unseren Vorgängen zu anderen Personen zu sprechen, und dann, es sei nicht wahr, daß ich ihren Entschluß anerkenne, ich gäbe sie nicht auf. Sie schien durch diese Wendung nicht unangenehm überrascht. Wir sprachen sehr gelassen und freundlich, sie war mehrmals gerührt und weich, sie nannte mich oft „lieber Varnhagen", gab mir die Hand, oder ließ sie mir. Ich blieb einige Stunden mit ihr allein. Zwar betheuerte sie wiederholt, ihr Zurücktreten sei unwiderruflich, aber sie verhehlte nicht, daß auch sie dabei leide, und ich glaubte sie mehrmals auf dem besten Wege, sich wieder zu mir zu wenden. Hierin bestärkte mich besonders Folgendes: Sie heftete ihren Blick fest auf mich, beugte sich zu mir herüber, und begann mit allem Nachdruck eines vorwurfsvollen Vertrauens:

„Varnhagen! ich habe mir, um Ihnen gestern das Geld zurückschicken zu können, die Hälfte davon erst borgen müssen, denn ich hatte es nicht mehr; geborgt!! wissen Sie, was das heißt, für eine Person, die dazu in ihrem Leben noch nicht genöthigt war? Und wissen Sie noch mehr! Jetzt bin ich ganz entblößt, so entblößt, daß ich nicht drei Thaler mehr habe, und wenn ich nicht auf's neue borge, zum nächsten Monat mein Mädchen nicht bezahlen kann." Ich sollte durch diese Eröffnung ganz beschämt und zerknirscht werden. Ich war es, aber auch ganz beglückt, denn die Absicht, dieses Gefühl in mir zu erregen, zeigte mir unseren Zusammenhang noch fortbestehend. Voll Bestürzung und Angst fragte ich, ob sie denn auf mich nicht mehr als auf einen Freund zählen wolle, ob sie nicht wisse, daß ich werth sei, es zu bleiben? O ja, versetzte sie, recht gut wisse sie das, und sie würde, wenn es nöthig wäre, sich in der Folge noch immer an mich wenden. Sie war unterdessen an ihren Schreibtisch gegangen, hatte mir Papiere gezeigt — ich wollte gar nicht hinsehen —, die sie mit Verlust weggeben müsse. Ich konnte mich gar nicht beruhigen, und verließ endlich Marianen unter gegenseitigem Ausdruck von Gesinnungen, aus welchen die Nothwendigkeit unseres Bruches wahrlich nicht zu folgern war.

Es wäre klug gewesen, dieser gewonnenen Wendung Zeit und Ruhe zu gönnen, damit sie aus sich selber sich weiter entwickelte, und bei Marianen, wußte ich, war auf diese Art alles möglich. Aber ich wollte nicht klug und nicht vorsichtig sein, ich hatte für die Wünsche des Herzens nur das Gebot des Herzens, und mit ihm nur wollt' ich den Erfolg erzwingen. Ich schrieb folgenden Brief.

„Mariane! Seit ich Sie diesen Mittag verlassen, fühlt' ich einen Stachel im Herzen, der mir keine Sekunde Ruhe läßt. Als Sie mir die Sache gesagt hatten, zu deren Zeugniß Sie das Fach Ihres Schreibtisches öffneten, war mein Entschluß gefaßt, und nur Verlegenheit und Schaam sind schuld, daß seitdem einige Stunden verfließen konnten ohne die That. Und noch jetzt, wo nehm' ich Worte her, woher Wendungen, um auszudrücken, was ich sagen möchte, um Sie

zu bewegen das zu thun, was mich hoch ehren wird, und was ich Ihrer würdig halte!"

„Mariane, ich bin doch Ihr Freund, Ihr nächster, entschiedenster, durch höhere Fügung Ihnen zugewiesener, — Sie können es nicht läugnen, und die Stimme Ihres Gewissens bejaht es, wenn auch die Ihrer zürnenden Empfindung es verneinen will. Hören Sie Ihren Freund! Ich bitte Sie auf den Knieen, thun Sie mir das Leid nicht an, daß ich Sie in irgend einer Verlegenheit denken soll, wenn diese durch mich zu heben ist! Nehmen Sie, ich flehe es von Ihnen, edle Freundin, das beiliegende Blatt gütig auf! Es war für die Reise nach Wien bestimmt. Soll mir diese nicht als Glück zu Theil werden, so bedarf ich ihrer auch nicht als Trost und Zerstreuung, und es ist das Geringste, was ich für Sie thun möchte, daß ich die Verfügung darüber in Ihre Hand lege!"

„Mariane, der, dem Sie noch vor fünf Tagen, mit Ihrer lieben Hand schrieben: „Ich bin Dir gut und treu bis in den Tod!" ist nicht todt; ich bin nur krank, aber ich lebe!"

In dem Brief lag ein Bankschein im Betrag einer Summe, von welcher Mariane wußte, daß sie für unsere Reise bestimmt gewesen. Voll Ungeduld, da mir ein Bote fehlte, brachte ich meinen Brief selbst hin. Ich wollte ihn nur abgeben, aber das Mädchen bestand so eifrig darauf, mich zu melden, daß ich es geschehen ließ. Mariane nahm mich an, machte mir aber schnöde Vorwürfe, daß ich schon wieder käme, und ihre Ruhe störte. Meinem Anerbieten zürnte sie nicht, und meinen Brief, nachdem sie mich die Einlage vorher hatte herausnehmen heißen, legte sie bei Seite. Sie versicherte, recht gern würde sie späterhin, und wenn es von ihr ausginge, mich ansprechen, nur jetzt, da sie nicht gefordert, wolle sie auch nicht annehmen. Sie that mir aber auch weh durch kränkende Worte, und ich forderte daher den Brief, den sie noch nicht gelesen, einmal zurück, weil er, wie ich sähe, nicht für sie geschrieben sei; allein sie weigerte sich ihn herauszugeben, und drohte, wenn ich darauf bestünde, es zu thun, aber dann auch nie mehr ein schriftliches Wort von mir anzunehmen. Gern ließ ich ihr ihn, und dies

Benehmen wiederum zeigte uns mehr verbunden, als getrennt.

Der nächste Tag brachte mir folgendes Schreiben von Marianen, das ich nicht erwartet hatte:

„Die Zeilen, welche Sie mir gestern Abend brachten, erfordern, um jeder mündlichen Diskussion aus dem Wege zu gehen, eine schriftliche Antwort, es ist also nicht meine Schuld, wenn ich Ihnen, trotz des Versprechens, Ihnen nicht zu schreiben, es dennoch thun muß. — Daß ich Ihnen jede edle Regung zutraue, habe ich Ihnen bewiesen, indem ich die Einlage errieth und zurücknehmen ließ, bevor ich das Blatt gelesen hatte; aber jene Regungen, die Ihnen das Größte und Höchste eingeben, sie sind es auch, die in anderen Minuten Ihren Karakter durch die häßlichste Leidenschaftlichkeit entstellen. Der Eindruck, den ich dadurch erhalten, scheint mir nun, um mich milde auszudrücken, für den Augenblick unauslöschbar, und ich kann Ihnen und mir keine Neigung heucheln, die ich als untergegangen betrachten muß. Soll ich Sie als lebend annehmen, so bin ich todt, und in jedem Falle habe ich das Wort des 22. Mai's gelöst. Wollte Gott, ich wäre todt, meine Qual wäre zu Ende, und Ihr Schmerz würde sich mildern. Daß ich im Herzen um Sie trauere, auch um das Glück, das unnöthigerweise zerstört worden ist, gestehe ich ohne Hehl; doch da es nun zerstört, kann ich es nicht wieder aufrichten, und kann der Stimme nicht gebieten, die mir Tag und Nacht zuruft, daß ich mit meinen Fehlern und Eigenthümlichkeiten in der Ehe kein Glück zu hoffen, keins zu gewähren habe. Ihre Gesinnung rührt mich, und weit entfernt, Sie für schwach halten zu wollen, sehe ich sogar in der Gewalt dieses Gefühls den Trost, den Sie einzig aus sich selbst schöpfen können. Wir reichen uns vielleicht noch einmal die Hände als Freunde, denn Unedles ist nicht in uns, und unedel sei auch unsere Trennung nicht. — Leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen! M. S."

„Die augenblickliche Verlegenheit, in der ich mich befand, und von der ich Ihnen sprach, und die ich Ihnen erzählte als Beweis, wie richtig es mir schiene, jede Verbindung

zwischen uns aufzuheben, besteht nicht mehr, und darf Sie weiter nicht beunruhigen."

War es mir zu verdenken, wenn ich bei dieser Ausdrucksweise an einen festen Entschluß Marianens, sich von mir loszusagen, nicht glauben konnte? Ganz im Gegentheil sah ich den Willen, mich festzuhalten, und die Absicht sogar, diese Ueberzeugung in mir zu nähren. Mariane traut mir „jede edle Regung" zu, die mir „das Größte und Höchste" eingebe; der üble Eindruck, den sie von mir empfangen, „scheint ihr für den Augenblick unauslöschbar"; sie „trauert im Herzen um mich, auch um das Glück, das so unnöthigerweise zerstört worden"; meine Gesinnung „rührt sie, und weit entfernt, mich für schwach zu halten, sieht sie in der Gewalt dieses Gefühles den Trost", der wirklich verbleibt; ja „wir reichen uns vielleicht noch einmal die Hände als Freunde, denn Unedles ist nicht in uns." Auf solcher Grundlage war leicht alles scheinbar Zerstörte wieder zu errichten, oder vielmehr bei diesen Gesinnungen war nichts zerstört; nichts Aeußerliches war geschehen, was nicht mehr in unserer Macht gestanden hätte, kein edles Gefäß zerbrochen, kein Leben getödtet, kein für sich bestehendes Unheil bewirkt. Auch schrieb ich sogleich wieder; doch nur leise begütigend, schmerzlich. Aber nicht zu begreifen vermocht' ich, was in Marianen vorging; in diesen widersprechenden Richtungen des lauten Verneinens und des stillen Bejahens, welche war die ächte, welche dem tiefen, wahren Wollen gemäß? Daß sie in diesem zweideutigen Hinhalten sich zu gefallen schien, daß sie alle Wendungen dieser Irrgänge durchschreiten, den Faden der Mißverständnisse langsam abspinnen, und alle Zeit und Muße darauf verwenden wolle, dünkte mich die verkehrteste Selbstquälerei. Mein Gefühl war voll Ungeduld, und ertrug dies nicht; auch glaubte ich, Mariane dürfe mit Recht die helfende Hand von mir erwarten, die sie schnell heraushöbe aus diesen Widersprüchen, auch trotz ihres Verneinens und Ablehnens. Ich wollte diese trostlose Zwischenzeit um jeden Preis endigen, und der Gewalt innerster Empfindung ver-

trauend, schrieb ich noch am späten Abend diesen ausführlichen Brief.

„Ich weiß kein anderes Mittel, die Qual dieser Stunden zu lindern, als daß ich Dir schreibe! Welchen Tag hab' ich verlebt, und welcher Abend steht vor mir! Ich bin in Deiner Nähe; ich genoß der Gewohnheit und fast des Rechtes, Dich jeden Abend zu sehen; alles war in der Ordnung, leicht, ruhig, heiter für die Gegenwart, und hoffnungsreich für die Zukunft: und plötzlich bin ich außerhalb dieses Kreises, ich darf Dich nicht sehen, mein Kommen wäre vergeblich oder störend, es ist, als wenn ich Dich nicht kennte, keine Beziehungen zu Dir hätte! Ich bin frei, und fühle mich wie im Gefängniß! Ich lebe inmitten der großen Stadt, und ich finde mich so einsam und arm in der größten Oede, als lebt' ich in entlegenem Dorfe! Weil ich Dich nicht sehe, nicht sehen darf! —"

„Mariane, ich bin nicht so selbstsüchtig, daß ich nur an mich dächte, daß ich nur meinen Schmerz fühlte, ein großer Theil desselben besteht in dem Weh, das ich empfinde, indem ich mir Dich vorstelle, Dich leidend weiß, und mir sagen muß, daß Du es nicht ohne mein Verschulden bist!"

„Ein Verschulden von meiner Seite ist gewiß dabei; daran zweifle ich nicht; ich bin gewohnt, mich als einen nicht Fehlerfreien zu betrachten, ich kenne mich als einen oft Tadelnswerthen, und bei allem Widrigen, was mir begegnet, forsche ich redlich zuerst nach meinem eigenen Unrecht. Ich finde auch hier jetzt, was mir anfangs nicht gelingen wollte, Keime der Irrungen und Mißverständnisse in meinem Sinn und Benehmen; ja ich bekenne sie Dir gern und aufrichtig, wiewohl ich im Einzelnen sie anzugeben nach dem richtigen Ausdruck erst suchen müßte. Allein kein Vorwurf, den ich mir machen muß, will auch nur von ferne der Gestalt gleichen, unter welcher Du mir ihn bezeichnest, geliebte Freundin, und mit Sonnenklarheit im Geist und im Gemüthe kann ich versichern und betheuern, daß ich dem allen fremd bin, was Du mir schuld giebst! Du hast, mir unbegreiflich, wunderbar und staunenswürdig, einen Schein aufgefaßt, dessen Möglichkeit ich früher nicht geglaubt hätte, dessen Wesen aber

nimmer mehr in mir zu finden ist. Ich will Dich deßhalb nicht anklagen; aber aufschreien muß ich über das Räthsel, das mich plötzlich umfängt, aufschreien über das Unglück, das mir daraus erfolgt, und daß ich fortwährend leiden soll!"

„Mariane, ich bereue, Dir die Möglichkeit eröffnet zu haben, Dich gekränkt zu glauben und meinen Sinn wie mein Herz so sehr zu verkennen, daß Du beide verwerfen zu müssen meinst! Aber, geliebte Mariane, Dich beleidigt oder gekränkt zu haben durch mehr als Schein, durch That und Absicht, das kann ich nicht bereuen, denn ich hab' es nicht gethan und bin unfähig es zu thun. Ich liebe Dich, Du weißt es wie sehr, und Du konntest dies gut heißen; aber Mariane, ich ehre und achte Dich noch weit mehr, als ich Dich liebe; das könntest Du doch auch schon wissen, wenn Du mich genau beachten wolltest, und ich zweifle nicht, Du wirst die Ueberzeugung einst als eine unwidersprechliche in Dir festhalten! ich mag in vielen Verhältnissen Tadel verdienen, in dem Verhältnisse zu Dir, theure Mariane, finde ich so sehr mein Bestes in Anspruch genommen, meine redlichsten und edelsten Kräfte thätig, mich selbst so sehr erhoben und gestärkt, daß ich gerade darin ein neues Selbstvertrauen gewinnen darf, eine neue Würdigkeit mir verliehen sehe! Diese Empfindung in mir steht fest, sie kann nicht lügen, und Du selbst hast ihre Wahrheit in manchen Augenblicken anerkannt. Wie käme ich dazu, das Beste in mir mißhandeln zu wollen, dem Gegenstande meiner noch übrigen Lebenshoffnung Leid und Kränkung zuzufügen, ihn herabzuwürdigen, zu entstellen? Beim Himmel betheure ich, nicht die geringste Spur eines so verkehrten Triebes kann ich in mir entdecken!"

„Der unglückseligste Irrthum hat sich bei Dir in Betreff meiner Sinnesart und Leidenschaft eingeschlichen, hat mir Dein reines Vertrauen geraubt, Dich in Zweifel und Besorgniß gestürzt. Ich fasse es nicht, wie ich wahrhaft bin, Du siehst mich mit Augen des unglücklichsten Irrthums an, und deutest nun alles falsch, was von mir ausgeht! Ich bin im geringsten nicht, wie Du mir vorwirfst zu sein; ich betheure es! Du wirst es auch selbst noch einsehen, wolle mich nur unbefangen sehen, und mit der Billigkeit beurtheilen,

die jeder Eigenthümlichkeit zu gewähren ist, und letztere wirst Du mir nicht absprechen, wirst Du gern schätzen, sofern sie nur auf gutem Grunde steht."

„Sieh auf diesen Grund, geliebte Freundin, und Du wirst nicht irre an mir bleiben, Du wirst mich Deiner würdig finden, und fähig Dir Gutes und Liebes zu erzeigen, wie von Dir anzunehmen! Aeußerungsweisen sind nicht der wesentliche Mensch, sie können verziehen, ertragen, gebessert werden, man bequemt sie, man bildet sie, man giebt sie auf; wo nicht Gemeines und Niedriges waltet, und das Gute und Schöne geradezu ausschließt, da vermag dies unter allen Umständen und Gestalten zu gedeihen, und wie sollten zwei Menschen, wie wir beide sind, auch nicht über die angemessensten und ergiebigsten uns zu vereinigen wissen! Mariane, siehst Du nicht, daß uns eine nicht gewöhnliche, schöne, und dabei doch leichte Aufgabe gestellt ist, die zu lösen wir nicht zu schnell verzagen dürfen?"

„Ich sehe gegen das, was uns verbindet und zusammenführt, geliebte Freundin, alles andere, was uns zu trennen scheint, gering und nichtig! Selbst diese traurigen, ja schreckenvollen Zwiste, und ihre Erneuerung, die mich so unglücklich macht, erscheinen mir wie nichts gegen den festen, mächtigen Grund, den ich unserem Verhältnisse in meiner Brust fühle! Ich sehe sie als Prüfungen an, aus denen ich mir gelobe stärker und reiner hervorzugehen, und ich vertraue zuversichtlich dem guten Geiste, von dem ich mich beseelt weiß, und dessen Macht über mir schwebt! Es kann nicht schlecht mit uns sein, denn wir sind nicht schlecht, und wollen täglich besser werden! Ich will es gewiß!"

„Mariane, nicht bereden und berücken soll Dich mein Schmerz, nur bitten, daß Du Dein Auge wieder zu mir wendest; wenn Du mich nur siehst, wirst Du mich schon auch sehen, wie ich es verdiene; deßhalb bin ich ganz ruhig, die Zeit wird mich in meine Gebühr einsetzen, und ich verlange keine, als die mir durch Dein freies Auge zuerkannt werden mag! Aber die Zeit ist eine schreckliche Tröstung für den Leidenden, die Verheißungen der Zukunft lindern keinen Schmerz der Gegenwart! Was mich jammert, sind

die vergangenen Tage, der heutige, diese Stunde, die dem Frieden und dem Glücke geraubt werden, die ich als unwiederbringliche Pulsschläge eines höheren Daseins ungenutzt und zurückgezogen muß dahinströmen sehen! O Freundin, die ich liebe, hochschätze, der ich vertraue, zu der ich mich hinsehne, laß diesen Zustand aufhören, laß die Sonne wieder scheinen aus dem düsteren Gewölk, sei großartig wie Du es sein kannst, vergiß, vergieb, erkenne das wahrhafte, richtige, edle, liebevolle Innere, fasse neues Zutrauen zu gutem Glück und gutem Willen, und gieb neuen Handschlag Deinem Freunde, wie er Dir! Hast Du mir doch gestern geschrieben, daß Du im Herzen um mich trauerst und auch um das Glück, das so unnöthigerweise zerstört worden ist! In diesen Worten liegen unendliche Samenkörner, in denen Hoffnungssaat für mich emporsprießt! An diese Deine Empfindungen klammere ich mich mit tausend Armen fest!"

„Ich war heute im Thiergarten, und habe in der Waldeinsamkeit schrecklich geweint. Ich fühle mich sehr zusammensinken! Dies zu schreiben, war das Beste, was ich heute erlebt habe, ich nahm das grüne Papier, weil meine Augen mir so weh thaten."

„Gute Nacht! Gottes Seegen mit Dir, theures, liebes Geschöpf! Du gehörst doch mir an, und ich Dir!"

Schnell und kurz erfolgte am anderen Morgen diese Antwort:

„Nach einer sehr schlechten Nacht ist der heutige Tag leidlich genug. — Ich kann Sie, Herr von Varnhagen, heute und fortan nur unter der Bedingung annehmen, wenn von Ihren Ansprüchen an mich nicht mehr die Rede ist. Prüfen Sie sich, bevor Sie kommen, damit Ihr Besuch für Sie und mich keine Qual werde. Gott mit Ihnen!"

Ich durfte hierin noch immer eine Art Einladung sehen. Und die Mittagsstunde fand mich wie sonst bei Marianen.

Doch fühlt' ich alsbald, das mein beeifertes Kommen keine gute Wirkung that. Mariane bedurfte längerer Frist, sich zu besinnen nnd zu sammeln; man sagte mir es, nur ihre eigene innere Arbeit könne sie nach und nach wieder umlenken, jeder Versuch von außen mache sie nur störrischer,

Digitized by Google

und reize sie zu einer Heftigkeit, die ihr selber im Augenblicke leid, doch unbezwingbar sei. Sie erneuerte ihre Vorwürfe: „Varnhagen! was haben Sie zerstört! ein so schönes Glück! und unwiederbringlich!“ — „Warum“, rief ich aus, „unwiederbringlich? können Sie es ein schönes Glück nennen, so ist es noch da!“ — „Noch weiß kein Mensch unseren Bruch“, versetzte sie bedeutend, „sogar Becker nicht; ich habe ihm bloß gesagt, wenn er sähe, daß ich ihm etwas verschweige, so möge er denken, daß ich Gründe dazu habe, und solle sich dabei beruhigen. Auch an meine Schwester habe ich bis jetzt noch nicht geschrieben.“

Sie beklagte dann, ihrem Bruder nicht schreiben zu können, der mit ihr zürne, und der doch der Einzige sei, der nun Recht behalte! Ich versicherte sie, daß auch meinerseits niemand etwas erfahren habe, noch sei alles in der Stille wieder auszugleichen, aber wenn auch nicht in der Stille, wenn schon die ganze Welt darum wißte, das durfte unseren Frieden nicht hindern. „Gott bewahre!“ rief Mariane, „hab' ich einmal geschrieben, dann ist alles aus!“ Also war jetzt noch nicht alles aus! war ich zu denken genöthigt; zu sagen wagt' ich es nicht.

Ich unterließ nicht, mir für den Nachmittag einen zweiten Besuch auszumachen, was unter den schon gewöhnlichen Verwarnungen, keine Ansprüche und Hoffnungen mitzubringen, endlich gestattet wurde. Dieser Eifer machte das Verhältniß von Stunde zu Stunde schlimmer; meine Gegenwart, meine Nachgiebigkeit, meine Thränen sogar, regten nur Stolz und Widerspruch auf. Nicht einen Augenblick sah ich sie gerührt; sie blieb in harter Kälte wie versteint. Die bittersten Vorwürfe wiederholten sich, und als ich zuletzt hören mußte, mein Schmerz flöße ihr nur Verachtung ein, und es sei eine Erbärmlichkeit, sich aufzudringen, wo keine Gunst zu hoffen sei, so übernahm auch mich der Unwillen, ich sagte Marianen Lebewohl, und dachte in mir, nun möge denn wirklich die Sache geendigt sein.

Allein ich hatte meine Empfindung schlecht berechnet. Es war mir nicht möglich, diese Gemüthsrichtung so schnell und völlig aufzugeben. Mariane war in Verwirrung, die

vorübergehen mußte, ihre Reue war mir gewiß und schrecklich. Soll das arme Mädchen, dacht' ich, um der leidigen, aber doch verzeihlichen Gewohnheit willen, sich von allerlei prächtig dünkenden Redensarten unbedacht verführen zu lassen, nun an deiner Empfindlichkeit scheitern? Nein, habe du Herz und Besonnenheit für sie mit; sie wird es dir einst danken! Ich schrieb an Heyse, stellte ihm die Lage der Dinge vor, und bat ihn, mit Marianen in meinem Namen zu sprechen, und ihr neuerdings Anträge von mir zu eröffnen, wie sie in solchem Falle schwerlich schon gemacht worden sind. Unglücklicherweise litt meine Ungeduld nicht, den Erfolg abzuwarten. Ich kam dazu, als Heyse mit Marianen sprach. Meine Nachgiebigkeit und die Gegenwart eines Dritten steigerten ihren Stolz, ich kann sagen, ihre wahnvolle Verblendung auf's höchste. Sie verwarf höhnisch alles Angebotene, und ergoß eine Fluth von Schmähungen gegen mich. Sie sagte mir Worte, die ich nicht wiederholen mag, die ich mich schämte vor Heyse ausgesprochen zu hören, die meinem lang verhaltenen Unwillen endlich alle Schleusen wegrissen. Da war es, wo auch ich in Wuth gerieth, und nun kein anderes Ziel kannte, als die Stolze, die in der Unwahrheit Ueberdreiste, zu beugen. Ich hielt ihr frühere Demüthigungen vor, von denen sie nicht ahndete, daß ich sie wissen könnte; ich verschweige das Einzelne, nicht um mein Unrecht weniger sehen zu lassen, sondern weil ich das für Marianen Beleidigende nicht wiederholen will; ich bekenne, daß ich mich ganz abscheulich benahm, und im Augenblicke selbst es recht gut wußte, aber so abscheulich sein *wollte*, und das Herz labte in diesen Schmähungen!

Heyse führte mich fort. Wir traten bei Julchen ein, die ganz verzweifeln wollte; sie fand mein letztes Betragen nicht zu entschuldigen; ich selbst noch weniger; aber ich erklärte, richtiger sei keines in der Welt gewesen. Auch entsprach ihm schon der Erfolg. Mariane, die kalt wie eine Bildsäule gewesen, dann in Hohngelächter ausgebrochen war, lag mit dem Gesichte in die Hände gedrückt, schluchzte und jammerte, und zerfloß in Thränen. „Jetzt kann sie doch weinen!" rief ich aus, als Julchen von der Schwester zurückkommend sie

so schilderte, „jetzt, da sie selber so getroffen worden, ist sie doch wieder ein Mensch geworden, vorher war sie es nicht.“ Julchen aber, mit zarter und rascher Besonnenheit, dachte an das Nächste und Nöthigste. „Sie müssen vor allen Dingen jetzt gleich Marianen um Verzeihung bitten“, sagte sie zu mir, „damit nur dies Aergste nicht bleibt.“ Ich war auf der Stelle bereit; da sie weinte, hätte ich alles in der Welt gethan. Heyse wollte es nicht leiden, er fürchtete nur neue Ausbrüche. Ich gab Julchen mein Wort, sie dürfe sich auf mich verlassen, ich bleibe jetzt sanft. Mariane wurde befragt, sie willigte ein, daß ich käme, begleitet von den Anderen. Ich fand sie gebückt, das Schnupftuch vor dem Gesicht, in heftigem Schluchzen, ich richtete die herzlichste Abbitte an sie, sie reichte mir die Hand, und mit abgewandtem Gesicht und stockender Stimme bat sie mich um Verzeihung wegen all des Unrechts, das sie mir zugefügt habe! Ich fühlte keinen Groll mehr, nur Trauer und Mitleid, Marianen so zu sehen, sie selbst aber mußte fühlen, daß mein Zorn durch all seine Heftigkeit nur die Macht bezeuge, die sie über mich ausgeübt, und sie konnte mit Goethe's Epimeleia sagen:

„Denn so liebt' er mich, wie er mich schmähte!“

Diese rasche Versöhnung bewirkt zu haben, war ein herrliches Werk von Julchen, und das Einzige, was für den Augenblick zu gewinnen, was nur in diesem noch zu retten war. Die Aufhebung des früheren Verhältnisses blieb zwar ausgesprochen, und mußte sich nun, im äußersten Zwange solcher Auftritte, erst recht befestigen, zu meinem Schmerz und auch vielleicht gegen Marianens geheimsten Vorbehalt; allein das Gehässige und Widerwärtige, wobei keine Annäherung, kein Begegnen hätte Statt finden können, war hinweggenommen, die Möglichkeit friedlichen Zusammenseins gerettet.

Was ich in den nächsten Tagen litt und dachte, will ich nicht zu schildern versuchen. Ich flüchtete mich zu dem Andenken Rahel's; ihr Herz und Sinn waren mir gegenwärtig, ich glaubte ihre Stimme zu hören, und im Spiegel ihres Geistes nahmen alle Vorgänge reineren Umriß an. Noch einmal sah ich Marianen wieder, von Heyse zu ihr geführt,

um zu verabreden, wie wir unsere Trennung vor den Leuten behandeln wollten. Wir waren Beide ruhig, und Mariane nicht unfreundlich. Auffallen mußte mir, daß sie auch jetzt wieder die Versicherung geltend machte, an die Geschwister habe sie noch nicht geschrieben. Sollte ich darin die Möglichkeit eines Widerrufs noch vorhanden sehen? Doch betheuerte sie mit höchstem Nachdruck, ihr Entschluß stehe fest, und ich solle nur keine Hoffnung hegen, sie umzustimmen. Mein Schmerz und Kummer war am größten in Betreff Marianens. Ich sah ihr Schicksal auf's neue zerrüttet, ein Glück zerstört, das ihr in meiner Ueberzeugung sicher beschieden war, ich wußte sie krank, ich sah vielfache Nachtheile auf sie eindringen, ich war gewiß, daß sie Reue empfinden würde. Ich machte mir in meinem Gewissen Vorwürfe, das Werkzeug gewesen zu sein, durch welches dem trefflichen Mädchen noch so spät eine Katastrophe bereitet worden, die sie vielleicht niemals verwinden werde.

Erst als ich hörte, sie sei nicht mehr krank, sie scheine gefaßt und ruhig, sie spreche mit Einsicht und Güte von dem Vorgegangenen, sie werde nach der geschehenen Firmung, mit der sie viel beschäftigt sei, einen Ausflug auf vierzehn Tage nach Freienwalde machen, fing auch ich an, mich einigermaßen zu beruhigen. Insofern die Wahrheit ihr Recht behauptet, das von Innen Gebotene über jeden äußeren Zweck und Wunsch gesiegt hatte, konnte ich nichts von dem Geschehenen bereuen, weder die Schwäche noch die Gewaltsamkeit; durch sie reifte und verdarb um so schneller, was bewahrt und geschont künftig vielleicht nur zu größerem Mißgeschick aufgegangen wäre.

Inzwischen war die Geschichte ruchbar geworden; Mariane hatte mehreren Freundinnen davon gesprochen, in wenigen Tagen wußte es die Stadt. Bisher hatte ich noch geschwiegen und Verwandten und den nächsten Freunden Marianens nur gesagt, sie sei zwar zurückgetreten, ich aber böte noch immer die Hand ihr dar, und unter Bedingungen, die für mich die gewagtesten, für die andere Seite die sicherstellendsten dünken müßten. Hierin sollte nun eine Aenderung eintreten, und auch meinerseits die Trennung ausgesprochen

werden. Ich that dies durch folgenden Brief an den Professor Heyse.

„Noch einmal muß ich Ihnen durch mein Schreiben lästig werden; der Drang der Umstände will es mir nicht erlassen, und so hoffe ich, wird er mich bei Ihnen auch entschuldigen!"

„Seit einigen Tagen hat sich die Kunde von der Lösung des Verhältnisses, welches zwischen Fräulein Saaling und mir für die Zukunft geknüpft schien, allgemein verbreitet. Ich kann meinerseits diese Lösung nicht länger läugnen oder verschweigen, ich muß sie endlich bejahen und bestätigen. Ich wünsche jedoch, bevor ich dieses gegen Andere thue, zuerst Fräulein Saaling davon zu benachrichtigen, damit der Schritt, welcher nun auch von meiner Seite unwiderrufliche Wendung bedingen muß, keiner Ueberlegung zuvoreile. Haben Sie die Güte, Ihrer Schwägerin dies mitzutheilen, und ihr zu sagen, daß hiernach meine bisher noch einseitig gegen sie beibehaltene Verpflichtung nun ebenfalls aufhören müsse."

„Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich es als eine Ehrensache für mich betrachte, überall auszusprechen, daß die Trennung einzig von dem Willen und Beschlusse Ihrer Schwägerin ausgehe, und daß meine Verehrung und Hochachtung für selbige durch die bisherige nähere Bekanntschaft, und selbst durch den Entschluß, der mich so schmerzlich betrifft, nur stets erhöht worden sei. Sagen Sie gefälligst Ihrer Schwägerin, daß ich bei dieser Erklärung unter allen Umständen treu verharren werde, aber dabei hinwieder wünschen darf, daß auch ihre Aeußerungen, unabhängig von wechselnden Stimmungen und Anlässen in fester Gestalt sich gleich bleiben, und mir keine Selbstvertheidigung auferlegen, deren ich in diesem Falle am liebsten für immer überhoben sein möchte." — — —

Heyse hatte diesen Brief Marianen zu lesen gegeben, sie ahndete diesen Inhalt nicht, denn sie verwahrte sich gleich, lesen wolle sie ihn, aber antworten in keinem Falle. Sie hatte die letzten Tage gegen Dore, durch die ich nach ihrem Befinden fragen ließ, und die sie stundenlang bei sich behielt, wiederholt geäußert, ich solle keine Hoffnung nähren, hatte ihr aber übrigens immer viel Freundliches für mich gesagt.

Sie konnte erwarten, daß ich Bitten, Vorschläge, Annäherungen versuchen würde, die sie stolz abzuweisen dachte. Sie gab Heyse'n das Blatt in großer Bewegung zurück, und sagte, nun sei alles aus, jetzt werde sie auch die Briefe an die Geschwister abschicken! Sie hatte glauben lassen, diese Briefe seien schon fort, aber sie waren noch immer zurückbehalten! Uebrigens lobte sie mein Benehmen, erkannte meinen guten Willen, und gab Versicherungen des ihren. Merkwürdig war mir und nachdenklich, was mir am nächsten Tage der Stadtrath Mendelssohn-Bartholdy erzählte. Er habe Marianen vor mehreren Tagen gesagt, ihm scheine, daß ich ihr Zurücktreten noch nicht für unwiderruflich hielte, weil auch in der That allen ihren bisherigen Erklärungen etwas beiwohne, was einen solchen Zweifel begründen könne; sei es ihr also Ernst, müsse sie dies klar und bündig gegen mich aussprechen, sie solle mir deßhalb zwei Worte schreiben; das aber habe sie durchaus nicht gewollt. Darauf habe er sich erboten, in ihrem Namen mir diese Erklärung zu geben, und er gebe ihr sein Wort, er werde es ihr so ausrichten, daß ich es glauben müßte; hierüber sei sie in Verlegenheit gerathen, und habe zuletzt gemeint, sie wolle doch lieber schreiben. Den Brief habe sie bringen wollen, sei aber am nächsten Tage ohne ihn gekommen, habe auch den folgenden Tag den Schritt noch aufgeschoben, und so den meinigen ihm zuvorkommen lassen, ohne welchen diese Zweideutigkeit wahrscheinlich noch fortdauern würde! Wenn in Mariauens Seele auch nur ein Wunsch, ein Bild, eine Ahndung übrig war, die einem völligen Entsagen noch widerstrebten, so bleibt mir nur um so schmerzvoller die innere Willkür zu betrauern, welche zu äußerer Nöthigung erwachsen, unsere guten Bezüge wider unseren Willen zerreißen konnte!

Noch ist die unglückliche Geschichte nicht aus. Ein schrecklicher Zusatz ist übrig. Mariane, um sich zu erholen, zu zerstreuen, fuhr nach Freienwalde, und nahm die Doktorin Becker zur Begleitung mit. Sie dachten vor Ablauf der zweiten Woche schon an die Rückkehr, als unerwartet der Wagen, der sie abholen sollte, noch früher ankam, und die Nachricht brachte, sie möchten eilen, Doktor Becker sei sehr

krank. Als sie ankamen, lag er im Sterben, am anderen Mittag war er todt. Ein junger Mann von 29 Jahren, voll schöner Hoffnungen. Mariannens vertrauter Freund und Arzt, ihr plötzlich entrissen, in einer Zeit, wo sie des Trostes am meisten bedürftig, einen solchen doppelt mußte schätzen lernen! Und ein besonderes Verhängniß läßt ihren Bruch mit mir den Anlaß sein, der den erkrankten Freund ihrer eigenen und der Gegenwart seiner Gattin beraubt! Wie gern wäre ich zu Marianen hingeeilt, hätte ihr jeden Trost zugesprochen, jede Hülfe gereicht. Ich schrieb ihr herzliche Worte, die sie gut aufnahm, bei denen sie viel weinte. Dies war die letzte Berührung, die ich mit ihr hatte. —

Blick' ich zurück auf den ganzen Zusammenhang, den Ursprung, Verlauf und Ausgang dieses Verhältnisses, so kann ich mir nicht verhehlen, daß außer den Beimischungen, welche durch äußere Umstände und fremde Personen dazu kamen, und neben den Widersprüchen, welche in unseren Gemüthsarten und Lebensansichten tiefer gegründet waren, auch eigener Leichtsinn und Unbedacht wirksam gewesen, die nicht nothwendig waren, die wir hätten vermeiden können. Es war vom Beginn unter den reinsten und besten Antrieben, ein unklarer Zug in unserer Näherung; es war viel Bedenkliches und manches Unschöne in dem Fortschritt unseres Umganges; in unserer Trennung fehlte Maß und Ruhe. Mariannens Benehmen bleibt mir im Einzelnen unerklärbar; ich kann und darf ihre Anschuldigungen gegen mich nicht gelten lassen, sie entbehren in dem bestimmten Ausdruck, der ihnen gegeben worden, aller Wahrheit; in einer Menge von Umständen und Beziehungen giebt ihr Betragen einen großen Mangel an Folgerichtigkeit und Haltung kund. Dennoch möchte sie im Ganzen bei weitem weniger schuldig sein, als sie dem Einzelnen zufolge scheinen muß. Man kann, wie schon erwähnt, zwei verschiedene Personen in ihr vereinigt glauben. Ueber die Mängel der einen aber ragen die Vorzüge der anderen weit hervor, die sich als ein ursprüngliches Dasein mit großer Kraft ausspricht, und edel und gut als eine der höchsten Menschenblüthen zu lieben und verehren bleibt. Vielleicht ist es diese ursprüngliche Kraft, dieser edle freie

Sinn, welche nicht litten, daß Mariane sich bei einem Verhältnisse beruhigte, das sie in sich selbst und auch in mir nicht als reines Erzeugniß zarter Liebesneigung fühlte; vielleicht fand ihr Urtheil nur nicht die ächten Gründe und Formen für eine ächte und tiefe abmahnende Empfindung, und verwirrte sich in Ausdrucksweisen, die im Einzelnen unwahr, doch im Ganzen eine Wahrheit verhüllten, und die durch den Kampf und die Wunden, welche ihnen folgten, zugleich die Strafe wurden für den ersten, fast allzuleicht eingegangenen Irrthum.

In solchem Falle wäre Mariane wegen dessen, was am tadelhaftesten schien, doch noch zu rühmen, und die Stärke ihres Karakters zu preisen, der auch über seine eigenen Verführungen und Wirrnisse zuletzt den Sieg errungen. Aber auch in mir dürfte ich, bei solcher Beurtheilungsweise, als Gutes anerkennen, daß ich die gemischten Anfänge einer ungeprüften Neigung aus ihren trüben Bahnen mehr und mehr zu hellen und reinen emporzuführen, und sobald nur die Aufgabe thatsächlich ausgesprochen dastand, mit aller Redlichkeit und Treue sie zu erfüllen gestrebt habe! Auch mir hat dieses letztere Bemühen die Strafe des Mangels an Wachsamkeit und Strenge nicht ersparen können.

Daß auch fremde Hände sich eingemischt, und nicht günstig gewirkt haben, ist hin und wieder zu bemerken gewesen. Ich vermuthe, daß mancherlei Einflüsse Statt gefunden, die mir verdeckt geblieben sind. Viele Personen tadelten mich, andere mißgönnten Marianen ein neues Lebensloos, das für sie ein Glück schien, und auf das man ihr keine Ansprüche mehr zugestehen wollte. Noch in den letzten Tagen bekam ich durch die Stadtpost einen französisch geschriebenen Brief, der mich warnen sollte, von dieser Verbindung ein dauerndes Glück zu hoffen.

Vierundvierzigster Abschnitt.

Wien und Baden.

1834.

Mittwoch, den 30. Juli, Nachmittags um 3 Uhr kamen wir in Wien wohlbehalten an. Nach der empfindlichen Kälte der letzten Nacht, welche wir durchgefahren, hatte die Mittagsgluth nur um so wirksamer auf uns gebrannt, und von Schlaflosigkeit, Hitze, Staub und Fahrgetöse verwirrt und betäubt, war ich kaum im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich abgetreten, so eilt' ich in das wohlbekannte Dianenbad, die Schöpfung des Baumeisters Moreau, um all jene Reiselast von mir abzuwerfen. Dies gelang vortrefflich, und erfrischt und ermuntert sucht' ich nun vor allem meinen theuren General von Tettenborn auf. Wer ihn gekannt, erinnert sich gewiß der liebenswürdigen Treuherzigkeit, deren Ausdruck in Blick und Wort so wohlthuend auf das Gemüth wirkte und sogleich Zuneigung und Vertrauen gewann. Wir empfanden die innigste Freude, ein Wiedersehen nach sechzehnjähriger Trennung ist um so bedeutender und anregender, je reicher die Zwischenzeit ausgefüllt worden. Ich hatte den unersetzlichsten Verlust erlitten, sonst waren die persönlichen Verhältnisse ziemlich dieselben geblieben, auch die Ansichten und Meinungen großentheils, aber jenes Ereigniß lag sammt den öffentlichen Geschicken, die an und über uns hingegangen, wie dunkle Gebirgsmassen vor uns aufgethürmt. Unser Austausch kannte keine Gränzen, das Herz gab und empfing alles

in gleicher Innigkeit, in den Weltsachen hatten unsere Mittheilungen noch weniger ein Geheimniß. Obschon ich es schon wußte, war es mir doch wunderbar und rührend auf's neue zu sehen, daß eine Natur wie Tettenborn's für eine solche wie Rahel's in diesem Grade Liebe und Anerkennung hegte. Wir besprachen alles sie Betreffende bis in das Kleinste, erinnerten uns der früheren Zeiten, hundert angenehmer Züge von Laune, Güte, Witz und Geist. Ueber den Zustand der Dinge in Wien war ich bald unterrichtet, ich hatte an meinen mitgebrachten Vorstellungen nicht viel zu ändern, nur kleine Schattirungen einzutragen; mehr als an jedem sonstigen Orte möglich gewesen wäre, fand ich hier noch denselben Lebensstrom und großentheils auch dieselben Menschen noch, die ich vor so vielen Jahren hier gesehen hatte. Ich blieb mit Tettenborn über das späte Mittagessen hinaus bis tief in den Abend, wollte noch ein paar Besuche machen, fand aber niemand, denn alles war verreist oder auf dem Lande, und so kam ich müde zu dem Gasthofe zurück, wo ich dasselbe Zimmer, das ich vor zwanzig Jahren im Anfange des Kongresses bewohnt hatte, mit freilich ganz anderen Empfindungen betrat, als damals, wenn ich vom Savoyischen Damenstifte zurückkehrte!

Am nächsten Morgen rief ein freundliches Blatt mich gleich wieder zu Tettenborn. Ich fand den General von Crossard bei ihm, einen der grimmigen Napoleonsfeinde, welche nach seinem Sturze nicht mehr recht wußten was sie mit sich anfangen sollten, über die Undankbarkeit der Bourbons klagten, bei den anderen Mächten nicht mehr im vorigen Werthe standen, und jetzt, nachdem auch die Julirevolution glimpflich abgelaufen, ihre Leidenschaft an den spanischen Don Carlos hefteten; Crossard war voll von Planen für die Truppen Zumalacarregui's, und leitete dieselben auf der Landkarte durch sichere Gebirgswege ungefährdet nach Madrid; aber je gewisser ihm seine Sache war, um so mehr wollte er verzweifeln, daß weder die Spanier seinen Angaben folgten, noch die günstigen Höfe sich öffentlich aussprechen wollten, am heftigsten trafen in letzterer Beziehung seine Vorwürfe den Fürsten Metternich, der es allein durch seine

Säumniß verschulde, wenn die gute Sache nochmals verloren gehe. Tettenborn lächelte über die Einseitigkeit des Brausekopfs, und sagte mir leise, der Fürst leide von solchen wirren Anhängern mehr Ungemach und Störung, als von seinen erklärten Widersachern. Ich ging fort einige Besuche zu machen; der preußische Geschäftsträger war abwesend, gleich den meisten anderen Diplomaten; aber der französische Botschafter Graf von Saint-Aulaire stand eifrig und wachsam auf seinem Posten; er empfing mich freundlichst, ehrte hoch den Brief, den ich ihm von Professor Gans brachte, wollte aber unsere Bekanntschaft aus früherer Zeit von Baden her rechnen. Er bedurfte hier in Wien für seine schwierige Stellung aller Liebenswürdigkeit, alles gewandten, milden und doch festen Benehmens, die ihn auszeichneten, um sich in der Geltung und Würde zu behaupten, welche der Staat und dessen Regierung ihm eifrig zugestanden, die mächtige, ungefüge und herbe Wiener Gesellschaft ihm aber nicht so willig einräumte. Manchen bitteren Anspielungen, die freilich nicht seine Person, sondern nur sein Verhältniß treffen sollten, hatte er mit glücklichem Scherz geantwortet, anderen feindlichen Ausfällen scharfen Ernst entgegengesetzt, seine politischen Gegner selbst mußten seine Haltung loben. Als sogar die Fürstin von Metternich ihn bei Gelegenheit mit beleidigenden Worten angelassen, führte er zwar deßhalb Klage, war aber gleich begütigt, als der Fürst mit Laune sich entschuldigte, er habe noch nicht Zeit gehabt, seine junge Gattin politisch zu erziehen, und so möge man die kleinen Unarten nicht so schwer nehmen. Diese Geschichten wurden in Wien wohlgefällig erzählt; man hatte gerade nicht viel, womit man sich unterhalten konnte. — Bei Herrn von Pilat fand ich die beste Aufnahme und munteres Gespräch, in welches nur der katholische Glaubenseifer einiges Mißtrauen mischte. Herzlich war das Wiedersehen mit dem oldenburgischen Minister-Residenten von Philippsborn, dem alten Kriegsgefährten, der jetzt in diplomatischen Geschäften eine bedeutende Stellung hatte, aber die frühere freimüthige Denk- und Sinnesart unverändert dabei bewahrte. Daß ich Herrn Eloi Jourdain mit Pilat's Hülfe noch auffand, ehe er nach Italien

abreiſte, erachtete ich als ein beſonderes Glück; er war der letzte Fremde, den Rahel noch vor dem Scheiden hatte kennen gelernt, er hatte ſie faſt nur als Scheidende noch geſehen, und in meinem Verluſt einen eigenen mitempfunden; mit frommer Wehmuth hegte er ihr Andenken, mit innigem Eifer ſuchte er ſeine im beſten Aufblühen abgebrochene Kenntniß nachträglich durch Forſchen und Fragen zu ergänzen. Auch werthe Berliner Freunde, deren Anweſenheit ich zufällig erfuhr, konnte ich noch eben vor ihrer Weiterreiſe einen Augenblick ſprechen.

Nach dem Mittageſſen bei Tettenborn fuhr ich nach Hietzing zur Baronin von Eskeles, deren reizendes Landhaus und wohlgehaltener Garten immer zahlreichen Beſuch hatte, und auch diesmal gleich mehrere alte Bekannte aus Wien und Berlin mir begegnen ließ. Außer daß die herrliche Schweſter Fanny von Arnſtein fehlte, hatte die Zeit dieſen Familienkreis wenig verändert. Der Baron von Eskeles zeigte in ſeinen hohen Jahren eine ſeltene Friſche und Thätigkeit des Geiſtes; ſeine Gattin übte in anmuthiger Würde herkömmlich ihre geſellſchaftlichen Pflichten und das ſeegenreichſte Wohlthun; die Tochter, dem Grafen von Wimpffen verheirathet, freute ſich der ſchönſten Kinder; der Sohn hatte ſich zum ſtattlichen Manne vortheilhaft ausgebildet. Ich hatte nur die Abweſenheit der Baronin von Pereira zu bedauern, ſie war auf einer Reiſe in der Schweiz begriffen. Die Verſchmelzung der Einflüſſe von Berlin mit denen von Wien gab dieſem Kreiſe von jeher einen eigenthümlichen Reiz, wer aus dem Norden kam, fand hier den Verſtand, die Bildung, den romantiſchen Schwung der Heimath wieder, umgeben von aller Ueppigkeit, allem Glanz und Wohlbehagen des Wiener Lebens.

In den nächſten Tagen ſah ich bei Tettenborn nebſt anderen alten Bekannten die Gräfin von Fuchs wieder, deren liebliches Naturell dem Alter glücklich widerſtanden hatte, wenn auch die körperlichen Reize verſchwunden waren; ihre herzliche Stimme klang noch wie ſonſt, ihre angenehme Laune und heitere Natürlichkeit erweckten noch lebhaftes Gefallen, und ſo nahm auch die kirchliche Frömmigkeit, der ſie ſeit

einiger Zeit sich zugewandt hatte, in ihrem sanften Wesen keine widrige Gestalt; sie war duldsam und bescheiden, blickte nicht eifernd auf den Nächsten, sondern demüthig in das eigene Innere. Von ihren früheren Anbetern hatte sie keinen verloren, alle waren ihr treue Freunde geblieben, und auch sie verläugnete kein Gefühl, das ihr einst theuer gewesen. Sie war kränklich, und wollte nach Ischl abreisen. Ich sah sie leider zum letztenmale.

Die größte Freude hatte ich, den edlen Grillparzer wiederzusehen, an dessen Dichtung und Schicksal ich seit langer Zeit den wärmsten Antheil nahm. Gewiß war ihm vor vielen Mitstrebenden die reinste Dichterweihe zuzusprechen, und sein hoher Beruf hatte vor allem den festen Grund, der so vielen Anderen fehlt, des redlichen und erfüllten Herzens; die Heimath aber, anstatt ihn zu tragen und zu heben, hinderte früh seinen vollen Aufschwung, er hätte nicht in Oesterreich leben müssen, um ganz das zu werden, was er zu werden befähigt war. Aber nicht nur die nächste Heimath, sondern auch das größere deutsche Vaterland muß der Vorwurf treffen, ihm nicht gerecht geworden zu sein, die deutsche Kritik, durch keine näheren Beziehungen für den Fernstehenden angeregt, hat sein Verdienst nie nach Gebühr gewürdigt; an dem Erstlingsversuche seiner Muse „die Ahnfrau" hielt man zu lange fest, die hohe Dichtung „Sappho" dagegen suchte man durch wohlfeile Herüberziehung in's Moderne zu vernichten. Grillparzer lieferte noch manches gediegene Werk, aber der dramatische Dichter bedurfte einer freien Schaubühne, und diese war ihm versagt, wie seinen lyrischen Gedichten die Veröffentlichung durch den Druck. Seine Heimath aufzugeben, wie spätere Urtheile wohl gar von ihm gefordert haben, kam ihm nicht in den Sinn, er gehörte ihr mit allen innigsten Lebensfasern an, und trug das Geschick, welches ihm durch sie auferlegt war, mit edlem Muth. Ich wurde durch den näheren Umgang in meiner Hochachtung und Zuneigung für ihn nur bestärkt. Er sprach sein Mißvergnügen freimüthig aus, aber sein Gefühl für das Vaterland ließ sich nicht irren, und auch um den Preis, daß es ihm seinen Lebensberuf verkümmere, liebte er Oesterreich. Ich besuchte ihn

mehrmals im Hofkammerarchiv, bei welchem er als Direktor angestellt war; dort machte er mich auch mit einem Amtsgenossen Herrn von Karajan bekannt, der sich durch gelehrte Herausgabe alter Schriftwerke ausgezeichnet hat.

Nach Zedlitz fragt' ich vergebens, er war auf Gütern im Banat, so auch nach Meinert, den ich aus besonderen Gründen gern gesprochen hätte. Dagegen wurde mir unvermuthet ein merkwürdiger Besuch zu Theil. Einer der Bücherzensoren in Wien, Herr Rupprecht, hatte eben aus Amtspflicht die drei Bände des Buches Rahel durchgelesen, und war so ergriffen, so entzückt von dem Inhalte, daß er, als er meine Anwesenheit vernommen, mir dies persönlich aussprechen wollte. Er sagte, so Großes und Herrliches sei ihm noch nicht vorgekommen, dies Buch gehe ihm über alles, und daß sein Amt ihm dergleichen zugeführt, vergelte ihm reichlich ganze Massen traurigster Leserei, zu der dasselbe ihn verurtheile. In diesem Sinne schrieb er auch einige Verse in sein Buch über Chrysanthemum indicum, das er mir verehrte; er war nämlich ein außerordentlicher Blumenliebhaber, und besaß einen schönen Garten in der Vorstadt, den ich nicht unbesucht lassen durfte. Das ganze Wesen des Mannes sprach mich sonst nicht sehr an, ich war um so mehr über die Wirkung verwundert, welche das Buch auf ihn ausgeübt, aber eigentlich freuen konnte mich die Sache bei meiner Stimmung damals nicht, aller Beifall und Ruhm erschien mir so elend und schemenhaft gegen das wirkliche volle Leben, dessen Verlust gerade in jenem Gespenst mir schrecklich vor Augen stand! — Eine Frage konnt' ich nicht unterdrücken, wie so das Buch, welches schon in Berlin bei dem Zensor einiges Bedenken erregt, in Wien so leicht erlaubt worden sei? Mir wurde die Auskunft, daß die Zahl der Leser eines solchen Buches in Wien überaus klein und nur der höheren Klasse angehörig sei, also wenig in Betracht komme, ohnehin aber sei in den Buchläden alles Neueste zu haben, noch nicht Geprüftes und schon Verbotenes, die Beamten seien im Durchschnitt liberal gesinnt, und sähen bei dieser förmlich eingerichteten Umgehung der Gesetze gern durch die Finger.

Beim Grafen von Saint-Aulaire fand ich beim Mittag-

essen unter anderen Gästen auch Jourdain wieder, und die Unterhaltung wurde durch ihn gewichtiger, als sie sonst wohl gewesen wäre. Der Wirth war durchaus angenehm, fein, geistreich, verbindlich, sprach viel von Gans, wollte durch Jourdain erfahren, was von Hegel zu halten sei, und zeigte durch treffende Bemerkungen, daß er von seinem französischen Standpunkte gar wohl in diesem Gebiete mitsprechen könne. Das Gebiet der Staatssachen wurde gar nicht ängstlich vermieden, freimüthige und sogar strenge Urtheile kamen an den Tag, es wurde als bekannt angenommen, daß sich niemand an dergleichen stoßen dürfe. Wien hat in seinen hohen Kreisen stets eine Freiheit und Offenheit der Rede bewahrt, die in Berlin wenigstens damals nicht für jederman rathsam gewesen wäre. Der kürzlich in Wien stattgehabte deutsche Kongreß gab reichlichen Stoff, und besonders unser damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herr Ancillon, über dessen früheren Predigerstand die Wiener Diplomaten sich gar nicht zufrieden geben konnten; Saint-Aulaire nahm den altausgeschiedenen französischen Landsmann kräftig in Schutz, wobei denn doch der Schalk nicht unterlassen konnte, den Prediger so voranzustellen, daß der Minister dagegen von selbst übel im Schatten stand.

Einige Ausflüge in den Prater, den Augarten, die Brigittenau, den Garten von Schönbrunn, der wiederholte Besuch in Hietzing bei Philippsborn und Eskeles, in Pentzing bei Frau von Schönfeld ließ auf's neue die glückliche Lage Wiens erkennen, das an den herrlichen Strom gelehnt von einem Kranze des reichsten Pflanzenwuchses umgeben ist. Wenn der Winter günstiger sein mag, die Pracht und Fülle der Wiener Gesellschaftswelt zusammengedrängt zu sehen, so gewährt dagegen der Sommer den Vortheil, dieses Leben im Freien, im Schmuck der Gärten und Landhäuser zu betrachten. Die Musikbanden von Strauß, von Lanner, durch deren Leistungen die Wiener in den Rausch des Entzückens versetzt wurden, zogen mit heraus in's Grüne, und ihren fortreißenden Walzern lauschten Gering und Vornehm in kaum unterscheidbarem Gemisch.

Der Eindruck von Wien im Ganzen war auch diesmal ein überaus angenehmer, belebender. Das ganze Ansehen der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlichfrohes, die Leute schienen gesunder und froher als anderwärts, die schlimmen Geister, welche den grübelnden Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer athmen, und hatten wohl selten versucht hier sich einzunisten. Solcher Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes; übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine stillberauschende Kraft, und läßt die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist schon etwas werth! Wie die ehemalige französische Höflichkeit und gute Lebensart, so hat auch das österreichische Wohlbehagen das Verdienst, wenigstens eine schöne Andeutung dessen zu sein, was die Menschen einander bieten und gönnen sollten; denn so wenig jene Form alles Unartige und Gehässige aufhebt, im Gegentheil dasselbe wohl gar mit neuer Schärfe versehen kann, so wenig vermag die heiter-sinnliche Richtung den geistigen Mißmuth oder den Seelenschmerz abzuweisen, die in der menschlichen Natur gegründet sind. Auch kannt' ich das örtliche Leben schon zu gut, um von der Oberfläche getäuscht zu sein, und um nicht zu wissen, daß neben dem Unglück, dem alles Sinnenleben unterworfen bleibt, auch geistiges und seelisches Entbehren hier wie anderswo zur höchsten Qual sich steigert, ja mir fehlten die traurigsten Beispiele nicht, welche dies namhaft belegen konnten. Aber dennoch ist es ein wichtiger Unterschied, selbst für das einzelne Leiden, ob das Heitere und Frohe als Anfängliches gesetzt und nur gelegentlich durch Trübsal und Traurigkeit verdüstert wird, oder umgekehrt diese zur Grundlage für jenes dienen. Die erheiternde Macht des Wiener Lebens durfte ich um so mehr bejahen und anerkennen, als gerade mir die persönlichen Anlässe nicht fehlten, auf diesem sonnenhellen Gefilde mich in düstere Schatten zu verlieren.

So lange die Tagessonne glühte, das bunte Treiben des

Volkes durch die Straßen wogte, die zahlreichen Vergnügungsorte nur fröhliches Gedränge zeigten, und ich mit Freunden und Bekannten Genuß und Betrachtung theilte, übte die Gegenwart ihr volles Recht, und ich konnte mitempfinden, was diese Darbietung einem harmlosen Menschen sein konnte. Mit dem Einbrechen der Dunkelheit aber nahm alles eine andere Gestalt. Die blendende Helle eines langen Sommertages erheitert nicht lange, sondern überreizt den Sinn, ja die heiße, stille, wie festgebannt über uns schwebende Mittagsgluth hat schon Keime der Schwermuth, welche, durch Thätigkeit und Gesellschaft eine Weile unterdrückt, später im einsamen Dunkel nur um so unwiderstehlicher aufgehen. Wenn ich bei Sternenschein von Ausflügen und Besuchen allein heimkehrte, führte mein Weg mich an Stätten vorbei, oder ich suchte sie eigends auf, wo mir in früheren Tagen ein reiches, jetzt zerstörtes Leben geblüht hatte. Dann entschwand aller Gehalt der Gegenwart, und in ihrer Leere breitete sich ungehemmt die schmerzlichste Erinnerung aus. Die Vergangenheit hat einen Zauber, der anfangs mit süßer Wehmuth das Herz einnimmt, bald aber, wenn man ihm sich überläßt, nicht durch That und Gestaltung ihn bricht, dem furchtbarsten Abgrunde zuführt. Nicht nöthig ist es, daß Großes und Theures uns dorthin zieht, auch das weniger Bedeutende kann uns schaudernd an die Gränze des Daseins drängen; mir aber lag das Theuerste und Größte in dieser Vorstellung verloren, und nicht selten glaubt' ich ihr erliegen zu sollen!

In dem Kreise meiner Wiener Bekannten war viel von Rahel die Rede, lebhaft zeigte sich, wie tief ihr Wesen auf Gefühl und Gedächtniß der verschiedenartigsten Menschen eingewirkt hatte, jeder wußte etwas Besonderes von ihr, erlebte Vorgänge, vernommene Bemerkungen, und freute sich Aehnliches durch Andere zu erfahren. Ich hatte viele theilnehmende Fragen zu beantworten, und wurde dringend aufgefordert, aus ihrem Nachlaß noch mehr zu veröffentlichen. Einen gleichen Antheil fand ich in demselben Kreise noch für Gentz wach und rege, über dessen Leben und Tod die ihm Nahgestandenen noch immer nicht hinwegkonnten, so sehr die übrige

Welt ihn eiligst vergessen hatte. Es war ein Wunder in diesem leichtsinnigen, den Wirbeln der Tagesbewegung Preis gegebenen Treiben der Eigensucht und Oberflächlichkeit einen solchen Kern edlen innerlichen Andenkens zu finden, das schon in das zweite Jahr sich ungeschwächt fortsetzte. Die Theilnahme für Gentz war der für Rahel verwandt, sie vereinigte beide Namen in gemeinsamer Erinnerung.

Was ich von allen Seiten bestätigen und rühmen hörte, war insbesondere der kräftige Muth, mit dem er, als es zum Sterben kam, dem Tod in's Auge geblickt hatte, er, der früher bei jedem Erwähnen des Todes erblaßt, der von jeder Möglichkeit einer Gefahr so geängstigt war, daß er alle Stimmung und Laune verlor! Man wurde jetzt einig, daß die Furchtsamkeit in ihm nur eine äußere schlechte Angewöhnung, der zuletzt bewiesene Muth hingegen sein ächtes Innere war. Ueber sein Verhältniß zu Fanny Elßler hörte man in Wien nur glimpflich urtheilen, besonders von denen, welchen die Vorstellung einer edlen, in Herz und Geist gegründeten Zärtlichkeit nicht fremd war. Wirklich wurden von dieser Verbindung nur gute und gefällige, zum Theil rührende Züge erzählt. Mancherlei Spaßhaftes wußte man über seine in der letzten Zeit steigenden Geldbedürfnisse, denen der Kaiser durch außerordentliche Zulagen abhelfen mußte; wobei sich ereignete, daß dieser dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: „Das brauch' ich für die Fanny Elßler!" und dann sehr lachte, als der mißverstehende Diener erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Kaiser gedacht! Zweifelhaft sprach man von seiner politischen Denkart, und ob diese seit der Julirevolution sich wirklich geändert, oder nur einstweilen einer vorübergehenden Nothwendigkeit sich gefügt habe; denn das war gewiß, er hatte sich gleich für die Erhaltung des Friedens und für ein gutes Vernehmen mit dem Könige der Franzosen erklärt, der als Herzog von Orleans ihm persönlich Vertrauen bezeigt hatte, und mit dem er bald auch durch James von Rothschild in geheimen Briefwechsel getreten war. So hatte er auch die größte Besorgniß gezeigt, das Grey'sche Whigministerium könnte gesprengt werden, dem er eifrig zugethan war, ent-

gegen der Ansicht des Fürsten von Metternich, der sich mit ihm darüber fast entzweit hatte. Wer Gentz nur als den Abfasser der Karlsbader Beschlüsse kannte, der mochte freilich bei solchem Benehmen irr' an ihm werden; doch Gentz hatte einen weiten Gesichtskreis, er wußte, daß auch andere Richtungen zur Macht berufen waren, und konnte sie anerkennen, ja bis zu gewissem Grad ihnen beistimmen. Die Folge hat ihn glänzend gerechtfertigt, denn was er im ersten Augenblicke that, haben die Anderen, welche ihn deßhalb bitter getadelt und angefeindet, seitdem auch gethan und durch siebzehn Jahre fortgesetzt. Sein heller Kopf arbeitete sich aus der Finsterniß, die ihn umlagert hatte, leicht heraus, und erkannte frühzeitig den Stand und die Geltung der neuen Dinge, von denen er auch ahnden mochte, daß sie bald wieder in engere Bahnen einlenken würden. Ueber die gesellige Erscheinung und Beredsamkeit von Gentz war nur Eine Stimme, so wie über sein Talent der schriftlichen Darstellung. Er war ein ungeheurer Briefschreiber, und in jedem Zettel sprühte irgend ein Funke seines Geistes, wo er aber in näherem Vertrauen durfte der Feder die Zügel schießen lassen, da warf er in seine Briefe die geheimsten Gedanken, die reichsten Bemerkungen sowohl politischer als persönlicher Art. Tettenborn besaß einen Schatz solcher Briefe, deßgleichen Pilat, der nur kürzlich erst durch Vorlesen eines Theiles derselben einen Kreis gewählter Zuhörer entzückt hatte.

Ich war wenig versucht, in's Schauspiel zu gehen, gerieth aber doch eines Abends in das Burgtheater, wo ich zwei Akte von Iffland's „Leichter Sinn" leidlich aufführen sah. Für mittelmäßiges Zeug waren die aufgewandten Kräfte vielleicht noch zu gut, darum aber noch lange nicht gut genug für ächte Dichterwerke. Die Theater der Vorstädte ließen mich unbekümmert, mir fehlte die Stimmung für alles Volkslustige, und ich hörte versichern, daß auch gerade kein hervorstechendes Talent dort thätig sei.

Auf die Kaiserliche Bibliothek hatte mich der Bibliothekar Herr Ferdinand Wolf eingeladen, welcher mit unseren Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Verbindung stand. Ich sah mich gern in diesen Schätzen um, bei denen

nur zu wünschen blieb, daß sie dem öffentlichen Gebrauch in größerem Maß und zu wahrer Fruchtbarkeit offen stehen möchten.

Nichts aber lag mir entfernter, als einen Kursus der Merkwürdigkeiten Wiens durchzumachen! Ich kannte sie zum Theil, und mochte jetzt nichts kennen lernen. Mein Aufenthalt war zunächst auf das allgemeine Oertliche gestellt, dann auf altbekannte, mir durch Erinnerung werthe Menschen, an deren Wiedersehen auf diesem Boden ich das Gemüth erfrischen, eine schöne Vergangenheit in noch lebenden Zeugen an mich heranziehen wollte! So viele derselben auch schon fehlten, oder mir durch Zufall entgingen, immer war es noch ein seltener reicher Kreis, innerhalb dessen ich mich ergehen konnte. Ich erprobte hier gleichsam die Kräfte des Innern, die zerstörenden wie die erneuernden, und stellte mich in die Mitte von Eindrücken, deren Gefahr und Gewinn ich gleicherweise herausforderte. Wäre ich auf überraschend Neues, auf ungekannte Wahrnehmungen, auf wunderbar im Innern sich Erzeugendes ausgegangen, ich hätte nicht ergiebiger wählen können.

Unter den Personen, die mir bei meiner Reise nach Wien am meisten im Sinne standen, war auch der Fürst von Metternich. Wie groß auch der Abstand sein mochte, der in sonstigem Betracht ihn mir fern stellte, rein menschlich genommen war mir der Fürst durchaus nah, hatte für mein Leben die stärksten Bezüge, berührte vielfach die mir theuersten Verhältnisse. Die Erinnerung an seine einnehmende Persönlichkeit gab mir nur erwünschte Bilder, wo nur immer ich mit ihm zusammengekommen, stets war es unter günstigen Umständen, in allem Reize geselliger Vortheile gewesen, ich hatte mit ihm so zu sagen, immer schönes Wetter gehabt, ihm viel Angenehmes und auf alle Weise Förderliches zu danken. Dabei fühlte ich meine Ansichten ganz und gar nicht durch ihn bedingt, mein Urtheil über den Staatsmann im geringsten nicht bestochen; daß er hierauf gar keinen Anspruch zu machen schien, sondern Geist und Sinn völlig frei ließ, gehörte recht eigentlich mit zu den stärksten Anziehungsmitteln, die er für die verschiedenartigsten Naturen in so reichen

Maßen besaß. Alles was ich von ihm hörte, machte mich noch begieriger ihn wiederzusehen; er hatte soviel in der Zwischenzeit erlebt und durchgemacht, Häusliches und Allgemeines, stand zur Welt in einer so ganz anderen Stellung als die frühere in der ich ihn gekannt, daß er mir fast wie ein neuer Mensch vorkommen konnte. Ich hatte ihn mit seiner ersten Frau gesehen, jetzt war er zum drittenmale verheirathet, und von den letztern beiden Ehen wußte man gar vielerlei Romantisches zu erzählen. Seine Macht und sein Ansehen waren auf dem Gipfel, und er galt unbestritten als der erste Mann in Oesterreich, der seine Nebenbuhler und Gegner alle besiegt, entfernt, überflügelt oder gelähmt hatte, und der, wenn er auch, den bestehenden Einrichtungen zufolge, wie sie zwischen eifersüchtigen Herrschern und Behörden durch langwierigen Druck des Herkommens in schwerfälliger Selbstständigkeit sich gebildet hatten, im Innern fast nichts vermochte, dagegen in den äußeren Angelegenheiten das Ganze des Staates in der Hand hielt, und in diesem Bereich als Herr und Meister schaltete, dem selbst der Kaiser nicht lange zu widersprechen wagte, vielmehr sich zu fügen längst gewohnt war. Ihn auf seinem hohen Posten zu erschüttern, hielt man für eine baare Unmöglichkeit, es gäbe in und außer Oesterreich, versicherte man, wiewohl er zahlreiche und wahrlich nicht zu verachtende Feinde habe, dennoch keine Macht, die ihm etwas anzuthun vermöchte, sobald er nur nicht solche Blößen gäbe, deren man ihn unfähig wußte. Und als er späterhin dennoch solche Blößen gab, erfuhr er in seiner Stellung kaum einen Nachtheil davon. In der That beugte sich alles seinem Namen, und die Unterordnung, in welche dieser Mann alles um sich her versetzte, durfte den Sinn nur um so stärker reizen, in eigenem Anschauen zu erfahren, wie diese fabelhaft angewachsene Größe denn zu früheren Eindrücken sich verhalte, sie bestätige oder neu bedinge. Der Fürst war mit dem Kaiser in Baden, wo ich ohnehin liebe Freunde zu besuchen hatte, und da es zweifelhaft war wie lange er dort noch bleiben könne, so wollt' ich den Ausflug nicht aufschieben. Dazu kam, daß auch der eben angekommene, neue neapolitanische Gesandte, Marquis von Gagliati, den

ich von Berlin und Baden-Baden her kannte, mir versicherte, er dürfe keinen Tag säumen, sich bei dem Fürsten einführen zu lassen, weil man ihm gesagt, dieser könne jeden Augenblick auf seine Herrschaften in Böhmen abreisen, und dann alle Zeit bis zum Herbst verloren sei. Tettenborn, der sonst nicht leicht jemanden aus seinem Kreise willig entließ, sondern wie durch Liebenswürdigkeit so auch durch entschiednen Willen jedes andere Verhältniß gern dem seinigen unterwarf, versuchte diesmal keinen Widerstand, denn auch bei ihm überbot der Name Metternich alle Einwendungen; freilich verband er mit meinem Drange, den Fürsten zu sehen, andere Gedanken, als ich mir vorstellen konnte, Gedanken, denen er in keiner Weise entgegensein wollte, da sie auch ihm wichtig und angenehm sein mußten.

Freitag Morgens am 8. August fuhr ich nach Baden; eine häßliche Fahrt, rechts und links öder Anblick, unendlicher Staub, der seiner Feinheit und Leichtigkeit wegen doppelt so weit getragen wurde, und doppelt so lange schweben blieb, als der gröbere Berliner, und daher auch nicht so derb in's Gesicht schlägt, aber um so verrätherischer in die Lunge dringt. Auch Baden selbst war nicht erfreulich anzusehen, ungeachtet der vielen fremden Gäste, die ich hier wußte, schien alles leer, die Straßen zeigten nur einzelne Leute, in den Häusern war es still; die Tageszeit mochte hieran schuld sein, es war um die Mittagsstunde, wo man noch vom Bad ausruht oder mit Anziehen beschäftigt ist, und — schon halb italiänisch — nicht ohne Noth sich dem heißen Sonnenschein aussetzen mag.

Um 1 Uhr fuhr ich zum Fürsten, der mich gleich annahm und mit großer Freundlichkeit willkommen hieß. In seinem Aeußeren fand ich ihn zwar weniger gealtert, als man mir gesagt hatte, aber doch eine große Veränderung; das Alter hatte ihn noch nicht gebeugt, aber sehr ernst gemacht; die frühere Eleganz und Anmuth war in strengere Haltung und steifere Würde übergegangen, wobei gleichwohl die Bewegungen noch oft an die frühere Erscheinung erinnerten.

Was mir am meisten auffiel, war der Ton seines Sprechens, besonders klangvoll war seine Stimme nie gewesen, jetzt aber hatte sie etwas Hohlnäselndes, Gezogenes, das mir nicht gerade zuwider war, aber doch dem Gespräch alle Raschheit und Lebhaftigkeit unmöglich machte. In seinen Gesichtszügen lag dieselbe verschlossene Gleichgültigkeit, die man so oft an ihm getadelt und bewundert hatte, nur trat in ihnen ein stärkeres Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit hervor, die früher sich ebenfalls unter der Decke zu halten liebte. Um die Augen und gegen die Schläfe hin verriethen sich auch schon Spuren der höheren Jahre, und jene besondere Abstumpfung, welche zu erkennen giebt, daß die sinnlichen Kräfte nicht geschont worden. Der Fürst gab mir jedoch nicht lange Zeit, solchen Bemerkungen eigends nachzugehen, sondern ich mußte sie gleichsam nebenher aufraffen, denn er begann sogleich ein Gespräch, das mich tief in Anspruch nahm. Wir saßen einander gegenüber an einem grünen Tisch, auf dem nichts lag als ein paar Bücher in rothem Saffian mit Goldschnitt, wie ich nachher sah österreichische Staatskalender, die der Fürst im Gespräch bisweilen spielend in die Hand nahm, und vertraulich und bequem, bei geradem und nahem Blick in's offne Antlitz, entspann sich die nachfolgende Unterhaltung. Der Fürst gedachte zuerst des Verlustes, den ich erlitten, und sprach von Rahel mit so warmer Theilnahme, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Sehr genau erinnerte er sich ihrer Persönlichkeit, ihres lebhaften und gutmüthigen Wesens, ihrer heitern und oft scharfen, in Verwunderung setzenden Einfälle; die Gelegenheiten, bei denen er sie gesehen, waren ihm noch gegenwärtig, wie denn überhaupt die Erinnerungen aus der Zeit seines Aufenthalts in Berlin ihm sehr lebendig waren, und er mit Vorliebe in ihnen zu verweilen schien. Sodann fragte er nach meinen nunmehrigen Verhältnissen. Er war vollkommen unterrichtet von den früheren, daß ich nicht nur von dem Grafen von Bernstorff, sondern nach dem ausdrücklichen Willen des Königs auch von anderen Ministern und von dem Generaladjutanten von Witzleben in den wichtigsten Sachen beschäftigt worden sei. „Und das alles ohne eigentliche Amtsstellung", fügte er hinzu, „in einer

Art von Ausnahmsverhältniß, ähnlich wie bei uns Gentz gestellt war." Ich lehnte die Vergleichung mit Gentz ab, sowohl in Betreff der Talente, als auch hinsichtlich der Stellung und Thätigkeit, die ihm in so bedeutender Art nur dadurch möglich gewesen, daß er einen solchen Vorgesetzten gehabt, dessengleichen bei uns nicht und überhaupt nicht ein zweitesmal zu finden sei, und daß mir demnächst auch alles Ansehen und alle Vortheile, die sich auf Gentz so reichlich gehäuft, entrückt geblieben. Ich verband hiemit die Versicherung, daß ich meine Dienstlaufbahn für geschlossen ansähe, seit dem Tode Rahel's alle Geschäftssachen abgegeben und dabei erklärt habe, wie ich allen amtlichen Arbeiten fernerhin entsagen müsse, weil weder Fähigkeit noch Neigung dazu mir übrig sei. Der Fürst sah mich erst etwas befremdet an, und entgegnete dann vertraulich, daß der Minister Ancillon ihm noch vor kurzem zugesagt, eine gewisse Arbeit, bei welcher Oesterreich eben so sehr als Preußen das Interesse habe, sie mit Gewandtheit und Nachdruck abgefaßt zu sehen, durch mich ausführen zu lassen. Ich gestand, daß eine solche Absicht, deren Ursprung ich mehr in der guten Meinung des Fürsten als in der Geneigtheit Ancillon's zu suchen wisse, mir allerdings bekannt und sogar mein Urlaub dieserhalb auf nur zweimonatliche Dauer beschränkt worden sei, allein ich zweifelte, daß jene Arbeit, wenn es noch dazu kommen sollte, wirklich mir würde übertragen werden, und ebenso wäre noch sehr die Frage, ob ich sie würde leisten können. Metternich hatte nämlich mit Ancillon verabredet, daß, sobald die Beschlüsse der letzten Wiener Berathungen bei den deutschen Regierungen gehörig verarbeitet sein würden, wofür etwa zwei Monate anzunehmen wären, eine öffentliche Verständigung über die getroffenen Maßregeln im Druck erscheinen sollte, und er hatte meine Feder hiezu dringend empfohlen. Er schien nicht ungern zu hören, daß ich aber gar nicht in Gunst bei Ancillon stände, und lächelte einverstanden über den Grund, der nicht sowohl in mir als vielmehr einzig in Bernstorff's Handlungsweise lag. Er äußerte nun um so freier seine Meinung über Ancillon, dem er guten Willen beimaß, aber wenig Takt, und der in dem Staatsminister

noch zu sehr den Prediger zur Schau trage, den Prediger, der alles mit blühenden Redensarten zwingen wolle, und zu sehr vergesse, daß Schweigen oft mehr thue als Reden. Ich konnte ihm hierin nicht widersprechen, that dies aber um so eifriger, als er über Bernstorff einige Beschwerden vorbrachte, die mir ungerecht dünkten, und die nur durch Zwischenträger veranlaßt waren, die ich meinerseits wohl kannte, und nicht zu schonen hatte.

Der Fürst wandte das Gespräch auf seine eigene Geschäftsführung, und ohne allen besonderen Anlaß, aus eigener Lust und Willen, zu meiner fortgesetzten Ueberraschung und Verwunderung, setzte er mir seine Verfahrungsart auseinander, legte er die Ansichten und Maximen dar, die ihn bisher geleitet hätten und ferner leiten würden. „Ich habe", sagte er mit Nachdruck, „in Geschäften keinen Haß und keine Vorliebe, sehe auf die Sache, und demnächst auf die Brauchbarkeit der Menschen, die ich dabei zu verwenden habe, wer redlich eingreift und das Werk fördert, ist mir willkommen, sei er mir persönlich bis dahin auch noch so sehr entgegen gewesen, oder in allgemeinen Ansichten von mir verschieden. Nie hab' ich jemanden als Person verfolgt, nur immer die Wirksamkeit, die ich bestreiten oder unterdrücken mußte. Die Grundsätze, welche ich mir von Anfang meiner Laufbahn gewählt, haben sich mir in allen Lebens- und Geschäftserfahrungen erprobt, und ich kann sagen, daß seit fünfundzwanzig Jahren, die ich an der Spitze des Kabinets stehe, mich nie etwas gereut hat." Nach einigen Zwischenworten fuhr er fort: „Wo alles wankt und wechselt, ist vor allem nöthig, daß irgend etwas beharre, wo das Suchende sich anschließen, das Verirrte seine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich gewesen, hier hat alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindlichste friedlich sich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Rußland, andere wo Frankreich mich hätten stürzen mögen, doch bald wandten sich die Dinge so, daß jene einsehen mußten, ich sei für sie der rechte Mann. Wie von den Staatsmächten gilt dies auch von den Parteien. Durch mein Feststehen und ruhiges Beharren, durch meine stete Gleichmüthigkeit, hab' ich Vertrauen erworben,

Freunde und Feinde bezeigen es mir in höchstem Grade; die bedeutendsten Männer aller Partheien — hören Sie wohl, ich sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimsten Plane mir eröffnet, — und keiner hat sich schlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, keinen je dem andern verrathen; im Gegentheil! wie der katholische Beichtvater habe ich in mißlichen Kollisionsfällen stets lieber mich geopfert, und oft schwer dafür gelitten, daß ich das mir bewiesene Vertrauen geehrt und fremdes Geheimniß wohl bewahrt habe. Sie wissen es aber auch alle, Freund und Feind, und geben mir immerfort neues Zeugniß davon."

Nach einer Weile sagte der Fürst: „Ich habe ein Prinzip, und nach diesem handle ich unwandelbar. Ein Prinzip aber ist keine Doktrin, beide sind im Gegentheil sehr verschieden; jenes ist in der moralischen Welt was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich; eine Doktrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Prinzip darf der Staatsmann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in der Anwendung darf er sich tausend Modifikationen gestatten, ja er muß sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er seine Sache und sich nicht freventlich in die Luft sprengen will; der Staatsmann darf keine Stange Eisen sein, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widerstrebt, und gleich wieder, so wie er aufhört, die frühere Gestalt annimmt." Dabei verwahrte er sich stärkstens, kein Mann des sogenannten juste milieu zu sein, noch sein zu können. „Wer ein Prinzip hat", sagte er, „der muß auf das Aeußerste gehen, nicht eine Mitte behaupten wollen, die in Wahrheit keine ist, sondern nur eine scheinbare, ein elendes Zusammenhalten widerstrebender Enden; und so thue ich, ich gehe den Sachen bis auf den tiefsten Schlupfwinkel nach, dem Guten, es zu fördern, dem Schlechten, es zu vernichten; aber ich weiß, daß die Art sich nach Welt und Umständen zu richten hat, und mein Prinzip selber hat dieses Maß in sich, und verwirft allen Fanatismus."

Es ist leicht begreiflich, daß ich bei solchen unerwarteten Mittheilungen mich auf eine größtentheils stumme Rolle beschränkte, und alle Kraft der Seele nur zum aufmerksamen Hören anstrengte. Natürlich konnte das Gedächtniß dennoch nicht jedes Einzelne festhalten, und hatte auch manche der leiseren Uebergänge schon verloren, als ich den Ertrag des Tages am Abend niederzuschreiben eilte. Den Lehrton, den der Fürst sich angewöhnt hatte, erinnerte ich mich schon vor mehr als zwanzig Jahren in Prag bemerkt zu haben, doch nur in kleinen Anfängen; jetzt war er übermächtig geworden, und wurde im Verlauf großer Erörterungen wirklich sehr ermüdend; in allen Dingen, auch den geringfügigsten, sollte Plan und Folge nachgewiesen werden, überall Durchdachtes hervorblicken. Daß dies nicht immer gelang, war nicht zu verwundern. Der Fürst sprach vortrefflich, fließend und gemessen, in gewähltem, oft überraschend bezeichnungsvollem Ausdruck; aber es gab doch Stellen, wo ihm der Faden ausging, der Gedanke gleichsam ausblieb, und in solchem Falle nahm er dann ungezwungen einen neuen Anlauf. Justus Gruner hatte mir erzählt, daß damals in Prag, kurz vorher ehe er verhaftet wurde, in einer Unterredung mit Metternich, dieser gleichsam zur Billigung des preußischen Staatskanzleramts ihm die Nothwendigkeit eines Premierministers habe darthun wollen, sich dabei auf das Beispiel Englands und seine Anschauung der dortigen Verhältnisse berufen und dann unternommen habe, eine förmliche Theorie des Premierministers aufzustellen, wobei es aber sogleich in's Stocken gerathen, und mit einigen Anekdoten von Pitt abgethan worden sei. Ganz Aehnliches widerfuhr mir. Der Fürst gerieth auf die Bedeutung Oesterreichs, und wollte mir diese vollständig vor Augen stellen; Oesterreich, sagte er, sei unter den Mächten eine der ersten und wichtigsten, sowohl durch seine Lage als auch durch den Geist und die Richtung, die in dem Ganzen walteten, ein Großes, sowohl Moralisches als auch Materielles, denn ... Dieses Denn aber hatte keine weitere Folge, und zerrann in kleine Bemerkungen über die Vielheit der Sprachen in Oesterreich.

Bald knüpfte er wieder an seine früheren Aeußerungen

an, und sagte, als bestes und neuestes Beispiel, wie die Menschen sich nach und nach zu ihm fänden, könne er den badischen Minister von Reizenstein anführen, den ich ja wohl kennen müsse, und daher auch wissen werde, wie derselbe von jeher zu den Liberalen und zu den erklärtesten Widersachern Oesterreichs gehört habe. „Ich ließ mich das nicht irren, sondern freute mich, daß er zum Kongreß hieher kommen sollte, eben so wie Herr von Dusch, der mir wie jener auf alle Weise verdächtigt worden war, und gegen den, ich will nicht sagen von welcher Seite, die hitzigsten Ereiferungen losgelassen wurden. Ich verachtete diese Einflüsterungen, und verständigte mich mit den Männern, die redlich gesinnt, das deutsche Gemeinwohl suchten, und durch die sprechenden Thatsachen überwältigt ihre früheren Ansichten aufgaben, sie lenkten willig in die Bahn, die ich schon längst als die richtige gewählt hatte; Herr von Reizenstein ist jetzt gewiß einer der wackersten Verfechter desjenigen Prinzips, dem ich von jeher folge, und mit ihm habe ich auch durch Herrn von Dusch das wichtige und zarte Geschäft in der Schweiz mit Erfolg durchgeführt, an dem so viele andere Bemühungen gescheitert sind." Ich überlegte mir im Stillen, welchen Werth dieses Lob veröffentlicht für die Gelobten wohl haben dürfte, und wunderte mich nur, daß der Fürst die Sachen in der Schweiz wirklich schon als beendigt ansehen wollte.

Zuletzt kam er nochmals auf Rahel zurück, und sprach viel und lange mit höchster Achtung von ihr; er habe sie zwar nicht als Freundin gekannt, sei aber einer ihrer frühsten Bekannten und mit ihren besten Freunden sehr verbunden gewesen, besonders habe Gentz ihr von jeher und bis zuletzt wahrhafte Verehrung gewidmet, auch öfters merkwürdige Stellen aus ihren Briefen ihm und der Fürstin mitgetheilt. Den Verlust von Gentz bedauerte er ungemein, lobte seine Liebenswürdigkeit, sein unersetzliches Talent, fügte jedoch hinzu, in den letzten Jahren sei er unklar und muthlos gewesen, und in den Geschäften nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Nicht genug zu rühmen aber sei die Unerschrockenheit, die er in seinen letzten Tagen gegen den Tod gezeigt, beherzt habe

er ihm in's Auge gesehen, er, der sonst bei jeder darauf bezüglichen Erwähnung gebebt!

Schon lange war dem Fürsten die Anmeldung eines Gesandten gebracht worden, ohne daß er sich dadurch stören ließ, ich machte zwar Anstalt wegzugehen, allein er hieß mich meinen Platz behalten, und setzte gelassen und behaglich seine Mittheilungen fort. Endlich schien es mir doch ernstlich Zeit zum Aufbruch, und mit den freundlichsten Versicherungen, wie lieb und erwünscht ihm mein Besuch gewesen, lud mich der Fürst auf den folgenden Mittag ein. Die ungemeine Zutraulichkeit und das natürliche Wohlwollen seines ganzen Benehmens gab mir in diesem Augenblicke den Muth ihm zu sagen, ich sei nicht allein, sondern habe einen Neffen von Rahel zum Begleiter, dem es eine theure Erinnerung für das ganze Leben bleiben würde, wenn er Seiner Durchlaucht vorgestellt werden dürfte. Mit der gütigsten Willfahrung sagte der Fürst ohne Zögern: „Bringen Sie ihn morgen mit!"

Im Weggehen traf ich draußen den Marquis von Gagliati, er war es, den man dem Fürsten gemeldet und den dieser so lange hatte warten lassen. Wir wechselten nur wenige Worte, denn er wurde sogleich zu dem Fürsten hineingerufen. Ich eilte nach Hause, bewegt von den mannigfachsten Eindrücken, Ueberlegungen und Zweifeln, die sich schwer in ein klares Ergebniß fügen wollten.

Besuche in der Stadt, eine Fahrt in das Helenenthal hatten mich sehr ermüdet und aufregende Abendgespräche mir eine schlechte Nacht bereitet, daher ich am nächsten Morgen mich unwohl befand, an Schwindel litt, und beim Fürsten schon wollte absagen lassen. Doch einige Bewegung im Freien stellte mich so weit her, daß ich hoffte, das noch übrige Unbehagen überwinden zu können. Wir fanden uns daher zur bestimmten Zeit ein, ich stellte meinen Begleiter vor, und nach einer Viertelstunde gleichgültigen, doch heitern und artigen Gesprächs ging man zu Tisch. Ich saß zwischen dem Fürsten und seiner Tochter Leontine, auf seiner andern

Seite die Fürstin, wegen ihres hoffnungsvollen, aber sehr leidenden Zustandes halbliegend in einem tiefen Lehnstuhl. Die zweite Tochter des Fürsten, der Vizepräsident des Hofkriegsrathes General Graf Ignaz von Hardegg, der Graf Joseph Esterhazy, ein Graf Zichy, der Freiherr von Neumann aus London und noch einige Herren schlossen den kleinen Kreis. Der Fürst war ungemein zuvorkommend, besonders verbindlich gegen uns Freunde, fragte allerlei von Berlin, erzählte heitere Geschichten aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes, scherzte, warf kleine Bemerkungen hin, und verbreitete das angenehme Behagen, welches sich auf das Gefühl arglofer Freiheit und Sicherheit gründet; doch hielt er sich im Ganzen schweigsamer als in früherer Zeit. Im Allgemeinen war die Unterhaltung österreichisch-vornehm, das heißt lässig, zwanglos, vertraulich, kotteriehaft, dreist. Kein Wort von Politik, außer einmal, da Graf Zichy klagte, der Buchhändler habe ihm die Paroles d'un croyant noch nicht geschickt; ich ließ die Frage einfließen, ob denn das Buch nicht verboten sei? und der Fürst erwiederte: „Verboten allerdings, insofern es nicht öffentlich angekündigt und feilgeboten werden darf, nicht aber für solche Leser, bei denen kein Nachtheil davon zu fürchten sei, die österreichische Zensur nimmt auf die Personen Rücksicht." Jemand erinnerte, daß in diesem Sinne zum Beispiel dem Herrn von Eskeles erlaubt werde, das heftige Pariser Blatt, le National zu halten. — „O bei dem ist die Regierung sicher", rief ein Anderer, „einen besseren Oesterreicher giebt es nicht! — „Und was die Denkart betrifft", versetzte der Fürst mit Heiterkeit, „so ist der National für ihn wohl gar ein gemäßigtes Blatt." Das Gespräch ging auf die Eisenbahnen über, und auf dem Schienenwege ging es ohne Anstoß leicht und schnell. Die Aeußerung, daß die Eisenbahnen auf die Kriegführung großen Einfluß haben würden, führte auf ältere Ereignisse zurück, und als der Schlacht von Wagram und des Umstandes gedacht wurde, daß heute zwei Personen am Tische seien, die bei Wagram verwundet worden, so vervollständigte ich die Angabe durch die Anmerkung: „Ja, doch mit dem Unterschiede, der Graf von Hardegg als General, und ich als

Fähndrich", worüber der Fürst ein großes Ergötzen hatte, und meinte, solcher Unterschied gleiche sich im Leben aus, denn wenn der Fähndrich meist wünsche General zu sein, so fehlten auch die Anlässe nicht, wo der General wünsche Fähndrich zu sein. Wo und wie diese Anspielung hier treffen mochte, konnte ich nicht beurtheilen, sie wurde aber mit großer Lustigkeit aufgenommen, und der Fürst, der nach alter Gewohnheit einen solchen Scherz aufgriff um ihn nicht wieder los zu lassen, war im Zuge ihn bis auf das letzte Mark auszupressen, als ihm ein großer Pack Depeschen überbracht und der österreichische Botschafter Graf von Lützow gemeldet wurde, der eben von Rom angekommen war. Die Tafel wurde nun bald aufgehoben, und der Fürst entfernte sich.

Die Fürstin Melanie, mit der ich bisher kaum ein paar Worte gewechselt, bemächtigte sich nun meiner ganz, hieß mich neben ihr niedersitzen, und ich hatte alle meine Aufmerksamkeit zusammen zu nehmen. Denn ihr Gespräch, wechselnd, eigenwillig, gebieterisch, andringend, war mehr als bloßes Gespräch, warf sich dem Anderen leicht als Prüfung, als Zuredestehen, ja wohl gar als Beichtensollen auf. Ihre Gunst oder Ungunst war jedesmal ganz entschieden und unverhohlen, aber nicht zu berechnen, man sah beide als Gaben des Zufalls an. Für mich war gerade Gunst vorhanden, und die wurde mir denn auch reichlichst ausgeschüttet. Sie dankte mir lebhaft für die Mittheilungen aus Rahels Nachlaß, sie habe das Buch im vorigen Sommer mit großer Begier gelesen, oder der Fürst ihr daraus vorgelesen, vieles von dem Inhalte möge sie wohl nicht verstanden haben, aber das Ganze habe mächtig auf sie gewirkt, wie noch nie ein Buch, und es sei ihr überaus leid, daß sie die seltene Frau nicht gekannt habe; nun kamen vielerlei Fragen, deren manche mich in Verlegenheit setzte, denn bisweilen waren sie so wunderlich gestellt, daß ich ihnen erst eine andere Wendung geben mußte um sie beantwortungsfähig zu machen; die Briefe an Gentz kamen ganz besonders zur Sprache, die Fürstin sprach von diesem mit ungemeiner Vorliebe, er sei gewesen wie kein anderer Mensch, auch besonders für sie immer gut gesinnt, und sie habe Unersetzliches in ihm ver-

loren; eines könne sie ihm nicht verzeihen, die Liebschaft mit Fanny Elßler, dadurch habe er sich auch sehr geschadet in der großen Welt. — „Aber um so mehr gewonnen an Herzensglück", erwiederte ich, „und da mocht' er den Beifall der großen Welt, die er schon mehr entbehren konnte als sie ihn, leicht verschmerzen." Mein Widerspruch erregte Befremden, und ich sah wie es in der Schwebe hing, ob ich noch stehen solle oder fallen, daher ich nachdrücklich fortfuhr, ich sei erstaunt, daß sie, gerade sie ein solches Verhältniß unbillig beurtheile, und nicht hauptsächlich das Glück darin erkenne, daß ein Mann in seinem Herbste noch solchen Frühling erlebe, daß ein schon trübes Alter vor seinem Ausgange noch zuletzt durch solchen Sonnenglanz erhellt werde; ich lobte dann Fanny Elßler wegen ihrer edlen Eigenschaften, ihrer Herzensgüte, ihrer Seelenanmuth, die ihren Werth über alle Zufälligkeiten der äußeren Lagen erhöben und dauernd sicherten. Die Fürstin gab dies alles zu, wiewohl etwas unwillig, und es sammelten sich auf ihrer Stirne schon einige Wolken; wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte nicht eben zu guter Zeit sich der Fürst wieder eingefunden und das Gespräch aufgenommen. Da er hörte, daß von Gentz die Rede sei, gab er bereitwillig seinen Beitrag. Er sprach von der außerordentlichen Wirkung, welche der Tod Goethe's auf Gentz gemacht, das sei die größte Erschütterung für ihn gewesen, um so wunderbarer, als er nie recht gut mit Goethe gestanden, immer viel gegen ihn gehabt und sich gegen dessen Größe wie gewehrt habe. Der Fürst sagte das im Tone des Tadels, und als sei er selbst nie in ähnlichem Fall gewesen, daher konnt' ich mich nicht enthalten, ihm in's Gedächtniß zu rufen, daß auch er früher nicht allzu gut von Goethe gedacht, und daß ich darüber manchen warmen Strauß mit ihm zu führen gewagt; er antwortete hierauf mit ernster Verwahrung: „Geschätzt habe ich ihn doch immer, und persönlich fanden wir uns beide außerordentlich gut zusammen."

Von Adam Müller war hierauf die Rede und von Friedrich Schlegel, welche auf der von Gentz eröffneten Bahn nachgeschritten waren, aber mit weit geringerem Erfolg,

sowohl in geschäftlichem als in persönlichem Betreff. Daß beide in ihrem Streben zuletzt über das österreichische Interesse hinaus vorzugsweise ein kirchliches in's Auge gefaßt, und daher in Geschäften oft unbequem, ja völlig unbrauchbar geworden, wurde nicht geläugnet. Da ging es denn von selbst wieder auf Gentz und seine außerordentlichen Leistungen zurück, seine Meisterschaft im Schreiben, seine bisweilen langsame aber stets richtige Auffassung, seine glänzende Darstellung. Ich erinnerte den Fürsten, wie sehr es zu wünschen wäre, daß die Schriften und Aufsätze von Gentz gesammelt und auch aus seinen Geschäftsarbeiten die geeigneten veröffentlicht würden; der Fürst erwiederte, ich hätte ganz Recht, und er wolle jemandem Auftrag geben diese Sammlung zu besorgen.

Der Graf von Lützow kam jetzt zur Gesellschaft, und die Unterhaltung zersplitterte sich. Eine ungarische Gräfin Fekete wurde gemeldet, und angenommen trotz des Mißvergnügens der Fürstin Melanie, die gerade jetzt keine Lust hatte irgend einen gesellschaftlichen Zwang zu ertragen, und durch nichts zu bewegen schien, diese Unlust zu verbergen. Eine fabelhafte Alte erschien, eine geputzte und geschminkte Fee in Kindesgestalt, gebrechlich und unbehülflich zum Zusammenfallen, aber dennoch steif und stark in ihren Ansprüchen als große Dame, wie sie denn auch schnell begriff, daß sie nicht willkommen sei, und dafür, als sie sich bald wieder empfahl einige scharfe Pfeile abschnellte, die sichtlich weh thaten. Sie war mir längst bekannt als eine witzige, dreiste, schonungslose Frau, von der man das Unglaubliche zu hören gefaßt sein mußte, eine Art Frau von Crequi, die sich in ihrem Kreise furchtbar gemacht hatte, mir noch überdies merkwürdig als die Freundin und Spielgefährtin von Gentz, der auch wohl von ihrer Zunge zu leiden, indeß noch weit mehr sich ihres Schutzes zu freuen hatte.

Wir gingen zu Arnstein's, wo wir auch zu Mittag hatten sein sollen, die Gesellschaft sich eben trennte, aber auch schon wieder andere zusammenkam. Siehe da! Die Gräfin Fekete hatte hieher ihre Zuflucht genommen, und saß mit dem alten Arnstein am Spieltisch, ein Paar von so unheimlichem

mährchenhaften Ansehen, daß man leicht glauben konnte, sie säßen schon hundert Jahre so da, und könnten noch hundert Jahre so dasitzen. — Mit dem Grafen Cavriany, den ich bei Wagram beim Erzherzog Karl gesprochen, und nachmals in Wien bei der Gräfin von Fuchs häufig gesehen, hatte, erneuerte ich die Bekanntschaft, und wir sprachen besonders mit Wärme von dem verehrten Feldherrn, den zu besuchen er mich dringend aufforderte.

Ein Spazirgang, den die Damen anregten, gab in der schönen Natur die heiterste Stimmung, führte uns aber auch mit dem Oberstkämmerer des Kaisers Grafen von Wurmbrand zusammen, und mit dem Leibarzt Freiherrn von Stifft, deren Gespräch einem Norddeutschen einigermaßen seltsam klingen mußte, besonders wenn man bedachte, daß man in dem Leibarzt einen stillen Mitregenten dieses Staates vor Augen hatte, der in gar vielen Fällen mehr Macht hatte, als der Fürst von Metternich und der Graf von Kolowrat zusammen. — Wir verbrachten den Abend in freundlicher Geselligkeit, allein sie konnte nicht hindern, daß das Gefühl körperlichen Mißbehagens und wehmüthiger Trauer, so lange zurückgedrängt, endlich die Oberhand gewann und den erfüllten Tag düster beschloß.

Der nächste Vormittag war regnigt, die Luft aber dabei warm und drückend, und ich litt unsäglich. Ein Gang in den Park stärkte mich so weit, daß ich einer Mittagseinladung folgen mochte, wo einige Herren, die aus Wien zum Besuch gekommen waren, mich durch die Dreistigkeit ihrer Reden in Erstaunen setzten. Sie behaupteten unter andern, seit den französischen Julitagen sei das Volk hier ganz verändert, lese die Zeitungen, nehme Theil an den Begebenheiten, und urtheile darüber mit einer Schärfe, bei der den Regierenden mit Recht bange sei. Die größte Verachtung wurde gegen die Männer ausgesprochen, welche sich als Feinde der Revolution bekannten, aber auf allen Punkten ihr nur stets nachgäben! Daß man die Karlisten in Spanien aufgeregt und unterstützt habe, sie jetzt aber schnöde im Stich lasse, wurde bitter gerügt. Einer

der Herren, der in politischen Dingen kein Fremdling schien, wollte wissen, unser Minister Ancillon habe dem Fürsten von Metternich eben einen üblen Streich gespielt. Die Leiter der Kabinette seien bei ihrem letzten Zusammensein übereingekommen, und Metternich insbesondere habe dahin gestimmt, daß man den spanischen Kämpfen ruhig zusehen wolle, bis die Karlisten mit hinreichender Truppenzahl das Feld behaupteten und der König an ihrer Spitze stünde, wäre es aber so weit gekommen, so wolle man offen und stark sich für die gute Sache erklären und ihren Erfolg sichern. Jene Bedingungen wären nun eingetreten, Metternich aber habe sich nicht gerührt und alles beim Alten gelassen, Ancillon hingegen, um seine gute Gesinnung zu zeigen, habe mit stolzer Wortfülle den Fürsten an die Verabredung erinnert, und hoffe ohne Zweifel die schmeichelhafteste Anerkennung seines Eifers. Nichts aber komme dem Fürsten ungelegener, und er verwünsche diese Beflissenheit, denn er habe sowohl dem englischen Kabinet als auch dem Könige der Franzosen gegenüber weit wichtigere Rücksichten zu beachten, und das entfernte Spanien müsse den näheren Anliegen in der Schweiz und Italien billig nachstehen. Ich bekannte, von diesen Sachen nicht unterrichtet zu sein, und stellte nur ehrenhalber einige Zweifel gegen diese Angaben auf, welche unseren Minister in kein günstiges Licht setzten. Der Sprecher aber fuhr fort, daß er in diesem einzelnen Falle dem Fürsten wohl Recht gebe, darum aber nicht weniger dessen ganzes politisches Verfahren höchlich tadeln müsse; dasselbe gründe sich auf keinen wahrhaften Gedanken, auf keine ächte Kraft, sondern auf eine Art von Bezauberung, in welcher es andere noch Schwächere befangen halte. Niemand wird mir verdenken, daß ich keinen Beruf empfand, im fremden Lande mich zum Vertheidiger des fremden, von seinen eignen Nächsten angegriffenen Ministers aufzuwerfen. Seine Persönlichkeit aber vertheidigte ich mit allem Feuer inniger Ueberzeugung, und setzte seine liebenswürdigen Eigenschaften, und unter denen sein edler Freisinn — ja, Freisinn — voranstände, in das hellste Licht, wogegen denn zuletzt kein Widerspruch mehr erhoben wurde.

Für diesen Eifer sollt' ich unmittelbar belohnt werden, denn bei einem Gang im Freien, den ich Nachmittags machte, begegnete mir Metternich, und lud mich ein ihn eine Strecke zu begleiten. So wohlwollend und harmlos hatte ich ihn kaum jemals gesehen! Er ging auf die vertraulichsten, menschlichen Betrachtungen ein, sprach von Liebeszauber und Eheglück, und gestand, seit er dieses — erst in später Zeit — wahrhaft kennen gelernt, habe er ohne solches nicht mehr leben können. Was die Eltern den Kindern, was diese den Eltern wären, setzte er mit schönen Worten auseinander, scharf und rührend, denn er wollte sich keiner Täuschung hingeben, und sein warmes Gefühl doch nicht mit dieser opfern. Ich faßte seine Meinung vollkommen, und er schien vorauszusetzen, daß ich ihn verstehen müßte. Nun wollte er auch von mir einige Aufschlüsse über neuere Vorgänge, die mich betroffen hatten, und ich sagte in der Kürze das Nöthige. Darauf sprach er von Ludwig Robert, dessen Dichtungen er sehr schätzte, und aus denen er einige beißende Sprüche auswendig wußte. Ich beklagte, daß der Dichter in seinem Leben nie geahndet, welch günstigen Leser er an so hoher Stelle gehabt; er war für Beifall sehr empfänglich, ja dessen bedürftig, und der schmeichelhafteste, der eines machtvollen Gegners, war ihm entgangen! Der Fürst war am Ziele seines Weges, und ich empfahl mich; eine Einladung zum folgenden Mittage mußt' ich ablehnen.

Montags, den 11. August rafft' ich mich mit Gewalt aus Unwohlsein und Verstimmung auf, um nach der Weilburg zum Erzherzog Karl zu fahren, wo ich mich angemeldet hatte. Der Oberhofmeister General Graf von Grünne führte mich zu ihm. Ich bekenne, daß mir das Herz pochte, als ich seiner ansichtig wurde. Die schmächtige, unansehnliche, vom Alter hart angegriffene Gestalt, und doch durch und durch der Ausdruck eines Kriegers, eines Helden! Treuherzig und fast wehmüthig war seine Stimme, die freilich längst des Befehlrufes vor dem Feinde sich entwöhnt hatte, doch wie er sich etwas warm sprach, wurde auch sein Ton kern-

hafter und gedrungener. „Ich bin hocherfreut", sagte er in freundlicher Weise, „daß meine alten Kriegskameraden noch an mich denken, ich hab' auch meinerseits die größte Anhänglichkeit für sie! Diejenigen, welche Freud und Leid zusammen genossen haben, gehören für immer zusammen!" Er drückte mir die Hand, und fuhr bewegt fort: „Ich dank's Ihnen recht, daß Sie an mich gedacht!" Er fragte hierauf nach meinen Verhältnissen, wußte daß ich mit Tettenborn bei den Russen gewesen, später in Karlsruhe gelebt, und meine litterarischen Sachen waren ihm wohlbekannt, also auch das Buch Rahel, und durch dieses mein großer unersetzlicher Verlust. „Ich weiß es gar wohl", sagte er, „der Tod einer geliebten Frau ist das Härteste was einen Mann treffen kann; und da Sie keine Kinder haben, so beklag' ich Sie doppelt, ich habe doch diesen Trost mit meinen Kindern zu leben!" Aus jedem Blick und Wort leuchteten Muth, Biederkeit und Menschenliebe, alles war so schlicht und ruhig, so klar und aufrichtig. Er wünschte keinen Krieg mehr zu erleben, er fand den Frieden höchst preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige auch nur eine Frist wäre, die den Umständen täglich abgerungen würde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, denn nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung denken, die hereinbrechen müsse, wenn die großen Mächte feindlich zusammenstießen. „Da könnt' es kommen", sagte er, „daß dem besten Mann das Herz bräche, für eine Sache fechten zu müssen, die ihm nicht anstünde. Wir hatten es darin besser, wir hatten nur Einen Feind, da war die Wahl nicht schwer; aber jetzt wollen die Völker ganz anderes und vielerlei, und ich kann nicht sagen, daß sie Unrecht haben."

Ausführlich wurde die Schlacht bei Wagram besprochen, und ich verhehlte nicht, daß ich sie im Verfolge meiner Denkwürdigkeiten schildern würde. „Das war eine große Schlacht", sagte der Erzherzog mit Feuer, „eine ungeheure Schlacht, die mit in erster Reihe stehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld, noch durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Täge drauf wieder eine Schlacht, wo sie mit größter Ausdauer

standen, — mehr ist nicht möglich zu leisten! Aber Sie wissen wohl, wie alles bei uns bestellt war, — doch das wollen wir lieber ruhen lassen, und nichts aufdecken, was nicht offenbare Thatsache ist, wozu nutzt das jetzt noch? Halten Sie sich ganz an die militairischen Ereignisse!" — Ich fragte nach mancher Einzelheit, und empfing erwünschte Auskunft. Zu besserer Hülfe versprach er mir aber einen Plan der Schlacht und bestimmte Angaben über die Stärke der beiderseitigen Heere. Ob er selbst noch dazu gelangen würde, auch den Feldzug von 1809 wie seine früheren zu bearbeiten, war ihm zweifelhaft. Er meinte, die Sachen wären schon so lange her, und uns doch noch so nah, so eng mit den noch heute bestehenden Verhältnissen verflochten, als wenn sie gestern erst geschehen wären. „Das bleibt halt für die Nachkommen aufgespart", rief er lachend, „wenn die so gut sein wollen, sich noch mit uns zu beschäftigen!" — Zuletzt wünschte er mir noch Glück, daß ich die Befreiungskriege mitgemacht, so gut sei es ihm nicht geworden. „Aber das war wieder nicht meine Schuld", setzte er hinzu, „ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun, ich will zufrieden sein, es ist gut gegangen, und das ist die Hauptsache." Als es Zeit schien, daß ich mich beurlaubte, gab mir der Erzherzog wieder die Hand, und entließ mich mit guten Wünschen für meine Gesundheit, in denen die biederste Herzlichkeit sich ausdrückte.

Ich fragte bei Metternich an, ob er zu sprechen sei, hörte aber er sei im „Kaisergeschäft", nämlich er habe Vortrag beim Kaiser, der im Begriff sei Baden zu verlassen, und nach Schönbrunn zu ziehen. Der Ausdruck gefiel mir gar wohl.

Unter den Mittagsgästen bei meinen Berliner Damen war unverhofft der alte Eskeles, der durch seinen munteren Geist und Scharfsinn die ganze Gesellschaft belebte; unter anderen erzählte er köstliche Geschichten von Thugut, die den hartgeschmiedeten Staatsmann in seiner Größe, doch eben so in seiner Fühllosigkeit zeigten; ich bedaure, die bestimmten Züge nicht aufgeschrieben zu haben, doch bietet die meisterhafte Schilderung Hormayr's deren andere genug zum Ersatz.

— Mich belustigte das Mißtrauen, welches eine der Damen gegen mich gehegt zu haben gestand, man hatte ihr nämlich versichert, ich sei in München mit Eduard von Schenk in engen Bund getreten, ein Frömmler geworden, und nun auf dem Wege die größten Dinge zu erreichen, nämlich nicht im Himmel, sondern noch hier auf Erden. Die Nichtigkeit solcher Herrlichkeit sollten wir sogleich in einem erschreckenden Beispiel vor Augen haben; noch während der Mittagstafel kam die Nachricht, daß die wegen ihrer Schönheit und ihrer Glückeslose berühmte Frau von Geymüller vor einigen Stunden gestorben sei. Alle Anwesenden geriethen in Aufregung, der überraschende Schreck war nicht so schnell wieder zu beruhigen, erst allmählig konnte der Eindruck zu den mannigfachen Betrachtungen ausgedehnt und verarbeitet werden, zu denen die Geschichte dieser Frau so reichen Stoff darbot.

Der portugiesische Gesandte in Wien, Baron von Villafecca, war nach Baden gekommen, und ich wurde mit ihm bekannt gemacht. Wir sprachen eine ganze Weile zusammen, als der Zufall mich entdecken ließ, daß er ein Jugendfreund von Rahel sei, der sie zuletzt in Wien während des Kongresses besucht hatte, wo auch ich mit ihm bekannt geworden war. Er hieß früher Navarro, und jener Titel war ihm seitdem verliehen worden. Wir freuten uns sehr, und sprachen nun vertraulich. Die Entgegensetzung unserer politischen Ansichten blieb keinen Augenblick verborgen, hinderte aber nicht, daß er mir als einem in der Wirklichkeit ganz Unbetheiligten seinen Verdruß und seine Sorgen mittheilte, denn er hielt Portugal für verloren, und klagte deßhalb hauptsächlich den Fürsten von Metternich an, der bei den entschieden ausgesprochenen Grundsätzen und eifrigsten Neigungen nicht offen aufzutreten wage, und sich von England und Frankreich einschüchtern lasse. Gleiche Klagen hörte ich von dem spanischen Geschäftsträger Montenegro, der seine Unzufriedenheit über das Fallenlassen und Preisgeben der Sache des Don Carlos mit bitterem Groll aussprach. Mir war es sonderbar, fast bei jedem Schritt und in dem Kreise, der dem Fürsten

unbedingt angehören sollte, nur Widersachern desselben zu begegnen.

Die Luft in Baden schien mir nicht zu bekommen, ich war immer leidend, und meine Nerven entweder überreizt, oder völlig abgespannt. Ich wollte daher nach Wien zurück fahren, und ging in diesem Vorhaben am Mittwoch zu Metternich um Abschied zu nehmen. Es war in der Mittagszeit, die schwülste Sommerwärme, und der Himmel schwer mit Wolken behangen; ich bereute schon, daß ich mich hatte melden lassen, hielt mich kaum fähig ein Gespräch zu bestehen, und wünschte nicht angenommen zu werden. Aber ich wurde angenommen, sogleich eingeführt und in kühlem Zimmer mit lebhafter Freundlichkeit empfangen. Der Fürst war ungemein heiter, mittheilend wie noch nie, ich hätte nicht gelegener kommen können. Nachdem wir uns gesetzt, begann er zu reden, und mit solchem Behagen, in solcher Folge und Dauer, daß mir während anderthalb Stunden beinahe nichts übrig blieb, als ihm staunend zuzuhören. Und wie gern hörte ich zu, wie gern verstummte ich bei solchem Hören! Der Leser wird dies aus nachfolgendem, wenngleich nur schwachem, doch möglichst getreuem Abbilde der Mittheilungen des Fürsten einigermaßen mitempfinden.

Er hatte meine Handschrift eben gesehen, auf einem Blatte, das die Fürstin an ihr Versprechen erinnern sollte, mir ein Bild von Gentz zu schenken, verbunden mit der Andeutung, wie werth ihr eigenes mir sein würde. „Ich sammle Handschriften", sagte er, „doch erst seit kurzem, und nur von Zeitgenossen; das heute Neueste und Erlangbarste wird in unserer Zeit, die so rasch läuft, schnell genug alt und selten, und schon dadurch wichtig. Ihre Schrift ist gewiß eine der schönsten, doch kann man sich nicht lange aufhalten sie zu loben, denn noch stärker nimmt Ihre Schreibart alles Lob in Anspruch." Nach dieser Artigkeit, die ich mit nöthiger Bescheidenheit erwiederte, kam er sogleich auf seine Schreibweise, und gefiel sich in deren genauer Darlegung. „Alles Wichtige", fuhr er mit behaglicher Langsam-

keit fort, „schreibe ich durchaus selbst, und gewöhnlich sehr schnell, oft Depeschen von zwölf bis sechszehn Seiten, und mehrere an Einem Tage, — ich glaube nicht, daß noch irgend ein Mensch so viel und vielerlei geschrieben habe und schreibe, als ich! Wenn ich mir vornehme, nichts auszustreichen, wie bei Briefen meist der Fall ist, so schreibe ich um weniges langsamer; gewöhnlich aber schreibe ich nur einen raschen Entwurf, in welchem ausgestrichen und verbessert wird. Im Anfange bin ich meist etwas unsicher, und suche den richtigen, daher geschieht es oft, daß ich mehrere Anfänge hintereinander, bisweilen schon halbe Seiten, verwerfe und frische Bogen nehme; habe ich aber einmal den rechten Anfang gefunden, dann geht es unaufhaltsam fort, und je tiefer hinein, desto strömender und besser. So wie ein Bogen nun eilig vollgeschrieben ist, geb' ich ihn in das Bureau, wo er sogleich in's Reine gebracht wird, diese Reinschrift lasse ich dann durch vertraute Gehülfen, die an meinen Geist und an meine tournure de phrase ganz gewöhnt sind, mit Sorgfalt durchsehen, doch nur allein wegen des äußerlichen Redeganges; sie ergänzen die etwa nur angedeutete Phrase, schneiden unnöthig Wiederholtes weg, und was sonst in dieser Art Nachlässiges vorkommen mag; aber ihr Geschäft bleibt dabei ganz äußerlich, an den Sachen, an den eigentlichen Sinn dürfen sie gar nicht rühren. Diese so behandelten Bogen lasse ich mir dann auf's neue vorlegen, und korrigire sie durch, wo ich dann immer noch genug zu thun finde. Auf diese Art läßt sich in kurzer Zeit unglaublich viel zu Stande bringen."

„Meine Weise zu redigiren ist durchaus verschieden von der Art, wie Gentz geschrieben hat. Dieser, wenn ich ihm eine Ausarbeitung aufgetragen, forderte und brauchte gewöhnlich einen Tag, auch zwei und drei Tage, um über die Abfassung nachzudenken, dann setzte er sich hin, und führte langsam und sorgfältig das Vorgesetzte aus; bei sehr eiligen Sachen ist mir das oft peinlich geworden. Ich dagegen kann über einen gegebenen Stoff in solcher Weise nicht ausschließend nachdenken; wollte ich das thun, so würden mir hundert andere Sachen in den Sinn kommen, und die beabsichtigte

sich darunter verlieren. Wenn ich mir aber einen Gegenstand einmal vorgenommen habe, so arbeitet der sich von selbst in mir weiter, auch während ich ganz andere Dinge thue; die nöthigen Ergebnisse reifen schnell unter allen scheinbaren Zerstreuungen; beim Essen, im gewöhnlichen Gespräch, im Fahren bieten sich mir die klarsten Aufschlüsse, die wichtigsten Einfälle, und sobald der Gegenstand in mir ganz klar und reif geworden, mein Sinn und Geist davon saturirt ist, dann schreibe ich frisch drauf los, um die Anordnung und Folgestellung unbekümmert, die ergeben sich dann ganz von selbst. Bin ich einmal im Zuge, so stört mich keine Unterbrechung, ich kann die Arbeit jeden Augenblick an jeder Stelle wiederaufnehmen und darin ruhig fortfahren. Ich sehe zuvörderst auf die Sache, und bin gar kein Wortklauber, wiewohl ich recht gut weiß, wie viele Mißverständnisse und Irrthümer dadurch gleich im Beginn verhütet werden, doch sind nicht viele Worte von solcher Bedeutung, und es wäre pedantisch, alle so streng zu nehmen. Ich suche nur Klarheit im Ausdruck, die sächliche Wahrheit, in ruhigem, leidenschaftslosem Vortrage. Die Dinge sind nicht leidenschaftlich, und sobald man nur möglichst sie selbst reden läßt, kann man auch das Harte sagen ohne zu verletzen. Alles Uebertriebene im Ausdruck schadet nur; so hasse und meide ich alle Superlative, denn fast nie sind die Sachen von der Art, daß sie diese Bezeichnung fordern, jeder Superlativ an sich ist schon ein Fehler, il fausse la phrase. Auch das Blumenreiche verbanne ich aus meinem Stil, in der Politik ist ruhige Klarheit die einzige Beredsamkeit; allerdings kann diese Klarheit bisweilen am besten durch ein Bild erlangt werden, und das verwerfe ich denn auch nicht, im Gegentheil, ich bediene mich dessen gern, und besonders der Parabel mit Vorliebe."

„Ist in dem Niedergeschriebenen eine Dunkelheit, fühle ich, daß dem Leser eine Stelle nicht ganz deutlich sein könnte, so folge ich hiebei dem Rath eines alten gewiegten Praktikers, des Barons Thugut, der mir einst die Lehre gegeben, in solchem Falle solle ich nicht versuchen, eine andere und neue Wendung zu finden, den Gedanken umzustellen, oder von einer anderen Seite vorzudringen, sondern lediglich dar-

auf bedacht sein, in der dunklen Stelle alles nur Entbehrliche wegzustreichen, gewöhnlich drücke dann das Uebriggebliebene den verlangten Sinn vollständig und sicher aus. Und so find' ich es in der That, das Einfache steht auf sich selbst, die Stützen und Hülfsmittel sind meist das Verdunkelnde."

Ich konnte nicht umhin, hier anzumerken, daß ich im höchsten Erstaunen sei über manche Aehnlichkeit zwischen seinem Verfahren und meinem, auch ich schriebe entweder von Anfang an ganz rein ohne die geringste Litur — und nicht nur Briefe, sondern auch alle meine Depeschen hätte ich so hingeschrieben ohne ein Wort auszustreichen, — oder ich erlaube mir das Letztere, und dann geschehe es auch gleich ohne Maß. Auch die unvergleichliche Lehre von Thugut hätte ich unbewußt schon oft mit Erfolg angewandt, die jetzt zum Bewußtsein erhobene, würde mir nur um so fruchtbarer sein. Der Fürst lächelte wohlgefällig über diese Aehnlichkeit, fuhr aber gleich mit behaglich ernstem Tone mit Nachdruck fort, und sprach von seiner Stellung, seinen Aufgaben, seinen Grundsätzen.

„Ich stehe im Grunde sehr allein", sagte er; „Gleichgesinnte habe ich gewiß viele, aber Gleichdenkende schon weniger, und Gleichhandelnde sehr wenige. Ich bin für die Erhaltung des gesetzmäßig Bestehenden; wer das auch will, der ist mit mir, wer der Unordnung und Zerrüttung Vorschub thut, der ist wider mich und ich wider ihn. Die Erhaltung des Bestehenden", — ich fügte hinzu „und Fortbildung", allein er nahm den Zusatz nicht auf, und wiederholte trocken und fest: „Die Erhaltung des Bestehenden, davon geh' ich unter jeder Bedingung aus." Ich aber sagte mir im Stillen, hier sei die Scheidelinie, die uns auf immer trenne. Er fuhr fort: „Irrthümer und Mißverständnisse schleichen sich überall ein, um solcher willen muß man nicht gleich Menschen oder Sachen verwerfen, selten ist das Wahre und Unwahre, das Rechte und Unrechte ganz rein gesondert, meist beides im Gemisch vorhanden, da ist denn die Aufgabe das Gute möglichst auszuscheiden, hervorzuziehen und zu gebrauchen, das Schlechte hingegen zu beseitigen, zu entkräften.

Nichts wäre thörichter, als unbedingte Uebereinstimmung zu verlangen. Ich kann mit Leuten arbeiten und fertig werden, die mehr auf der Gegenseite stehen, als auf meiner, wenn ich nur ihrer Redlichkeit versichert bin." Er habe auch schon, wiederholte er, mit allen Arten von Menschen zu thun gehabt, die ärgsten Gegner hätten sich vertrauensvoll an ihn gewendet, noch heute thäten es solche, von denen kein Mensch es ahnde; und keinen habe dies noch gereut, so wenig wie ihn selbst.

„Ich bin der Mann der Wahrheit", sprach er mit erhöhter Stimme weiter, „und brauche das Tageslicht nicht zu scheuen, ich kann jedem Rede stehen, und von all meinem Thun Rechenschaft ablegen, es giebt keine Verhandlung und Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen dürfte. Für mich ist es der größte Nachtheil, daß meine Arbeiten im engen Kreise der Kabinette geheim bleiben, ich würde bei der Oeffentlichkeit nur gewinnen; auch die Rednerbühne scheue ich in persönlichem Betreff gar nicht, ich darf sie für mich sogar wünschen, — wenn ich sie gleichwohl hasse, so ist das aus Gründen, die in der Sache liegen. Vieles, was die Leute mir fern glauben, steht mir nahe, und vieles, was sie in meiner Bahn vorhanden meinen, liegt außerhalb derselben. Ich bewundere die Institution der Jesuiten, wie viele Protestanten auch thun, aber den Jesuitismus hasse ich wie die Pest, der hat keinen größeren Feind als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pietismus verabscheue ich; eben so geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unversöhnlicher Feind, aber im besten Sinne liberal zu sein, darf ich mich wohl rühmen." Ich sagte, gar oft hätte ich ihn als liberal-gesinnt bezeichnet, und gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigt, sogar die Behauptung aufgestellt, unter anderen Umständen, zum Beispiel als ein Minister Preußens, würden auch die Handlungen dies bethätigt haben, wie das freilich in Oesterreich selten möglich gewesen. Er versetzte nach kurzem Innehalten: „Da haben Sie ganz die Wahrheit gesagt, und ich werde stets so bleiben."

In seiner Selbstbetrachtung weitergehend sagte er: „Ich

kann in geſchäftlichem Betreff wohl mehr als zwanzig Richtungen und Seiten aufzählen, in denen ich mir alle Fähigkeit und Tüchtigkeit abſprechen muß; in denjenigen aber, die ich mir als meine ächte Stärke zuerkenne, fürchte ich nichts in der Welt. Zum Glück iſt das, was mir fehlt, von der Art, daß es ſich durch Andere erſetzen läßt, das was ich habe dagegen iſt die ſtandhafte Kraft, die kein Anderer für mich haben kann. Nichts iſt mir widriger, als der ſogenannte respect humain, dieſer Inbegriff ſchlechter Bedenklichkeiten und Rückſichten, falſchen Ehrgeizes und kleinlicher Eitelkeit, dieſe Furcht vor der hellen Wahrheit, dieſe Nachgiebigkeit gegen die Tagesmoden, gegen das Geſchrei der Menge, dieſe Beſorgniß, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch zu erſcheinen, — das kämpfe ich ſtets in mir nieder. Ich bin ſelten in den Fall gekommen, oder vielmehr in Hauptſachen gar nicht, etwas zurückzunehmen oder mich im Unrechte zu bekennen; träte aber ein ſolcher Fall jemals ein, ſo würde ich gar nicht verlegen ſein ihn einzugeſtehen, im Gegentheil ich würde meine Freude daran haben; denn wie jemand — ich glaube es war Fox — einmal geſagt, nach dem Genuß, im Spiele zu gewinnen, ſei ihm der größte der, im Spiele zu verlieren, eben ſo muß ich ſagen, nach dem Vergnügen Recht zu haben, halt' ich für das größte das, meinen Irrthum einzuſehen und zu bekennen; ich würde mich dadurch nie herabgeſetzt glauben, vielmehr ſteht der, welcher dieſe Selbſtverläugnung übt, um ſo höher, denn ſie iſt nur möglich bei höchſtem Standpunkt. Das Aeußere der Handlungen mag ſich oft zu widerſprechen ſcheinen, dabei kann das Innere gerade recht einig ſein, und beiderlei Weg zu demſelben Ziele führen. Ich weiß, was man mir in dieſer Art alles vorhalten könnte, gerade in der neueſten Zeit; man könnte fragen, warum ich ehemals den Krieg gemacht habe, und jetzt nicht; aber ich habe den Krieg gemacht, wie ich es für nothwendig und heilſam hielt, und ich habe ihn nicht gemacht, weil er ſchädlich geweſen wäre; ich werde ihn wieder machen, ſobald jener Fall wieder eintritt, und man wird dann ſehen, daß ich noch ganz und gar derſelbe bin. In der That iſt der öffentliche Zuſtand jetzt ein anderer, und ein beſſerer, als vor einer Reihe von Jah-

ren. Die Zeit von 1823 bis 1827 war in Hinsicht des herrschenden politischen Geistes die schlimmste; damals hatte der Liberalismus in Frankreich auch die Besseren ergriffen, und sich als ein Schwindelgeist über Europa verbreitet; jetzt stehen die Sachen viel besser, der Kampf ist klarer geworden, die Gegnerschaften haben sich mehr verkörpert. Ich hasse es, mich mit Gespenstern herumzuschlagen, aber den körperlichen Kampf scheue ich nicht, da stehe ich jedem Feinde, wie ich auch zum Zweikampfe stets bereit bin, das ist in meinen Grundsätzen und in meinem Naturell."

Ich weiß nicht mehr was hier den Uebergang machte, aber der Fürst kam auf die Litteratur. Oft habe er über den Zustand der deutschen Litteratur nachgedacht, aber nie sei er hiebei mit seinen Gedanken auf ein praktisches Feld gelangt, und vergebens habe er gehofft, von der litterarischen Seite selbst hierin unterstützt zu werden, denn diejenigen Schriftsteller, die sich ihm angeschlossen oder zu Diensten erboten, wären selber meist nur Partheileute gewesen, die sich sehr unbequem gemacht; was er wünsche, seien leitende Organe für die Oeffentlichkeit, er wundere sich, daß diese unter so vielen begabten Geistern nicht von selbst aufstünden. „Dazu müßte die Litteratur Freiheit haben", erwiederte ich, „unter dem Druck des Zwanges kann sich nichts entwickeln." Ich wagte nun gegen die Zensur loszuziehen, gegen alle die kleinlichen Anstalten und Verfolgungen, durch welche man die Gelehrten nur erbittert, ja die Ehre der Nation verletzt, und selbst für die bestimmten Zwecke des Augenblickes nicht das Geringste gewonnen habe. Denn was hätten alle die Maßregeln, von den Karlsbader Beschlüssen bis zu den neuesten, irgend Gutes bewirkt? Hätte sich der Zustand nicht im Ganzen verschlimmert? Die Preßfreiheit entbehrten wir allerdings, aber die Frechheit und Ungebühr der Presse sähen wir ungestört walten, und keine Macht wisse das zu hindern. Ich erklärte mich gegen jede unmittelbare Einwirkung des Staates auf die Litteratur, eine mittelbare dagegen könnte sehr heilsam sein. Die Universitäten würden des Zwanges entledigt, den Regierungen in natürlichem Zuge gute Verbündete sein, man habe sie mit Gewalt zu Feinden erklärt.

Der Fürst hörte dies alles mit Gelassenheit an, wie denn eine seiner ächt staatsmännischen Eigenschaften ist, dies zu können, und keine Meinung als solche gleich zum Verbrechen zu machen; vielleicht war es ihm auch ganz recht, daß ich mich ohne Hehl zeigte. Im Laufe dieser Erörterungen sprach er das Wort Akademie der Wissenschaften, und ließ die Absicht durchblicken, eine solche für Oesterreich zu gründen. Ich bemerkte, damit würde nicht viel gethan sein, diese Anstalten hätten sich überlebt, und wären nur noch ein Hof- und Staatsluxus; wollte man in dieser Art etwas thun, das kräftig in's Leben griffe, so müßte es nicht nur für Deutschland gemeinsam, sondern auch hauptsächlich für die Jüngeren berechnet sein, weniger das in bestimmter Richtung und Wissenschaft Geleistete, als vielmehr die Talente, die strebenden und bedürftigen erfassen; der Herzog von Weimar, der habe, ohne den Namen, eine solche deutsche Akademie um sich versammelt; die Gewordenen, in Ruhm und Ehre Ausgelebten, hätte ihm ein größerer Fürst leicht abnehmen können, aber daß er die Werdenden erkannt und herangezogen, das bleibe sein unsterbliches Verdienst.

„Die Jüngeren!" sagte der Fürst, „ja wo findet man deren, die nicht schon ganz in Wildheit verloren wären?" Ich legte dem Fürsten die Grundzüge einer Goethe-Gesellschaft vor, die man in Weimar stiften und über ganz Deutschland ausbreiten sollte; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entstehen, in einem Sinne, der dem Gange der Geistesbildung in Deutschland förderlich sein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine solche Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen irrschweifenden Kräften zum rettenden Sammelplatz dienen könnte. Ich versicherte, es würden die besten Köpfe und schönsten Talente oft in dem Augenblicke, wo sie den besseren Weg schon betreten, mit Gewalt auf den schlechten zurückgestoßen. Da mir Heinrich Laube einfiel, dessen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geschrieben worden, so glaubt' ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, ihm hier einigen Vorschub zu thun. Ich sagte zu seinen Gunsten, was ich an dieser Stelle mit Fug und Wahrheit sagen durfte, und bemerkte

unter anderen, wenn Friedrich Schlegel für seine jugendlichen Thaten und Schriften so scharf behandelt worden wäre, so würde er nimmer Kaiserlich österreichischer Legationsrath geworden sein, noch vom Pabste den Christusorden erhalten haben. Dies war das einzigemal, daß der Fürst etwas lachte. „Am allerwenigsten", fuhr ich fort, „lassen sich solche junge Talente erkaufen; die schlechten aber, die sich etwa verführen lassen, erniedrigen sich ganz, und sind nun unbrauchbar." Der Fürst gab mir vollkommen Recht, und versicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in solcher Art gegnerische Stimmen für sich zu gewinnen. „Die größte Lobrede", fuhr er fort, „die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet sind." Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? „In dem Buch über Frankreich. Da spricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel gespielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur gelobt, um seinen heftigen Haß gegen Andere desto schneidender zu machen, allein er würde dazu jenes Lob nicht haben brauchen können, wenn es nicht auf die Wahrheit gegründet wäre."

Eine Reihe von Personen kam nun zur Musterung, und Metternich meinte, er habe wenige Staats- und Geschäftsmänner gekannt, die ihm so viel Ungemach und Störung verursacht, als der hannöversche Minister Graf von Münster, der ein durchaus schiefer Kopf gewesen; dagegen habe er sehr gern mit Talleyrand zu thun gehabt, der zwar ein gefährlicher Gegner, aber immer in regelrechter, feiner Fechtkunst geblieben; von Freunden und Gehülfen nannte er wieder den unersetzlichen Gentz, lobte den Grafen von Lebzeltern, den Ritter von Prokesch, indem er den letzteren zugleich als einen Mann von freier Denkart bezeichnete. Eine Abschweifung über das Verhältniß von Theorie und Praxis, die sich an die Betrachtung der verschiedenen Persönlichkeiten anknüpfte, hatte viel Eigenthümliches und Sonderbares, ich bedaure, das Nähere nicht aufgeschrieben zu finden.

Nach einer Pause nahm der Fürst einige Schriften zur Hand, blätterte darin, und sagte dann: „Hier ist das Neuste,

was mir jetzt eben zur Arbeit vorliegt. Es sind die letzten Berichte aus der Schweiz. Hören Sie, wie es dort zugeht!" Und nun las er mir mit nachdruckvoller Stimme langsam die umständlichen Nachrichten vor, die über das im Kanton Bern stattgehabte Handwerkerfest eingegangen waren. Die Fahne und das Wappen Oesterreichs und anderer deutschen Staaten waren hiebei mit Füßen getreten worden; die gesungenen Schmäh́lieder, die gehaltenen Reden, nichts wurde mir erspart, und als dies alles abgethan war, erklärte er mir was er zu thun gedenke, und wie er die Sache behandeln werde. „Wollen die anderen Staaten meiner Aufforderung zu gemeinsamem Einschreiten folgen, wie ich hoffe, so wird es um so besser sein; wollen sie es nicht, so wird der Kaiser auch für sich allein die Rüge durchsetzen, und die Berner Regierung soll recht in die Klemme kommen. Zunächst werde ich ihnen eine Note zuschicken, wie sie noch keine empfangen haben, nämlich lauter Fragen, die ich hier schon zusammengestellt: ich bin doch begierig, was mir diese Kanaillen hierauf antworten werden?"

Das war das stärkste Wort, das ich noch von Metternich gehört, und schien ein bündiger Schluß für die ganze Unterhaltung. Ich war ohnehin durch die angestrengte Aufmerksamkeit erschöpft, und nahm mich nur mit Mühe noch zusammen. Es war 3 Uhr geworden, und um 2 Uhr sollte ich bei Frau von Peschier zum Mittagessen sein. Der Fürst aber schien gar nicht ermüdet, sondern erst recht im Zuge, ich sah, er war fähig noch lange so fortzureden. Da ich aber Anstalt machte zu gehen, so hielt er mich nicht länger, gab mir zum Abschiede die Hand, und die gütigsten Versicherungen, und sagte, ich müsse in jedem Fall ehe ich Baden verließe, noch einmal bei ihm essen.

Erfüllt und verwirrt von dieser wunderbaren Unterhaltung, allem Wichtigen und Merkwürdigen, das ich vernommen, und das ich in hundert beziehungsreichen Gedanken erregt fortspinnen mußte, fühlt' ich mich besonders ergriffen von der aufdringlichen Frage, wieso der Fürst sich bewogen

finde, gerade mir alles dies mitzutheilen? War er so bedürftig sich auszusprechen, und hatte er in seiner Nähe so wenig Gelegenheit dazu, um mich den zufällig gekommenen Fremden zu erwählen? Oder hegte er eine besondere Absicht, und sollte ich irgend einem seiner Zwecke dienen? Für letzteres fand sich kein haltbarer Grund, und ersteres war auch kaum anzunehmen. In diesen Zweifeln befangen, trug ich nicht minder den Inhalt so manches Gehörten schwer im Sinn, und ich sah einen gewaltigen Stoff des Nachdenkens und der Verarbeitung vor mir aufgehäuft. Unter diesen Eindrücken war ich ein schlechter Mittagsgast, ungewöhnlich schweigsam und dann wieder zu redselig. Es geschah mir sogar, daß ich in der Uebereilung mehr sagte, als ich wollte, was mir um so unlieber war, da man wußte, wo ich so lange war aufgehalten worden. Der schweizerische Geschäftsträger, welcher unter den Gästen war, erinnerte mich durch die Art seiner Fragen glücklicherweise selbst, daß ich sie nicht beantworten durfte.

Wir machten eine Spazirfahrt nach Heiligen Kreuz, und im Freien athmete ich auf, und erholte mich von Unwohlsein und Aufregung. Wir trafen dort ansehnliche Gesellschaft. Die Damen waren munter, und wollten mich gar gern in Kenntniß setzen, wie es mit der Wiener hohen Welt stehe. Ich wußte davon schon vieles, aber der Gegenstand schien unerschöpflich. Einige vornehme Frauen, hieß es, die Ordner und Wächter der Aristokratie, herrschen mit eisernem Zepter, und bestimmen nach Willkür, unwiderruflich, wer zur Crême der Gesellschaft gehört. Diese Herrscherinnen aber haben selber einen harten Stand, die unterdrückten oder verletzten Ansprüche winden sich wie Schlangen empor, rächen sich durch giftigen Biß, und trüben den höchsten Glanz durch ihren Geifer. Da war kein noch so großer Name, der nicht in kleine Stücken zerrissen, kein Vorzug des Körpers, des Geistes und Gemüths, der nicht auf geringsten Werth herabgesetzt, oder als Schein nachgewiesen, und hinter ihm wohl gar ein Gebrechen aufgedeckt wurde. Was doch für ein Zauber in dem Dünkel der Vornehmheit, in dem Uebermuthe der Ausschließung liegen muß, daß man der furchtbaren Nach-

theile, die sich damit verbinden, nicht achtet, nicht der erschrecklichen Langeweile, die in jedem abgeschlossenen Kreise entsteht, nicht der Kränkungen, die auch hier zuletzt jedem widerfahren, nicht der trostlosen Unbefriedigung und Leerheit, denen alles verfällt, nicht den Haß und die Bitterkeit, welche aus den unteren Schichten gegen diese oberste unaufhörlich ankämpfen, und sie auch wirklich zu Zeiten, in großen Schicksalstagen zum Stürzen bringen! — Man erzählte die lächerlichsten Geschichten über jene Crême, den möglichst verengten Kreis des geselligen Abrahms, der doch nicht verhindern könne, bisweilen schon sauren Käse und gar oft nur wässrige Molken darzustellen. Allgemein hörte man in Wien das Späßchen, daß nach den drei Schiefheiten von Wien gefragt und darauf geantwortet wurde, diese seien der Stephansthurm, der Fiaker Knackerl und eine gewisse Dame aus der hohen Gesellschaft, in welcher Zusammenstellung der Volkssinn eine fröhliche Genugthuung empfand, obschon der Mann des Volkes dabei doch wieder nur übel verbraucht wurde. Wie das heimliche Gericht der Vehme sich zuletzt dahin verstiegen, sogar einen Kaiser vorzuladen, so hatte das unheimliche Gericht der Crême sich auch schon an Personen gewagt, an denen seine Ohnmacht kund werden mußte, und die Verständigen lachten schon der Zulassung oder Ausschließung, mit der nichts Wirkliches verbunden war. — Merkwürdig war mir die Versicherung, daß nach Frau von Arnstein keine Dame dieser Art wieder in den Kreis des hohen Adels hier eingedrungen sei; ihr war es fast absichtslos gelungen, durch vieljährige Selbstbehauptung in Glanz und Würde, durch großartiges Wohlthun und gesellschaftliches Wirken, denen sich zu rechter Zeit scharfer Geistesmuth und behutsame Weltklugheit verbanden.

Der lebhafte Verkehr zwischen Wien und Baden führte immer neuen Wechsel herbei. Frau von Pichler war mit ihrem Manne gekommen, die gute brave Frau ruhte auf ihren schriftstellerischen Lorbeern, die in Wien noch frisch zu grünen schienen. Bei Frau von Brede, die hier in stiller

Zurückgezogenheit lebte, sah ich Fräulein Bauer, die liebenswürdige Künstlerin, die über ihren Beruf, ihre Jugend, den Beifall und die Gunst, die ihr nicht fehlten, mit Unbefangenheit und Verstand sehr anmuthig sprach. Herr von Karajan brachte mir Grüße von Grillparzer, und gab über seine eigenen altgeschichtlichen Forschungen gute Auskunft. Ich lernte den Leibarzt Metternich's, Dr. von Jäger kennen, der über die Homöopathie, welcher die Fürstin anhing, während der Fürst dagegen war, viel Treffendes sagte; es scheint in der That, als müsse jedes Zeitalter seine besondere Wunderlichkeit haben, einen neuen Schimmer, auf den die vielen dunklen Kräfte, die unbeschäftigt im Leeren schweben, eilig hinstürzen, um ihr Lichtlein daran zu entzünden; es entsteht eine Schwärmerei, die sogleich von Nachahmern, von Tröpfen wie von Schelmen, zum Aeußersten getrieben wird; die Redlichen und Besonnenen suchen den Funken ächter Wahrheit herauszusondern, der noch meist unter den Irrlichtern mitleuchtet.

Daß es nicht an musikalischer Unterhaltung fehlte, läßt sich bei den schönen Talenten, an denen Wien in diesem Fache von jeher Ueberfluß hat, wohl voraussetzen. Nun aber kam Herr von Thalberg von Wien, und sein meisterhaftes Klavierspiel überflügelte alles. Auch den berühmten Lanner mit seiner Bande hörte ich seine berühmten Zauberkünste ausüben, im Theater, vor der Wohnung des Kaisers, im Park, unter größtem Zulauf und Beifall.

Einer besonderen Kunstarbeit muß ich nebenbei erwähnen, die mir hier auffiel, und in Berlin noch nicht bekannt war. Aus Messingplatten waren allerlei Windungen, Blumen und Arabeskenzüge, etwa eine Linie breit, ausgeschlagen, und mit entsprechenden von Ebenholz wieder ausgefüllt; das Ganze durch Stoff und Form noch im Handwerksbereich, hatte etwas Gefälliges und Prächtiges. Arbeitskästchen dieser Art sah man auf allen Damentischen, später wurden auch Schreibzeuge, Leuchter und größere Truhen hergestellt. Die Arbeit wurde Boule genannt, nach einem Messingarbeiter in Paris, der unter Ludwig dem Vierzehnten sie erfunden hatte. Im Nachlaß einer in Wien gestorbenen Fürstin, bei welcher aus

uralter Zeit viel seltsamer Hausrath sich erhalten hatte, war solches Boulewerk aufgefunden und von Liebhabern als neu-alte Seltenheit zu hohem Preis erstanden worden. Ein geschickter Messingarbeiter nahm die verschollene Technik mit Glück auf, und die Boulesachen gingen bald abermals als neuester Modegeschmack durch halb Europa.

Mich erfüllten inzwischen immerfort die Metternich'schen Gespräche, ich mußte über das Einzelne nachdenken, den Eindruck des Ganzen in mir verarbeiten. Die Erinnerung bot gar vieles, was mit dem jetzt Ausgesprochenen zu vergleichen, dieses selbst mit den neuesten Handlungen nicht so schnell in Einklang zu bringen war. Ich vertiefte mich in diese Betrachtungen, und kam zu keinem schließlichen Ergebniß; nur soviel war mir gewiß, daß der Mensch mir stets wärmste Zuneigung und das größte Vertrauen einflößte, wo mir der Staatsmann noch zweifelhaft blieb, obschon ich mir nicht verhehlen konnte, daß auch dieser in meinen Augen ungemein gestiegen war. Ich gedachte des strengen Urtheils, welches vor sechs Jahren Wilhelm von Humboldt über Metternich gegen mich geäußert hatte. „Ein schwacher, inkonsequenter Minister", so ungefähr lautete es, „der, so wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt, in größter Verlegenheit ist, der gar keine Ansichten hat, alles persönlich nimmt, gegen schwache Gegner fast gar nichts ausgerichtet hat, dabei falsch und hinterlistig ist, und am Ende mit Schanden bestehen wird; es ist ihm gelungen, den Kaiser Alexander eine Zeitlang zu bethören und zu gängeln, das ist auch alles; in Deutschland und Italien hat er immer nur den Augenblick beschwichtigt, aber nirgend etwas Wesentliches hervorgebracht; durch persönliche Manieren hat er auch den Lord Castlereagh und den Fürsten Hatzfeldt eingefangen, nun das war eben nichts Großes! Er war von Anfang günstig gestellt, die Umstände kamen ihm zu Hülfe, alle Mittel Oesterreichs lagen in seiner Hand, dem Kaiser Franz gab er nach, und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; — hätte er sich von unten emporarbeiten sollen, da würde er es nicht weit gebracht haben."

In ähnlicher Weise hatte auch der Minister von Stein geurtheilt, und früher als Alle der Fürst Kosloffskii. Doch diese Urtheile aus früherer Zeit mußten jetzt, wenn man sie auch nicht ganz verwerfen wollte, in jedem Falle sehr bedingt werden. Nahm er früher die Staatsgeschäfte nur leicht, behandelte sie als eine Beigabe seines Tageslebens, so waren sie ihm jetzt offenbar zur Hauptsache und er selbst ein tüchtiger Arbeiter in ihnen geworden. Freilich war ihm auf seinem langen Wege eigentlich nichts gelungen, seine ganze Amtsführung zeigte eine Kette von Geschehenlassen und Gestatten solcher Dinge, die er nicht gewollt, die er so gut es ging, bestritten hatte; in allen Richtungen hat er immer eben so vieles aufgeopfert und Preis gegeben, als vertheidigt und errettet; in Frankreich hat er es nie zu besonderem Einfluß gebracht, Rußland und England waren ihm dort stets überlegen; im Osten ist Rußland mächtig vorgeschritten, die Sache der Griechen hat Bestand gewonnen, in Deutschland bestehen Ständeversammlungen und der Zollverein, lauter Verhaßtes, Widerwärtiges für Metternich, der mit allen Kräften entgegengestrebt; seine Schützlinge Don Carlos, Don Miguel, der Herzog von Braunschweig, die Bourbons selber, hat er unterliegen sehen und ihnen nicht geholfen, die Sachen in Italien wanken immerfort, jeder Hauch kann sie umstürzen. Wo ist da der Sieg und Ruhm des österreichischen Ministers, welche die halbe Welt noch immer als stolze Thatsachen fabelhaft gelten läßt und verkündet? Dies alles ist freilich wahr und schlagend. Allein ich glaube, daß hier doch eine unbillige Einseitigkeit waltet. Man bringt nicht gehörig in Anschlag, auf welchem Boden Metternich steht und stehen muß, wie ungleichartig und lose zusammengesetzt der Staat ist, den er zu vertreten hat, wie große Anstrengung und Klugheit es erfordert hat, diese alterthümliche Gestalt von einer ganz neugeschaffenen Welt umgeben noch im alten Ansehen und leidlichen Zusammenschreiten zu erhalten; man übersieht, welche unberührbaren Bedingungen dem österreichischen Staatsmanne durch die Denkart und den Sinn der über und neben ihm Stehenden auferlegt ist. Wer dies alles in reifliche Erwägung zieht, der mag noch immer dem Glau-

ben Namm geben, daß Metternich in seiner Stellung Außerordentliches geleistet, und sogar bei dem, was er nicht ganz hat hindern können, dennoch mächtig eingewirkt und unendlichen Schaden abgewehrt hat, — nämlich was ihm und den Seinen als solcher erschien. Durften viele Deutsche ihn für den Widersacher ihrer theuersten Anliegen halten, so sagt dies noch nicht, daß er auch auf der eigenen Seite Tadel verdient. Freilich erschien er auch vielen Oesterreichern als ein Niederdrücker ihrer gerechtesten Ansprüche, ihrer edelsten Wünsche; allein hier ist die Frage, ob ein nur irgend möglicher Minister ihnen hätte willfahren können? „Nun so konnte er abtreten!" hört' ich hierauf erwiedern. Freilich wohl, und die Minister, welche nicht lange im Amte bleiben, dürften in gewissem Sinne höher stehen, als die hartnäckig darin beharrenden. Aber was wäre hier damit gewonnen gewesen, wenn ein Anderer es doch nicht hätte können besser machen? Und dann — Abtreten ist nicht jedermann's Sache!

So quält' ich mich mit Ueberlegung hin und her, ohne zu einem klaren Ergebnisse zu gelangen. Näher lag mir ein solches, wenn ich von der Staatswirksamkeit absah, und das Reinpersönliche betrachtete. Daß der Fürst, den ich in religiösen Dingen als einen Freidenker gekannt, sich jetzt einen katholisch Gläubigen nannte, wunderte mich nicht allzu sehr, ich wußte was ich der Nothwendigkeit, welche seiner Stellung anflag, der langwierigen Gewöhnung an nicht abzuweisende Formen, und auch den Stimmungen des höheren Alters hiebei zurechnen durfte. Dabei zeigte sich keine Spur von Unduldsamkeit. Auch wußt' ich, daß er noch kürzlich, von schwer abzuweisenden und sich oft erneuernden fanatischen Nöthigungen gedrängt, diesen kräftig widerstanden, und sie diesmal völlig niedergeschlagen hatte. Die menschlichen Rücksichten, den sogenannten respect humain, die er neben den Geboten der Pflicht und der Staatszwecke durchaus nicht dulden wollte, übte im persönlichen Verkehr niemand liebenswürdiger und wohlthuender aus, als grad' er selbst. Nicht nur, daß sein ursprüngliches Naturell harmlos und gütig war, und seine Gegenwart ein gewisses Behagen verbreitete, sondern auch

bewußt und absichtlich bewies er in diesem Sinne die zarteste Aufmerksamkeit, und zwar so leise und unscheinbar, daß auch darin wieder ein Zauber lag. Jeder Muthlosigkeit kam er zu Hülfe, jede Verlegenheit wußt' er durch Ablenkung oder Scherz aufzuheben, gegen Zurücksetzung oder Beschämung war auch das Geringste oder ihm Gleichgültigste in seiner Nähe sicher. Oft mit Einem Worte hob er den von Anderen minder Beachteten empor zur Gleichstellung, oder rückte ihn in das gebührende Licht. Freiheit und Gleichheit, hier dem Staatsmanne gewiß kein Wahlspruch, konnten ganz und gar als der des Menschen gelten. Eine sehr liebenswürdige Seite des Fürsten war auch seine Theilnahme für wissenschaftliche Sachen, für Kunstfleiß und Geschicklichkeiten. Mit lebhaftem Eifer und großem Scharfsinn drang er in neue Forschungen, neue Erfindungen ein, verfolgte deren weitere Entwickelungen, stellte selbst Versuche an, und verhandelte darüber mit Gelehrten und Dilettanten wie ein wißbegieriger Mann, der sich unterrichten will, und sich der wachsenden Kenntniß freut. Mit neuen Aufschlüssen in der Naturwissenschaft, mit Sprachbemerkungen, mit technischen Werkzeugen und mathematischen Aufgaben konnte er sich und Andere stundenlang heiter beschäftigen. Meine Fertigkeit, in Papier auszuschneiden, rief er bei jeder Gelegenheit auf, und freute sich dann des Geleisteten, welches er stolz umherzeigte, und Lob dafür einsammelte. Der höhere Kunstsinn dagegen und der Geschmack in schönen Künsten schienen ihm weniger zugetheilt, obwohl er an der Spitze der Kunstakademie stand, und in dieser Eigenschaft viel gelten wollte.

Am nächsten Sonntage war ich zuletzt bei Metternich zu Tisch. Vor dem Essen gab es lebhafte Unterhaltung, die Gesellschaft war etwas größer als die vorigenmale. Die Fürstin Therese Esterhazy nebst ihrer Tochter, der Fürst Wenzel von Liechtenstein, waren mir von früher bekannt; der letztere rief das Andenken der Zeiten zurück, „wo wir jung waren", und seufzte schwer, daß sie dahin seien; die späteren Jahre schienen ihm keinerlei Ersatz für das bieten

zu können, was verschwunden war. Ein russischer junger Fürst Urussoff erweckte günstige Aufmerksamkeit durch sein Erscheinen und Benehmen; die meinige aber wurde am meisten durch den Grafen Casati aus Mailand angezogen, mit dem auch Metternich hauptsächlich beschäftigt war; der Graf legte Fürbitten für den ihm verwandten Grafen Confalonieri ein, der auf dem Spielberg bei Brünn durch harte lebenslängliche Gefangenschaft seine politischen Vergehen büßte. Der Fürst und der Graf sprachen untereinander so traulich, bezeigten solche Uebereinstimmung, daß man zweifelhaft sein konnte, wer hier der Bittende sei. Der Graf schien auch sehr dankbar und fast gerührt über die vernommenen Aeußerungen des Fürsten, obschon sie wenig befriedigend in der Sache sein mochten, denn es war bekannt, daß Metternich nie harte Maßregeln gerathen, vielmehr alles gethan um das Schicksal der Unglücklichen zu erleichtern, aber hierin gerade die Gränzen seiner Macht sehr enggezogen erkennen mußte. Der Fürst wandte sich hierauf zu mir, und erzählte von einem Italiäner, der die Umrisse antiker Bildwerke in größter Vollkommenheit ausschneide, und versprach mir Proben davon zu geben, dafür aber verlangte die Fürstin etwas von meiner Arbeit. Ich löste mich, da ich nichts Eigenes zu geben hatte, mit einem schönen Ausschnitt von meiner Schwester. Man ging endlich zur Tafel; ich saß zwischen den beiden Prinzessinnen Töchtern, und sprach besonders viel mit der älteren Leontine, die mit natürlicher Grazie anziehend und zurückhaltend sein konnte, wie man es wollen oder verdienen mochte. Der Fürst war wie immer gelassen, artig, jeder Anregung offen, daneben aber befangen und nachdenklich. Minutenlang blickte er unverwandt in den leeren Raum vor sich hin, ließ sich wohl unterbrechen und gab freundlich Antwort, starrte aber gleich darauf wieder, als ob er sinnend etwas suchte und schon auf der Spur hätte. Tages zuvor hatte er eingestanden, daß er ganz ohne Nachrichten von Spanien sei, gar nicht wisse wie die Sachen lägen. Allein er mußte noch andere, nähere Sorgen haben. Während des Essens kam ein Kourier aus Paris, große Pakete wurden dem Fürsten gezeigt und in sein Arbeitszimmer getragen, wohin er nach auf-

gehobener Tafel auch selber sich gleich verfügte. Mir sagte er noch viel Verbindliches, meinte er würde mich in Wien noch sehen, die italiänischen Ausschnitte aber und ein besonderes Schreiben, das er mir als ein Handschriftsblatt noch zugedacht, sollte ich am folgenden Morgen in seiner Kanzlei abholen lassen. — Wir blieben noch längere Zeit um die Fürstin versammelt, die mir in ihrer Eigenheit ungemein gefiel; solch lebhaftes Wollen und Schalten, solche Fähigkeit der Begeisterung und solche festhaltende Entschiedenheit sind Eigenschaften, die bei richtigem Ziel und Weg ihre gute Wirkung nicht verfehlen können.

Der Nachmittag und Abend lockte zu nochmaliger Fahrt in das Helenenthal, wo sich auf der Wiese die ganze Badener Welt zusammenfand, die Erzherzoge Joseph und Karl, die Metternich'schen und Arnstein'schen Damen, die Tagesgäste aus Wien u. s. w.

Montags, den 18. August nahm ich Vormittags bei Freunden und Bekannten herzlich Abschied, und nachdem ich bis 10 Uhr zweimal vergebens in die Metternich'sche Kanzlei geschickt, die noch verschlossen war, wie denn auch der Fürst selbst noch in tiefem Schlafe lag, wollt' ich auf das mir zugedachte Schreiben nicht länger warten, fuhr um halb 11 Uhr von Baden ab, und war nach zweistündiger Fahrt wieder in Wien.

Als ich Tettenborn wiedersah, war seine erste Frage: „Nun, wie haben Sie Metternich gefunden, und was hat er Ihnen gesagt?" — Das war mit wenig Worten nicht zu beantworten, ich begann zu erzählen, wiederholte die merkwürdigen Aeußerungen, die ich vernommen, und gestand, daß ich unter allem Staunen doch zuletzt in mannigfachen Zweifeln geblieben, und mich nicht getraue, ein festes Urtheil über den Mann abzuschließen, und nur darin ganz entschieden sei, daß er für mich einen außerordentlichen persönlichen Reiz, eine höchst wohlthuende Gegenwart habe, und ich ihm die reinste Zuneigung hegte. Das alles fand Tettenborn sehr richtig, stimmte in alles Lob ein, und tadelte mich nur,

daß ich nicht auch den Staatsmann nach Gebühr anerkannte. Darüber stritten wir etwas, wobei sich ereignete, daß der General durch manche seiner Angaben unbewußt selber mir Waffen gegen seine Behauptung lieferte. Doch das war nicht die Hauptsache; vielmehr wollte er jetzt nur alles wissen, was Metternich mir gesagt hatte, und wovon ich, wie er durchblicken ließ, das Wichtigste zum Schluß aufbewahrt habe. Allein dergleichen Wichtigstes, wie er zu erwarten schien, hatte ich nicht übrig, und konnte daher nur das schon Gesagte nochmals darlegen und entwickeln. Tettenborn schwieg eine Weile mit nicht ganz unterdrücktem Mißvergnügen, und ich wußte nicht was ihm sein könne.

Doch bald sagte er herzlich: „Gegen Ihren alten Freund werden Sie doch kein Geheimniß haben? Und wär' es Ihnen auferlegt, so möcht' ich Ihnen um so mehr rathen, keinen entscheidenden Schritt zu thun, bevor Sie die Sache mit mir überlegt haben! Seien Sie versichert, ich kenne hier alles genau, und kann Ihnen nützlichen Rath ertheilen, den versäumt zu haben, Sie später bereuen müßten!" Ich stutzte, und versicherte, daß ich nicht verstünde, was er meinte. „Nun, gerade heraus!" fuhr er fort, „hat Ihnen Metternich keine Anträge gemacht? —" Nein! was für Anträge? — „O lassen Sie doch alle Verstellung! Hier ist jedermann überzeugt, und niemand mit herzlicheren Wünschen als ich, daß Metternich Sie hier behalten will; er empfindet, seit er Gentz verloren, täglich das Bedürfniß einer schriftstellerisch geschickten Feder, er ist Ihnen von alter Zeit her gewogen, und hat Sie vielmals in solchem Sinne gerühmt, gegen mich und Andere und zuletzt noch sehr auffallend gegen Ancillon, daß wir nicht zweifeln können, er wolle Sie anwerben. Sie kommen wie von ungefähr nach Wien, Sie gehen gleich nach Baden, Sie besuchen den Fürsten, finden die günstigste Aufnahme, sind von ihm bezaubert, — das alles muß ja die Vermuthung zur Augenscheinlichkeit bestätigen." — Ich mußte lächeln, und erwiederte, den Anschein wolle ich nicht läugnen, aber dennoch trüge er, keine leiseste Andeutung solcher Art sei aus dem Munde des Fürsten gekommen, und ich müßte zweifeln, daß er überhaupt eine Ab-

sicht dieser Art gehabt; daß sie mir nicht von fern eingekommen, das könne ich betheuern. Tettenborn war noch eine Zeitlang ungläubig, bis ich meine Versicherung mit feierlichem Ehrenwort besiegelte.

Wir untersuchten hierauf gemeinsam mit wetteifernder Kritik den ganzen Hergang, die allerdings auffallende Vertraulichkeit des Fürsten, sein Auskunftgeben über so manche Besonderheiten, die man ohne näheren Zweck nicht mitzutheilen pflegt, — alles war außer dem Geleise, was bei dem Fürsten nicht leicht vorkam; dagegen stellte sich alles richtig, hatte Fug und Ordnung, sobald man jene Absicht unterlegte. Ich mußte dies zugestehen, konnte aber mit gutem Gewissen sagen, daß ich nichts davon gemerkt habe, und wußte auch in meiner Erinnerung nichts zu finden, wodurch ich unwissentlich die Sache rückgängig gemacht hätte, denn daß meine Erwiederungen durch zu großen Freisinn anstößig geworden, konnte ich nicht glauben, und wollte auch Tettenborn nicht annehmen, der im Gegentheil behauptete, der Fürst könne darin noch weit mehr vertragen, als ich ihm geboten.

So war denn das Nachdenken über Metternich durch ein neues Räthsel, das uns zu lösen wichtig schien, in erhöhte Thätigkeit gesetzt! Ueberhaupt gab es in Wien, — wenn man nicht etwa den berühmten Strauß und seine Bande vorziehen wollte, wie gewiß manche Wiener thaten, — kaum einen anderen Gegenstand, über den so nachhaltig, so wechselnd und unerschöpflich zu sprechen gewesen wäre, als über den Fürsten, daher sich denn aller Orten, bei den verschiedensten Personen, das Gespräch immer wieder auf ihn hinzog, — die Wichtigkeit stritten ihm auch die erklärtesten Feinde nicht ab. Tettenborn war fest überzeugt, die vermutheten Anträge würden noch nachkommen, und er wollte alle Mittel aufbieten, um darüber etwas Näheres zu erfahren. Daß ich alle und jede Anträge ablehnen würde, war ihm nicht so ausgemacht wie mir. Ich war sehr ruhig bei diesen Sachen, die mich nur wie ein Spiel beschäftigten, bei welchem ich keinen Einsatz hatte.

Inzwischen war auch die Generalin von Tettenborn aus den Rheinlanden wieder in Wien eingetroffen. Herzliche, liebevolle Begrüßung erneuerte sogleich den traulichen Eindruck früherer Gewohnheit und Hausgenossenschaft. Ich sollte auch jetzt wieder bei Tettenborn's einziehen, und hatte alle Mühe es zu erlangen, daß ich im Gasthof bleiben durfte, was ich schon meines Reisegefährten wegen vorziehen mußte. Frau von Tettenborn wirkte durch ihr einnehmendes feines Wesen, das von verhüllter Karakterstärke um so schöner ausging, auf ihre Umgebung überaus wohlthuend. Die trefflichen Eigenschaften beider Gatten vereinten sich zu der edelsten Gastfreiheit, ihr Haus war stets ein Mittelpunkt der besten und erwünschtesten Gesellschaft; dies war auch jetzt der Fall, in einer Jahreszeit, wo die Wiener Geselligkeit in einer Art von Auflösung zu sein pflegt. Unter den Gästen, mit denen ich beinahe täglich dort zusammen war, nenne ich als die bemerkbarsten den Fürsten von Fürstenberg, den Prinzen von Wasa, beide mir von Karlsruhe her sehr gut bekannt, den Präsidenten der Hofkammer Grafen von Klebelsberg, den Grafen Ferdinand Palffy, den Freiherrn von Andlau, ungerechnet die Militairpersonen und Diplomaten aller Nationen. Manches Aufgezeichnete, was sich auf diesen Kreis bezieht, auch einige Vorgänge, die mich persönlich näher betrafen, bleibt künftiger Mittheilung vorbehalten.

Ein Besuch bei der Baronin Flora von Spiegel, gebornen Prinzessin von Ligne rief von beiden Seiten die gewaltsamsten Wehmuthserinnerungen hervor. Wir hatten einander in Fülle des Lebens und noch reichen Hoffnungen gesehen, und jetzt sahen wir uns wieder in trostloser Vereinsamung. Sie hatte mit warmem Herzen und erregtem Geist an meinem Verluste Theil genommen, der auch die ihrigen nah berührte; sie sprach mit Zärtlichkeit von ihrem Vater, und machte mir in allem Ernste zum Vorwurf, daß ich nicht auch ihn unter den treuesten Freunden und Verehrern von Rahel mitgenannt, was ich künftig zu thun versprechen mußte; sie besaß noch handschriftliche Blätter von Rahel aus früherer Zeit, und las sie wiederholt mit andächtiger Innigkeit, nicht nur zum ehrenden Gedächtniß, sondern auch zur eigenen

Stärkung im vielfachen Leid, von dem sie bestürmt war. Die theuren Geschwister hatte sie verloren, und der Verlust des traurig dahinsiechenden Gatten bedrohte sie noch; das ganze frühere Leben, so heiter und fruchtbar, so getragen von den schönsten Verknüpfungen, war erloschen; andere, trübe, unergiebige, zusammenhangslose Tage waren an die Stelle getreten. Noch frisch blutete die Wunde, welche der jüngste Verlust ihr geschlagen, der ihrer geliebten Schwester Euphemia, verwittweten Gräfin Palffy, mit der sie in zärtlicher Liebe, welche jedes neue Familienunglück nur enger zog, verbunden gelebt. Diesen Schmerz hatten Umstände besonderer Art mit widrigster Bitterkeit gemischt. Die Gräfin hatte ein Testament gemacht, dessen Inhalt sich von selbst an die Hand geben mußte, dessen Bestimmungen nicht zweifelhaft sein konnten. Doch als es eröffnet wurde, fand sich zum Erstaunen, daß die einzige noch lebende Schwester gar nicht bedacht, daß die ganze Erbschaft einem Sachwalter überwiesen war, der als Rathgeber in Rechtssachen allerdings der Verstorbenen einige Dienste geleistet, doch ihr keineswegs so nahe gestanden hatte, als man bei so auffallendem Vermächtniß hätte denken sollen. Mit Thränen erzählte mir die Gekränkte, wie nicht sowohl der ihr entgangene Vortheil, als der Eindruck und Schein der Sache ihr das Herz durchschneide, wie sie besonders darüber sich nicht könne zufrieden geben, daß auch alle persönliche Habe der Entschlafenen, die ganze Umgebung, in der man seit undenklicher Zeit sie zu sehen gewohnt gewesen, die zahllosen Andenken aus der Familie, welche nur dieser werth sein konnten, die Briefschaften und Tagebücher sogar, kurz alles und jedes in fremde Hand übergegangen sei, so daß sie von der Schwester keine Nadel, keine Schnur, kein Blatt Papier habe, ja der Bildnisse und sonstiger alten Sachen, die eigentlich keinem einzelnen Familienliede, sondern allen schon mitgehört, verlustig sein solle. Dieses war in der That ein Fall eigenster Art, und mußte ein edles und tiefes Gefühl tausendfach verletzen. Später ist, wie ich höre, durch Vermittelung Kaiserlichen Ansehens diese seltsame Sache zu einer Art von billigem Austrage geführt worden. Wie wenig aber hierin auf dieser

Seite Eigennutz als Triebfeder anzunehmen sei, dafür möge folgender bezeichnende Zug sprechen. Der Baronin von Spiegel war in Hietzing ein angenehmes Landhaus nebst Garten von ihrer Schwester der Fürstin Clary vererbt, welche diesen Aufenthalt einst sehr geliebt und nach eigenem Geschmack ausgestattet hatte; doch eben deßhalb war es der Schwester unmöglich, diese Räume wieder zu bewohnen. Das Besitzthum sollte daher verkauft werden, und es fand sich alsbald ein Käufer mit starkem Angebot. Aber die Baronin erinnerte sich zufällig noch der Summe, die vor so vielen Jahren dafür war gezahlt worden, und nun wollte sie nicht mehr dafür annehmen, als gerade diese Summe, obschon der Werth des Besitzthums gewiß auf das Dreifache gestiegen war. Sie erklärte, es sei ihr Gewissenssache, den Kauf nur auf jene Bedingungen abzuschließen.

Wir machten schöne Fahrten, nach Hietzing, wo der Minister-Resident von Philippsborn ein schönes Landhaus bewohnte, nach Penzing zu Frau von Schönfeld, einer Verwandten von Goethe's Lili, nach Schönbrunn, in den Prater, das herrlichste Wetter begünstigte uns viele Tage durch. In Hietzing bei Dommayer hörten wir auch eines Abends wieder den großen Strauß seine berauschenden Walzer aufführen, wobei sein begeisterter, ihn selber fortreißender Eifer ganz das Bild eines von höherer Macht Ergriffenen darstellte, so daß ihn zu sehen wohl eben so viel werth war als ihn zu hören. Wir fanden alles gedrängt voll, die meisten Leute schienen aus der Wiener Bürgerklasse, viele auch aus dem untersten Volk; mitten im Gemisch aber traf man auch die höchsten Namen und Würdenträger des Landes und Hofes, der Menge zum Theil wohlbekannt, aber hier weiter nicht beachtet, in bester Meinung, um auch ihnen hier alle Freiheit ungestört zu gönnen.

In Hietzing besuchte ich wiederholt den wackern Freund Philippsborn, und auch das Haus Eskeles, wo stets die mannigfachste und beste Gesellschaft zu finden war. Ein Fräulein aus Ungarn wurde mir zufällig Tischnachbarin, und wenn mich ihre edle Gestalt, ihr schönes Antlitz und Benehmen anziehen durfte, so mußte mich ihr heller Verstand, ihre

hohe Denkart und muthvolle Wahrheitsliebe mit Bewunderung erfüllen. Sie war die Nichte eines bekannten Staatsmannes, der früher als der heftigste Gegner Metternich's gegolten, seit längerer Zeit aber sich zurückgezogen hatte. Man flüsterte mir zu, daß sie auch Dichterin sei. Mir drängte sich die Bemerkung auf, daß in Ländern, wo die Oeffentlichkeit noch wenig in ihre Rechte getreten, die würdigste Gesinnung und schönste Bildung in der Stille des Privatlebens walte, und besonders in selbstständiger Frauennatur, hier aber durch freies unbestechliches Urtheil unaufhörlich auf die Umgebung wirkte, und zur Gestaltung einer starken Meinung beitrage, die früher oder später einmal öffentlich hervorbricht. Ich vernahm hier freimüthige Aussprüche, die einem Landtage Ehre gemacht hätten, und denen kein Knechtischgesinnter zu entgegnen wagte. — Der als Deklamator und Improvisator bekannte Baron von Sydow, der aus Preußen einst seine dichterischen Leistungen wandernd in fast allen Gegenden von Deutschland ausgebreitet, jetzt aber in Oesterreich ein mehr ansässiges Poetenleben führte, fand sich ebenfalls in diesem Kreise, die Geburtsfeste im Kaufmannsstande bereit zu feiern, wie die im hohen Adel, und gab ein nicht eben anlockendes Beispiel, wie Sängerfahrt und Minnelied in unserer heutigen Welt der einstigen Ehren und Vortheile sich nicht zu getrösten haben. Ich wurde ihm indeß zu Dank verpflichtet durch mancherlei Nachweisungen, die er mir gab, denn er kannte alle Personen und Verhältnisse. Durch ihn erfuhr ich auch, daß die Baronin von Münk, deren Witz und Laune mir aus der Kongreßzeit noch lebhaft im Sinne lag, und nach der ich schon vergebens gefragt hatte, noch fröhlich in St. Pölten lebe, und unter dem Namen Sephine recht artige Sachen in Versen und in Prosa schreibe.

Von Gentz war immerfort die Rede; wer die Bemerkungen, einzelnen Züge, Auftritte, Abentheuer und Urtheile, die von allen Seiten über ihn vorkamen, hätte aufschreiben wollen, der könnte einen starken Band Gentziana gesammelt haben. Einiges dieser Art, was ich von unzweifelhaft

sicheren Orten her vernommen, will ich der Neugier nicht vorenthalten.

Daß Gentz ungeheuer viel gearbeitet, mit Ausdauer und Folge, mit Eifer und Selbstvergessen, bestätigte auch Tettenborn. „Man spricht so viel von Sinnenlust und Ueppigkeit", sagte er, „von Weltgenüssen aller Art, denen er gefröhnt, aber niemand weiß oder erwähnt den eisernen Fleiß und die beharrliche Anstrengung, deren er jederzeit fähig war, die er Tage und Nächte durch übte, den strengen Ernst, die Seelenstärke, mit denen er dann allen Lockungen widerstand. Dies war freilich eine Nothwendigkeit für ihn, denn er arbeitete nicht leicht, sondern schwer; zu jeder großen Arbeit bereitete er sich durch langes Ueberdenken, schrieb dann einzelne Bemerkungen und Wendungen, die ihm blitzartig einfielen, auf kleine Blätter, deren Inhalt er dann, wenn er sich zum eigentlichen Schreiben hingesetzt hatte, und ihm die glücklichen Ausdrücke zuströmten, in die beredte Fülle mit aufnahm."

Ein sehr ergiebiges Thema war das von seinem Geldverbrauch. Hierüber konnten viele Leute aus eigener Erfahrung mitsprechen, aus guter und schlimmer. Er war so verschwenderisch mit seinem Gelde, das er nur deßhalb gern zu haben schien, um es sofort auszugeben; wenn er, wie oft der Fall war, große Summen baar daliegen hatte, so war ihm gleichsam ängstlich und unbehaglich, bis er wieder im Zuge war sie los zu werden, und ruhte nicht eher, als bis er sich auf sein stehendes alltägliches Maß wieder beschränkt sah, was ihm dann aber auch bald neue Ungeduld erregte; so mußten denn Fluth und Ebbe stets bei ihm wechseln. Vor allem wollte er alle Menschen, die ihm nahe standen, oder mit denen er viel zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt sehen. Nach allen Seiten machte er die reichsten Geschenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich zweihundert Kaisergulden Silber, eine unerhörte Summe, deren man in solchem Verhältnisse kein zweites Beispiel wußte. Die Hausdienerschaft Metternich's, die von den Gesandten und Botschaftern zu Neujahr mit zwölf, sechszehn, höchstens zwanzig Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal

hundert; dafür war denn auch alles zu seinem Dienste bereit, und er sah kein mürrisches Gesicht. Seine Einnahmen waren sehr groß, doch für diese Verschwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im Kaiserlichen Dienst betrug früher neuntausend, in den letzten Zeiten zwölftausend Kaisergulden, was in Oesterreich für einen Hofrath nicht ein zweitesmal vorkam. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Wallachei bezog er jährlich sechstausend Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeesendungen, von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Kongressen brachte ihm jedesmal ungeheure Summen. Alle Fürsten von Deutschland nahmen Gelegenheit ihm bedeutende Geschenke zu machen. Der Herzog von Nassau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundschaft tausend Dukaten und darüber auszahlen lassen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihülfen nicht; so nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der Allgemeinen Zeitung, die jedoch nie etwas anderes von ihm enthielt, als was er schon in höherem Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich viertausend Gulden. Was er von Rothschild gezogen, ist kaum zu berechnen. Auch andere große Wechselhäuser suchten ihn auf alle Weise zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er gespart hätte, meinte man, so hätte er einige Millionen hinterlassen können.

Ein hübsches Geschichtchen wurde erzählt, wie Gentz mit den Leuten, denen er Geldverbindlichkeiten hatte, nichtsdestoweniger ungezwungen, ja herb und barsch umging. Eines Tages hatte sich zu einer kleinen Gesellschaft, die Gentz sehr ausgesucht bei sich zu sehen pflegte, auch ein bekannter Wechsler eingefunden. Dieser, seines Gewichtes sich bewußt, und versichert, daß jeder der Anwesenden es anerkenne, sprach in alles dreist mit hinein, und oft auch ungewaschen genug, wobei er sich in jüdischer Redeweise bequem gehen ließ, bald von dem Hetzfeldt, bald von dem Schellnberg sprach, und diese Namen

zufällig oft wiederholte. Gentz hatte schon lange mit Verdruß das mitangehört, endlich brach sein Unmuth los, und er richtete an den Vorlauten mit aller Ueberlegenheit des wohlmeinenden Verweises diese Anrede: „Aber Herr von . . . ! wie können Sie sich von solchen jüdischen üblen Angewöhnungen nicht endlich losmachen! «Der Hetzfeld! der Schellnberg!» fühlen Sie denn nicht, daß Sie jedes Ohr damit beleidigen und jeden Anstand? Man sagt «der Fürst Hatzfeldt, der Graf Schulenburg», aber nicht «der Hetzfeldt, der Schellnberg», merken Sie sich das endlich, und lassen Sie es sich gesagt sein." Der Zurechtgewiesene nahm die Lehre demüthig hin. Erst am Morgen hatte er Gentz eine beträchtliche Summe bringen müssen, welche dieser ihm angefordert hatte.

Er machte auch mit anderen Personen in diesem Betrachte wenig Umstände. Die Hospodare, mit ihrer Rohheit, Verderbtheit und Falschheit, dünkten ihn nichts Besseres werth, als daß man sie gehörig auspreßte. Einem derselben, welcher in einem gewissen Jahr zu Wien besonders wichtige Geschäfte betrieb, deren Führung allerdings bedeutende Summen erforderte, hatte Gentz in kurzer Zeit neunzehntausend Dukaten aufgerechnet, weil er mit dem fremden nicht karger als mit dem eigenen wirthschaftete. Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und schrieb klagend an Metternich, er möchte doch Gentz vorstellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Gentz zu erwähnen, so fuhr dieser heftig auf: „Was mischen Sie sich in meine Sachen?" schrie er voll Grimm, „was gehen meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl von Grieche! — was untersteht der sich? denkt er mich einzuschüchtern? mir die Hände zu binden? Da kommt er eben recht! Ich will ihn schon bedeuten." — „Gentz war in solchem Zorn", erzählte Metternich selbst, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte ihn noch mehr zu reizen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu reden."

Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Metternich und Gentz nicht immer friedlich, sondern oft gespannt, bisweilen stürmisch. In den letzten Zeiten, seit der Julirevolution,

war der Widerstreit besonders heftig und brach bei fast allen Gegenständen aus. Bei solcher Gelegenheit sagte Metternich ihm einmal ganz herbe: „Das muß ich besser wissen, das verstehen Sie nicht; Sie sind zwar ein Publizist, aber ein Diplomat sind Sie nicht.“ In anderen Fällen behielt Gentz die Oberhand. Dann war Metternich sehr ärgerlich, faßte sich aber bald, und eignete sich das Brauchbare der Einwendungen von Gentz im Stillen an. Er hatte mir diesen Abfall — wie er es nannte — selber mit diesen Worten bezeichnet: „Das ging so weit: wenn ich wissen wollte, was meine erklärten Gegner über eine Sache meinten, und darin zu thun dächten, brauchte ich nur mit Gentz über den Gegenstand anzuknüpfen, der ärgste Widersacher sprach dann aus ihm, und so wurde er mir auch in dieser Weise noch überaus nützlich.“

Einmal aber kam es zum Aeußersten. Tettenborn war Zeuge des Auftritts, und sagte, Gentz habe den Fürsten wie einen Schulknaben behandelt, und sich immerfort solcher Ausdrücke bedient, als ob er der Vorgesetzte, der Fürst der Untergebene sei, zum Beispiel: „Das geht nicht! Ich hab' es Ihnen ja schon gesagt; ich begreife nicht, wie sie mir damit nochmals kommen können, nachdem Sie schon meine Ansicht wissen, ich dächte, das sei genug!“ Und weiter: „Was soll das heißen? Muß ich Sie an alles erinnern? Das ist ja gar nichts, das ist abgedroschen und leer, das ist nicht werth, daß ich es widerlege“, und dergleichen mehr. Metternich blieb lange gelassen, bekam aber, wie in solchen Fällen öfters, ein ganz überglastes Gesicht, und wurde endlich auch seinerseits heftig, ja sagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz solle ihn verlassen, worauf dieser mit seinen Papieren ging. Die Fürstin war auch zugegen, sonst aber nur Tettenborn. Dieser versöhnte die Entzweiten wieder, was um so leichter zu vollbringen, als Beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grad empfanden, und doch nicht von einander lassen konnten.

Die Aenderung der politischen Ansichten von Gentz war schon im März 1831 merkbar geworden, und sprach sich seitdem mit steigender Lebhaftigkeit aus. Er sagte nun laut: „So wie bisher geht es nicht mehr, — man muß Schritte

vorwärts thun, — die Zeit verlangt ihre Rechte, sie muß anders behandelt werden, — hat man sich über Katholizismus und Protestantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern bestehen konnte, warum sollte es nicht mit dem Aristokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?" Man staunte ihn an, man stutzte; man fragte, wie er zu solchen schlechten Grundsätzen komme? Einer seiner angesehensten und seit langen Jahren liebsten Freunde sagte gelegentlich, man müsse den Krieg gegen Frankreich nur so lange aufzuschieben suchen, bis hunderttausend Russen in Deutschland angelangt wären. „Russen?" schrie Gentz mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens und Spottes, „die werden, so wie sie ankommen, von den deutschen Bauern todtgeschlagen!" Die Russen haßte er besonders, und hierin war ihm Metternich keineswegs entgegen. Der Aufstand der Polen fand in ihm einen starken Fürsprecher, er baute auf die polnischen Fortschritte große Hoffnungen, meinte einige Opfer von Seiten Oesterreichs wären zu verschmerzen, wenn nur ein neuer Damm gegen Rußlands Uebermacht gewonnen würde; die Gesinnung des Kaisers Franz wußte man gleicherweise den Polen günstig, aber dies wollte man lieber nicht wissen, und stritt nur um so heftiger gegen Gentz. Seine Freunde entfernten sich von ihm, was ihn nicht kümmerte, die sonst unterwürfigen Schmeichler verstummten, was er verachtete, in der höheren Gesellschafts- und Diplomatenwelt zuckte man die Achseln, beklagte seine Verirrung, nannte seine Aufsätze schwach, erbärmlich, — doch das hörte er nicht, denn „mich hält Amor anders beschäftigt", konnte er mit dem Dichter sagen. — Gegen das Ende seines Lebens war er wenigstens mit dem Fürsten persönlich ganz ausgesöhnt und in bestem Vertrauen; die Staatskunst hatte fast überall, wenn auch unwillig, schon größtentheils den Ansichten nachgegeben, welche von Gentz waren aufgestellt und empfohlen worden.

Metternich selbst erfuhr jetzt von vielen Seiten solche Nachreden, wie sie Gentz hätte erfahren müssen. Man sagte

laut, er sei sich selber untreu geworden, gebe in allen Hauptsachen nach, und suche dies damit zu verdecken, daß er Nebendingen große Wichtigkeit beilege. So sei das jetzige Aufheben von den Vorgängen in der Schweiz, ja selbst die letzte große Berathung wegen der deutschen Angelegenheiten, nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Höfe zu beschäftigen, ihnen den Eindruck überwiegenden Ansehens aufzulegen, denn bei seinem Verstand und Geiste sei ihm nicht zuzumuthen, daß er die beschlossenen Maßregeln wirklich als wahre Hülfe gegen den ihm unangenehmen Gang der deutschen Entwickelungen ansehe, vielmehr müsse ihm klar sein wie ärmlich, unsicher und nutzlos diese Gegenwirkung ausfallen werde, da er recht gut wisse, daß viele Regierungen, welche ihre diplomatische Zustimmung nicht gut versagen können, in ihrem Verwaltungs- und Polizeiwirken die Sachen nicht unterstützen würden. Wenn er dergleichen als Erfolge zu betrachten scheine, und rühmend preise, so habe er insofern Recht, als sie doch immer für ihn persönlich dafür gelten könnten. Allein von den letzten deutschen Berathungen sei auch dieses mehr als zweifelhaft, denn hier habe er Blößen über Blößen gegeben, und allen klügeren unter den Bevollmächtigten habe nicht entgehen können, wie er eigentlich ohne Richtung sei, in seiner Verlegenheit ohne Hülfe, und nichts wisse und könne, als was ihnen allen als unzulänglich bekannt sei.

Nicht wenig tadelte man den Fürsten, daß er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die öffentlichen Blätter legte, dies sei geradezu eine Schwäche seiner Eitelkeit. Darin thut man ihm meines Erachtens Unrecht; er fühlte den Werth der öffentlichen Meinung, und daß er sich mit dieser so sehr im Widerspruch wußte, dies verursachte den Rückschlag, daß er auf die gangbaren Organe derselben, die Zeitungen, so begierig und eifersüchtig achtete. Dabei war er stets ungemein vorsichtig, nicht durch feile, mißachtete Federn sich loben zu lassen; kamen ihm aber unabhängige, geachtete, mit freiwilliger Anerkennung entgegen, so war er davon sehr eingenommen und geschmeichelt. Gentz, der so oft auftrat in den Zeitungen die österreichische Politik zu vertheidigen, hat nie versucht, das persönliche Lob Metternich's auszurufen.

Adam Müller, Friedrich Schlegel und Andere, die für diesen Zweck so geschickt als bereit waren, wurden keineswegs angetrieben, sondern eher gehemmt, und zuletzt verstummten sie völlig. Dies wäre auch der Fall gewesen, wenn Börne, wenn Lindner sich nach Wien hätten ziehen lassen, wie es mehrmals darauf angelegt war. Börne wurde von Gentz, der dem Vater befreundet war, ungemein gefürchtet, und da der Vater ihn in österreichische Dienste zu bringen suchte, so that Gentz diesem Wunsch allen Vorschub, überzeugt, daß Börne, wenn er auch in der gewünschten Richtung schwer würde zu gebrauchen sein, doch auch in der entgegengesetzten nichts mehr thun würde, sobald er durch ein leidliches Gehalt gedeckt, sich ungestört seiner Faulheit würde hingeben dürfen. Die angeknüpfte Unterhaltung scheiterte an der Weigerung Metternich's. Weiter war mit dessen Zustimmung eine andere gediehen, welche Lindner'n nach Wien berufen wollte. Gentz hielt ihn unbedingt für den fähigsten und bedeutendsten aller deutschen politischen Schriftsteller, sein „Manuskript aus Süddeutschland" hatte dem Fürsten Ausrufe der Bewunderung abgenöthigt. Im Jahr 1827 oder 1828 hatte man ihm bedeutende Anerbietungen gemacht, ein Jahrgeld von viertausend Gulden Silber, wenn er nach Wien kommen und für Oesterreich schreiben wollte, allein er lehnte diese Anträge durchaus ab, und bat nur, indem er seinerseits ein maßvolles Verhalten versprach, daß man ihn nicht verfolgen möchte. Ungleich wichtiger als die deutschen Zeitungen hielt Metternich die französischen, und in Paris wollte man mehrere Federn kennen, die von ihm besoldet würden. Daß auch die liberalen Blätter ihn jetzt glimpflich behandelten, seinen Namen nur mit Achtung nannten, that ihm ungemein wohl, und mit Stolz machte er es oft bemerklich, daß die Feinde ihm fast mehr Ehre anthäten, als die Freunde.

Diese Sachen führten auf die Betrachtung eines Ausspruchs zurück, der mich seitdem vielfach gequält hatte, und zu dem ich trotz alles Sinnens keinen Schlüssel zu finden wußte. Der Fürst hatte zu mir gesagt, die jetzige Zeit sei weit besser, als die frühere, und hatte, mit bestimmter Hin-

weisung auf Frankreich, die Jahre 1823—1827 als die allerschlimmsten bezeichnet. Bei allem Nachdenken hatte mir nie einleuchten wollen, wieso der Fürst dies behaupten könne, und aus was für Gründen er diese Meinung schöpfe, welche nach gewöhnlicher Ansicht äußerst willkürlich erschien, denn damals herrschte die Gegenrevolution mit großer Macht, und überall siegten die Grundsätze, welche man als die der österreichischen Politik genehmen ansehen durfte. Eher hätte ich aus dem Munde der Liberalen solchen Spruch erwartet; die schienen alles Recht zu haben, sich des eingetretenen Wechsels zu freuen. Doch nun dämmerte mir einigermaßen das Verständniß. „Für Metternich", hatte man mir gesagt, „giebt es keine andere Richtschnur des Urtheils als sein persönliches Verhältniß; was ihn tragen hilft, was sein Ansehen fördert und sein Wirken erleichtert, das ist ihm willkommen, das billigt und rühmt er als gut und vortrefflich; was ihm entgegensteht, das verwirft er, bezeichnet es als schlecht und verderblich." Wandte ich dies auf die politischen Verhältnisse an, und zog in dieser persönlichen Hinsicht den Vergleich zwischen jener Vergangenheit und der Gegenwart, so mußt' ich bald einsehen, daß Metternich während der ganzen Restauration mit Frankreich nie so gut gestanden, als er jetzt mit ihm stand. Die alten Bourbons waren stets mißtrauisch gegen ihn, Karl der Zehnte sogar feindselig, und die Verhältnisse so gespannt und verdorben, daß es ganz nah am Kriege war. In Paris hatte der russische Einfluß, nächst ihm der englische, die höchste Geltung, und Oesterreich fand besonders in dem ersteren bei allen Anlässen nur Schwierigkeiten und Hemmungen. Louis Philipp dagegen beweist für Metternich die höchste Achtung und zarteste Rücksicht, verlangt seinen Rath, kommt seinen Wünschen zuvor, soweit die eigene Stellung dies nur gestatten will, und das ganze politische Gewicht Frankreichs lenkt sich in allen für Oesterreich wichtigen Fragen, besonders in denen gegen Rußland durchzufechtenden, auf die Seite Oesterreichs. Dazu hat die liberale Presse in Frankreich gegen das Ausland einen besseren Ton angenommen, und mehr und williger als früher die ministerielle Presse, erkennt sie die Verdienste und die Bedeu-

tung Metternich's an. Natürlich ist die Stellung jetzt bequemer, der Verkehr vertraulicher, die Wirksamkeit leichter und sicherer; die Prinzipien haben eine furchtbare Niederlage erlitten, man hat die bisher feindlichsten anerkennen, sich mit ihnen befreunden müssen, — das ist wahr; aber was schadet das? Das Persönliche steht dabei in größtem Vortheil, und aus diesem Gesichtspunkt hat Metternich Recht, jene Zeit war die schlimmere, diese ist die bessere!

Kein Wunder, wenn Metternich durch die Huldigungen, welche der Macht und dem Glücke stets überschwänglich zuströmen, am Ende gewöhnt wurde, den Stand seiner Person und der öffentlichen Angelegenheiten zu verwechseln! Die Macht und das Ansehen Oesterreichs waren wirklich oft in seiner alleinigen Verfügung, das Glück schien wenigstens auf seiner Seite, und diesen Schein wußte er geschickt zu unterhalten. Selbstständige Herrscher beugten sich ihm, oder behandelten ihn als ihresgleichen. Die Staatsmänner ersten Ranges, die englischen kaum ausgenommen, nahten ihm wie einem Höheren, wie einem Reihenführer, die unter ihm Angestellten verehrten ihn gleich einem gebietenden Oberhaupt, einer leitenden Vorsehung. Eine früher thätige Opposition war längst auseinander gesprengt, beseitigt, zum Verstummen gebracht. Aufrichtig, oder geheuchelt, in der Wirkung ununterscheidbar, erklang ihm unaufhörlich die ausgesuchteste Schmeichelei, so daß es auch dem Unbefangenen schwer wurde, sich dieses Tones zu erwehren, es war die Sprache, die hier gesprochen wurde, in der allein man hoffen konnte verstanden zu werden. In seiner Verwöhnung bediente er selbst sich solcher Ausdrücke, die nur dem wirklichen Herrscher zu gebühren schienen, und es fehlte nicht viel, daß er in aller Unschuld, wie Ludwig der Vierzehnte, gesagt hätte: „Mais l'État, c'est moi.“ Man flüsterte über dergleichen Sichgehenlassen allerlei Lächerliches, Unwilliges, aber niemand trat offen dagegen auf.

Wie mächtig das Selbstgefühl in dem Fürsten sich befestigt hatte, geht aus folgenden Zügen hervor. Der General Baron von Wacquant-Gerzelles, durch Gebrechen und Leiden zum Rücktritt aus dem diplomatischen Dienst genöthigt,

sprach mit ihm über die Schwierigkeit, sich nach einem thätigen Leben in erzwungener Ruhe angemessen zu beschäftigen. Der Fürst läugnete, daß dies so schwer sei, es fänden sich immer Gegenstände, die zur Aushülfe dienten, wenn alle anderen fehlten, so wäre noch das Kartenspiel übrig. Aber der General nannte dies eine traurige Zuflucht, und da der Fürst noch andere dürftige Mittel aufzählte, die dem feinen und stolzen Sinne beinahe beleidigend schienen, so fragte Wacquant etwas gereizt: „Mais mon prince, que feriez-vous, si vous n'étiez plus en activité?“ Mit mehr Lebhaftigkeit, als er sonst zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: „Mais vous admettez un cas qui est impossible!“ Auf eine ähnliche Unmöglichkeit, die sich der Fürst in den Kopf gesetzt hatte, stieß der sächsische Gesandte Graf von der Schulenburg-Klosterroda, welcher in anhänglicher Freundschaft dem Fürsten seit langer Zeit vertraut war, und einesmals, in Betrachtung irdischen Wechsels, von der Zweifelhaftigkeit des Nachruhms und von der Ungewißheit sprach, daß nicht ein im Leben vergötterter Namen nach dem Tode in den Koth getreten würde. Der Fürst erwiederte kalt, das sei ganz wahr und richtig, aber es gäbe Namen, die über diese Gefahr hinaus wären. Der Graf merkte, wie das gemeint sei, wollte jedoch einer solchen Einbildung nicht nachgeben, und sagte: „Glauben Sie denn im Ernste, man wird Ihnen nichts Uebles nachsagen? Hundert Zungen, die jetzt gebunden sind, werden dann sich lösen, und ich will es nicht erleben, das alles mitanzuhören!“ Metternich erwiederte mit Bitterkeit: „Sie mögen erleben zu sehen, wie sehr Sie sich geirrt haben!“ und grollte dem Grafen längere Zeit. Ein andermal, da Herr von Gagern die Bemerkung machte, wie zufällig es doch sei, in welcher Gestalt ein Namen auf die Nachwelt komme, daß aber der Fürst an ihm einen aufrichtigen Berichterstatter habe, wies Metternich in Bezug auf sich dies fern weg, und sagte, nicht ohne Anspielung auf Gagern, die Schriftsteller bildeten sich zu viel ein, wenn sie meinten den Ruhm geben oder bedingen zu können; Gagern erwiederte lächelnd: „Nun ich bin doch immer einer der Fuhrleute, der Sie in die Nachwelt fährt!“

Für Andere ließ der Fürst alles gelten, was in den menschlichen Loosen schwach und demüthigend war, er selbst nur wollte sich als begünstigte Ausnahme nicht davon erreichbar dünken.

Zuletzt ward ich, indem ich das Bild des großen oder wenigstens höchst merkwürdigen Mannes aus der vielfachen kritischen Zerstückelung mir wieder in seiner Ganzheit herzustellen suchte, zu allgemeinerer Auffassung gedrängt. Sind nicht viele der großen Staatsmänner, mußt' ich mich fragen, die als solche gerühmt worden, es eigentlich dadurch, daß sie nicht sowohl den Staat, als vielmehr sich selbst zur Hauptsache machten? Freilich mußten sie dem Staate dienen, um selber gedeihen zu können, das war unerläßliche Bedingung, aber vor allem die eigene Machtführung anzustreben und zu behaupten, unter allen Umständen oben zu bleiben, lieber dem Feind als einem Nebenbuhler nachzugeben, und im Besitz des höchsten Ansehens und Einflusses bis zum Lebensende auszuharren, das scheint der Inbegriff einer Art von Staatskunst, die zwar keineswegs als die höchste zu behaupten ist, in der Welt aber am höchsten verehrt und beneidet wird. Dann freilich ist der fortdauernde Erfolg, sich auf seinem Posten und in seinem Glanze zu erhalten, der erste, wichtigste, größte, und gilt statt aller anderen, ja gewährt die Täuschung, als seien auch diese vorhanden, während doch im Grunde nur jenes Eine und kaum nebenher ein anderes gelungen ist. Dann ist aber auch alle Wichtigkeit und Bedeutung der Person auf die Gegenwart beschränkt, auf den erlebten Tag, und mit dem Sterben völlig abgethan; die Erinnerung an ein solches Leben und Wirken muß in der Zukunft, wenn sie auch nicht ganz erlöscht, doch auf ihren kleinsten Ausdruck schrecklich zusammenschrumpfen. Bei den Staatsmännern, die in Ideen leben und wirken, für diese das Amt jederzeit und nöthigenfalls das Leben zu opfern bereit sind, findet das Gegentheil Statt, ihr Gedächtniß und ihre Gestalt wachsen in der Zeitenfolge gleich den Riesenbildern der altgriechischen Heroen.

Wie dem auch sei, wie hierüber das Urtheil in Betreff des Fürsten sich entscheide, mein Gefühl war davon wenig

bedingt. Ich sah den Staatsmann auf dem Gipfel der Macht und des Ansehens, ihm gehörte der Augenblick unbestritten, er imponirte der Welt, dies mußt' ich erkennen und würdigen; allein mit allem diesen imponirte er mir nicht, jetzt so wenig wie vor fünfundzwanzig Jahren; alles Vertrauen hingegen und alle Neigung, die ich dem Minister nicht widmete, hegte ich um so eifriger dem Menschen, ich fühlte, daß in seiner Nähe zu leben mir ein Glück sein würde, daß ich ihm alles Geheimste sagen könnte, von ihm in jeder Sache, die nicht Politik beträfe immer Einsicht und Billigkeit erwarten würde. Gab es auch andere Menschen, von denen ich Gleiches empfinden und sagen konnte, so war doch in keiner anderen Persönlichkeit zugleich der Glanz der Welt mir so genähert und vertraulich, der ringsumher alles blendete, und mich ungeblendet ließ. Dies war allerdings eine mächtige Zugabe zu dem Reize, den ich von seinem inneren Wesen empfand, und dessen Kraft ich empfunden haben würde, auch wenn sie jedes äußeren Schmuckes baar mir erschienen wäre.

Durch einen Besuch des Grafen Robert von Saint-Marsan wurde ich veranlaßt auch seine Frau wiederzusehen, die vor kurzem noch als eine der schönsten Berliner Fräulein geglänzt, und auch jetzt, in leidendem Zustande, nichts von ihrer Schönheit eingebüßt hatte. Sie ging erwünschten Verhältnissen entgegen, in den vollen Genuß Italiens, aber die Anziehung der verlassenen Heimath war dadurch nicht überwunden, und die Liebe, mit der sie von ihren dort zurückgebliebenen Nächsten, von der Oertlichkeit und den Gewohnheiten des Lebens sprach, ließ auch mich die Sehnsucht empfinden, dorthin, wo vereint mit den theuersten Erinnerungen die noch möglichen Thätigkeitsberufe mir entschieden den angemessensten Kreis bezeichneten, innerhalb dessen meine Tage verfließen mochten. In solchem Gefühl war mir die Rückkehr schon lieber als die Weiterreise, und hierin durch das Beispiel der schönen Landsmännin noch mehr bestärkt, verzichtete ich gern auf Italien, und bestimmte meinen Reise-

gefährten leicht, die von uns gemeinsam beabsichtigte Reise nun allein auszuführen. Wirklich reiste er bald darauf nach Venedig ab, und ließ mich in nun völliger Freiheit, jede Stimmung des Augenblickes zum Entschluß werden zu lassen.

Jetzt konnt' ich um so ruhiger noch einige Zeit in Wien verweilen, und dessen Darbietungen genießen. Unter anderen Umständen hätte ich diese wohl reizend genug finden dürfen; allein mein Sinn war so gestellt, daß nur wenige Gegenstände ihn währhaft ansprechen konnten. Bei allem, was sonst als Genuß des Augenblickes an und für sich seine volle Geltung zu haben pflegt, war mir es erst die hinzutretende Betrachtung, die zum Genusse ward. Dies war auch der Fall bei einer Art von improvisirtem Fest, das uns der Graf Ferdinand von Palffy auf seinem Landbesitz in Hernals gab; dasselbe vereinigte alles, was zum ausgesuchtesten Sinnenreiz und zum reichsten Stoffe der Betrachtung dienen konnte. Ueppige Pracht; erfinderische Anstalten zur Lust und Bequemlichkeit, morgenländische Fülle und Verschwendung, begegneten dem Blicke wohin er sich wandte; weite Säle und ausgedehnte Gartenstücke, wo sich eine große Volksmenge ausbreiten konnte, athmeten die stille Heimlichkeit eines Boudoirs; herrliche Gemählde und Statuen erhoben das Gemüth zum reinsten Kunstgenusse, während die kostbarsten Spielereien dem kindischen Sinn zur größten Ergötzung dienten, und von vornehmer Langweile zeugten. Besondere Geheimnisse schienen noch verborgen, die sich nur in vorbehaltenen Fällen den Eingeweihten erschließen mochten; doch deutete manches darauf hin, ohne daß weiter eingegangen wäre. Ungarische Edelleute waren die Hausdiener, in volksthümlichen, prachtvollen Anzügen, Erfrischungen der reichsten und seltensten Art waren wie durch Zauberei hervorgerufen; für sieben bis acht Personen ein Fest, dessen Raum und Anstalten und Vorräthe hundert Gästen genügt hätte! Der liebenswürdige Wirth erschöpfte sich in Zuvorkommenheit, und war besonders bemüht dem Prinzen von Wasa die vielfachen Herrlichkeiten vorzuzeigen und zu erklären. Ferdinand Palffy, in früheren Jahren als üppiger

Lebemann und großartiger Verschwender bekannt, eine Zeitlang im Besitze des Vertrauens der Kaiserin Ludovika von Este auch von politischer Wichtigkeit, dann als Eigenthümer und Leiter des Theaters an der Wien auch der litterarischen und künstlerischen Welt nicht gleichgültig, war unstreitig durch Geist und Talent einer der ausgezeichnetsten Kavaliere Wiens, und genoß als solcher auch einer seltenen Beliebtheit im Volke, dem er zu Zeiten seine Gartenräume zu Festlichkeiten eröffnete, wobei er der Nachwehen nicht achtete, welche gewöhnlich davon in mancherlei Beschädigungen und Verlusten zu spüren waren. Die früheren Leidenschaften hatten sich längst gemäßigt, der ehemalige Wüstling war in einen heiteren Menschenfreund verwandelt, der mild und gutmüthig allen Leuten, mit denen er zu thun hatte, nur das größte Behagen zu verschaffen suchte, und seine durch Glücksfälle erneuerten reichen Mittel so wie seinen lebenserfahrenen Sinn nur noch hiefür zu verwenden schien. Wir verließen ihn mit wahrem Dankgefühl, und kehrten aus dem morgenländischen Feenmährchen gleichsam in die abendländische Wirklichkeit zurück. Ich fuhr mit Fräulein Karoline Bauer, und so bezaubert wir waren, so blieb uns doch noch Unbenommenheit genug übrig, um einander zu gestehen, daß solche Pracht und Herrlichkeit in diesem Gemisch von Schönem und Geschmacklosem doch eigentlich ein Unwesen in ihrem Verhältnisse zu dem allgemeinen Lebenszustande, sogar eine Unsittlichkeit zu nennen sei; unsere dem reichen Genuß auf dem Fuße nachfolgende wechselseitige Beichte mochte allerdings unter solchen Umständen wunderlich erscheinen, und wäre von unseren Mitgenossen uns schwerlich zugetraut, ja kaum geglaubt worden!

Ein Gastmahl, bei welchem der päbstliche Nuncius Ostini, der Botschafter Graf von Lützow, die Gräfin Mazzuchelli, Pilat und Andere waren, hatte ich erst zum Schlusse besuchen können, fand aber die Gäste noch in großer Munterkeit beisammen. Mir ist von den mannigfachen Gesprächen jedoch keine andere Erinnerung geblieben, als der Eindruck des bei sorgfältiger Zurückhaltung von politischen Aeußerungen um so auffallenderen freien italiänischen Tones in

Betreff aller sinnlichen Dinge, mit Bezeichnungen, die wir im nüchternen Norden nimmermehr zulässig erachten würden.

Wenn ich nach aller Last und Hitze des Tages am späten Abend von Tettenborn nach dem Gasthofe heimging, führte mich mein Weg über den vielbegangenen Platz am Graben genannt, wo zwei Zeltbuden zum Genuß von Gefrornem einluden. Sie waren um diese späte Zeit schon weniger besucht, und um so mehr behagten die Kühlung und einsame Stille; halbe und ganze Stunden saß ich hier, in träumerischem Sinnen, in Betrachtung des hellen Mondscheins, der zwischen den mächtigen Schlagschatten der hohen Häuser siegend durchblickte, in Erinnerung so vieles Dagewesenen, für immer Entschwundenen. Lange Zeit blieb ich in dieser Einsamkeit ungestört, eines Abends aber knüpfte ein junger Mann, den ich seiner Aussprache nach für einen Böhmen halten mußte, ein Gespräch mit mir an, dem ich anfangs ausweichen wollte, bald aber angezogen von einer Art rührender Vertraulichkeit, die sich auf meine Eigenschaft als Norddeutscher begründen wollte, mit einigem Zögern nachgab. Der junge Mann erzählte, er sei in Wien wegen eines Rechtshandels, von dem sein ganzes zeitliches Wohl abhänge, und den er ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihm hauptsächlich durch Verwickelung seiner Sache mit Verwaltungsbehörden entgegenstünden, bei der großen Ehrenhaftigkeit der österreichischen Landrechte zu gewinnen hoffe. Um sein unerschütterliches Vertrauen auf den Gerichtshof desto besser vor mir zu rechtfertigen, erzählte er mir eine Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit ereignet hatte, und die er aus der reinsten Quelle zu wissen versicherte.

Nach dem verunglückten Freiheitsversuch der Polen im Jahre 1831 flüchtete mit vielen anderen Gefährten ein junger Pole nach Ungarn, und auf den Rath eines verständigen Mannes, der sich seiner eifrig annahm, setzte er seinen Weg nach Wien fort, um dort ein Unterkommen zu finden, denn seine gerettete Habe, die in sechshundert Dukaten bestand, wollte er nicht aufzehren, er meinte sie als einen Nothpfennig zu bewahren, vielleicht auch bei einzugehenden Verhältnissen sicher anzulegen. In Wien angekommen, und eben vom

Postwagen abgestiegen, sah er sich fremd und unschlüssig um, an wen er sich wenden könnte, um ein Wirthshaus zu erfragen, da fiel sein Blick auf einen Mann, der seiner Verlegenheit freundlich entgegentrat, und ihn fragte, was er wünsche? Nachdem er dies vernommen, führte er den Fremden gutmüthig selbst in einen Gasthof guten Ansehens, und der Pole, dankbar und erfreut, gleich auf einen solch edlen Menschenfreund gestoßen zu sein, bat diesen um weitere Auskunft, wie er es wohl zu machen habe, um eine Sekretairstelle oder ein ähnliches Unterkommen zu erlangen? Der wackere Wiener sah den Polen nachdenklich an, schüttelte den Kopf und meinte, das sei nicht so leicht, besonders für einen wildfremden Flüchtling, dem man nicht sofort wichtige Geschäfte anvertrauen würde, auch pflege man dergleichen Stellen nur gegen Hinterlegung einer baaren Bürgschaft zu gewähren. „Was das betrifft", meinte der Pole indem er lächelnd seinen Beutel hervorzog, „so bin ich versehen, hier sind sechshundert Dukaten." Der Wiener war zufrieden, und sagte, nun sei eine Schwierigkeit weniger vorhanden, und er wolle sehen, ob er ein angemessenes Verhältniß ermitteln könne, er wolle sogleich deßhalb einen Freund besuchen, der in solchen Angelegenheiten die Kundschaft der angesehensten Kavaliere habe, doch müsse er sich ein paar Tage gedulden. Der Pole war sehr vergnügt, wandte die nächsten Tage dazu an, in Wien sich umzusehen, wurde etwas unruhig als der dritte Tag verging, ohne daß sein neuer Freund kam, rief aber um so froher ihm entgegen, als derselbe am Morgen des vierten Tages erschien. „Ich hoffe", sagte dieser, „Ihr Wunsch kann erfüllt werden, kommen Sie gleich mit mir, und nehmen Sie auch Ihr Geld mit, auf daß die Sache gleich richtig und fest gemacht werden kann." Sie gingen nun zusammen in das Innere der Stadt, traten in ein stattliches Haus, stiegen eine Treppe hoch, und ließen sich bei dem reichen Grafen N. melden. Sie mußten lange warten, der Wiener wurde ungeduldig, schalt darauf, daß ein so reicher vornehmer Herr arg verwöhnt sei, und wollte schon weggehen, als endlich der Kammerdiener kam, und sie eintreten hieß. Der Graf sah verdrießlich aus, war nicht beson-

ders höflich, und fragte nach den Fähigkeiten des Polen, dessen Kenntniß des Französischen ihm zu gefallen schien. Als auf die Bürgschaft die Rede kam, verlangte er achthundert Dukaten, der Pole bekannte kleinmüthig nur sechshundert zu haben. „Dann ist es nichts", versetzte der Graf, „mein jetziger Sekretair hat achthundert bei mir hinterlegt, die er heute über acht Tage bei seinem Ausscheiden aus meinem Dienst wiederempfängt, ich will von dieser Summe nicht abgehen, da sie nicht zur Verfügung steht, so ist mir's leid, daß wir uns bemüht haben." Der Pole stand betrübt, der edle Wiener aber, dem es zu Herzen ging, den armen Fremden in seiner Hoffnung getäuscht zu sehen, schlug sich in's Mittel, und fragte zuletzt, ob seine eigne Bürgschaft für die fehlenden zweihundert dem Grafen genügen würde? Nach einigem Zögern willigte dieser ein, und ließ es geschehen, daß der Wiener sogleich zur Ausfertigung der nöthigen Verschreibungen schritt, die der Graf mit Unterschrift und Siegel versah, der Pole mußte seine Dukaten aufzählen, empfing darüber eine Quittung zugleich mit der schriftlichen Annahme zum Sekretair, und mit dem mündlichen Bedeuten, daß er seine Stelle zwar erst nach acht Tagen antreten könne, sich aber schon in den nächsten Tagen einzufinden, damit er sich für seine Arbeit vorübte. Zufrieden und dankbar seinem Beschützer für die großmüthige Aushülfe, kehrte der Pole in seinen Gasthof zurück.

Schon am dritten Tage, ungeduldig in Thätigkeit zu treten, ging er in das wohlgemerkte Haus, um sich zur Arbeit zu melden. Im ersten Stock zog er die Klingel, ein Diener kam, und antwortete auf die Frage nach dem Grafen N. ganz unbefangen, hier wohne kein Graf solches Namens. Der Pole stutzte, versicherte sich durch untrügliche Merkmale, daß er sowohl im rechten Hause, als vor der rechten Thüre sei, und behauptete, jener müsse hier wohnen. Der Diener dagegen sagte, hier wohne seit länger als einem Jahre der Baron L. und hieß den hiedurch aufgeregten Polen barsch seiner Wege gehen. Dieser eilte zu seinem Freunde, dessen Adresse er glücklicherweise bei sich hatte. Doch da gab es in der bezeichneten Straße gar keine solche Hausnummer,

und auch der aufgeschriebene Name war völlig unbekannt, auch auf der Polizei, bei welcher der Unglückliche sogleich nachfragte. Kein Zweifel mehr, er war um seinen Schatz betrogen, doch seine Verzweiflung gab ihm den Muth, seine Sache noch nicht so leicht aufzugeben. Er ging nochmals in das Haus zurück, wo er den Grafen gesprochen, und verlangte Einlaß in die Zimmer, um auch diese wiederzuerkennen, man lachte ihm in's Gesicht, und warf den Zudringlichen zuletzt die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Er aber pflanzte sich in der Nähe als Wache auf, und hatte Acht auf die Ein- und Ausgehenden. Endlich erkannte er seinen Mann, den Grafen N. und stürzte auf ihn zu, dieser trat befremdet zurück, und sagte gütig: „Sie irren sich, ich bin der Baron L. und habe Sie nie gesehen!" — „Was", rief der Betrogene, „Sie haben mich nie gesehen? Ich aber erkenne Sie genau, jeden Zug des Gesichts, jeden Ton der Stimme, Sie sind derselbe, der als Graf N. mich zu seinem Sekretair angenommen, und als Bürgschaft gleich sechshundert Dukaten von mir empfangen hat!" — „Sechshundert Dukaten?" rief der Baron, „nun wird die Sache ernst, ich sehe, das ist auf eine Prellerei abgesehen, aber da kommen Sie bei mir unrecht!" Und sogleich rief er den Hausmeister und andere Leute, ließ den Polen festhalten, und die Polizei holen, um den unverschämten Spitzbuben zu verhören, und nach Befund zu bestrafen. Vergebens betheuerte der Arme, er sei vielmehr das Opfer einer Prellerei, an ihm werde der schändlichste Frevel verübt, er wurde zum Verhaft gebracht, und nach langem Gefängniß und wiederholtem Verhör wurde ihm zuletzt angezeigt, er sei wegen Verdachts, daß er eine Prellerei gegen den Baron L. habe verüben wollen, und wegen nicht nachgewiesener Unterhaltungsmittel für immer aus der Hauptstadt verwiesen. Man zwang ihn, dahin zurückzukehren, wo er sich vorher aufgehalten.

Hier aber fand er Gönner, die ihn unterstützten, und mit Geld und Empfehlungen versehen, kehrte er heimlich nach Wien zurück, fest entschlossen das Aeußerste zu versuchen, und die Büberei aufzudecken und zu Schanden zu machen.

Schon verzweifelnd an seiner Sache trifft er eines Morgens auf der Bastei jemanden, der bei seinem Anblick erschrickt und sich eilig entfernen will, da erkennt der Pole seinen lieben Wiener, der ihn bei dem Grafen eingeführt hat, er holt ihn ein, und packt ihn am Arm, der Erschrockne sammelt sich, schaut ihm dreist in's Auge, und fragt was er wolle? Aber der Pole läßt nicht los, führt den Mann, der um keinen Lärm zu machen der Gewalt folgt, zu dem Wirthshause, wo jener ihn zuerst hingebracht, läßt ihn von den Leuten gehörig erkennen, und sendet nach der Polizei. Der Mann, von Angst bedrängt, vergißt seine Rolle, bittet den Polen um Schonung, und verspricht Erstattung des Geldes. Der Pole ruft die Anwesenden zu Zeugen dessen auf, was sie eben gehört. Jetzt ist keine Ausflucht mehr möglich, der Mann wird in Verhaft gebracht, die Sache kommt vor Gericht. Da er sich verloren glaubt, im Stich gelassen von dem Anderen, so will er nicht allein zu Grunde gehen, er gesteht alles, und nennt den Baron L.

Allein dieser giebt sich so leichten Kaufes nicht. Er läugnet alles, und beschuldigt die Beiden, welche gegen ihn auftreten, insgeheim verbunden zu sein, um ihn zu prellen. Man stutzt, man verhört den Baron, aber man wagt nicht ihn zu verhaften, er geht frei und stolz umher, und erzählt lachend, was für eine sonderbare Geschichte ihm begegnet ist, er beklagt, daß es keine Galgen mehr giebt. Nicht lange so wird der Pole verhaftet, wegen seines Wiederkommens nach Wien in Anspruch genommen, und soll neuerdings fortgeschafft werden. Allein das Gericht läßt ihn nicht los, und rettet ihn, indem es größere Strenge wider ihn verhängt, vor dem leichteren, aber seiner Sache verderblichen Verfahren.

Die Inzichten gegen den Baron gewannen indeß solche Stärke, daß auch seine Verhaftung endlich beschlossen wurde. Nun entstand das größte Geschrei, der Baron fand hohen Schutz, hatte mächtige Verwandtschaft. Schwierigkeiten häuften sich auf Schwierigkeiten, es traten Verzögerungen ein, alle Kniffe der Sachwalterei, alles vornehme Ansehen, die dringendsten Einflüsterungen wurden aufgeboten, um den

Baron, an deſſen Verbrechen ſchon nicht mehr zu zweifeln war, aus der Schlinge zu ziehen. Man bot dem Polen augenblickliche Freiheit und ſein Geld und mehr dazu, wenn er ſich auf und davon machen wolle; allein dieſer hatte nun auch thätige Rechtsfreunde, und von ihnen ermuthigt, wies er jeden Antrag ab, und erklärte den Spruch des Richters abwarten zu wollen.

Nachdem alle Betriebſamkeit, alle einſchüchternden Mahnungen, alle vorgeſchobenen Hinderniſſe bei den unbeſtechlichen Landrechten nutzlos verſchwendet waren, gaben dieſe endlich ihr Urtheil: der Baron von L. wurde als Theilnehmer an einem ſchändlichen Betrug des Adels verluſtig erklärt, und zu lebenswieriger Zuchthausſtrafe verdammt; ſein Helfer bekam eine nicht viel geringere Strafe, der Pole hingegen ſein Geld wieder, fand aber doch gerathen den Ort bald zu verlaſſen, wo ihm ſo ſchrecklich war mitgeſpielt worden.

In dieſem Bericht mögen einige Nebenumſtände vielleicht nicht ganz genau ſein, da das Ganze viele Jahre hindurch nur im Gedächtniß bewahrt worden, in der Hauptſache aber iſt alles zuverläſſig ſo wiedergegeben, wie es damals der junge Mann mir erzählt hatte. „Sehen Sie", ſagte er frohlockend beim Schluſſe ſeiner Mittheilung, „das iſt unſer Stolz und unſer Verlaß, ſolche Rechtspflege, ſolche Richter! Und da ich mit demſelben Gerichte hier zu thun habe, ſo vertraue ich gutes Muthes auf die Gerechtigkeit meiner Sache, und hoffe meinen Handel zu gewinnen!" Der Eisbudenmann wollte ſchon lange ſchließen, und ich ſagte dem Erzähler, der mir gleichſam dankbar für die geſtattete Herzenserleichterung die Hand drückte, mit beſten Wünſchen für ſeine Hoffnungen ſcheidend gute Nacht.

Am nächſten Abend traf ich ihn abermals; er ſetzte ſich gleich wieder eifrig zu mir, war aber unruhig und weniger zuverſichtlich, denn er hatte im Laufe des Tages eine ihm unerwünſchte Nachricht gehört. Doch ſagte er bald ſelbſt, er müſſe den Muth friſch behalten, es gehe die Wahrheit aus noch weit ſchlimmeren Verwickelungen endlich ſiegend hervor. Als Beleg erzählte er mir eine gräuelhafte Geſchichte von einem galiziſchen Juden, der einem ungeheuern Unter-

schleif in Betreff des für Wien zu liefernden Schlachtviehes auf die Spur gekommen war; hier war der Kaiser selbst der Hintergangene, doch der Betrug rankte sich so weit und hoch, daß man für unmöglich hielt, er werde klar an den Tag kommen. Das geschah aber doch, wiewohl erst nach unsäglichem Mißgeschick und Leid, die der Angeber hatte ausstehen müssen. In diesen Erzählungen sprach die höchste Vaterlandsliebe, das schönste Lob für die Gerichte, für den Kaiser selbst, der nie zu bewegen gewesen war, in ihren Gang einzugreifen, den Lauf des Rechtes zu hemmen; dennoch war mir etwas Unheimliches in der abenddunklen Bekanntschaft, und da ich keine romantischen Geheimnisse von Wien — die von Paris gab es damals noch nicht — zu schreiben vorhatte, so wünschte ich den unerfreulichen Stoff dieser Art nicht unnütz anzuhäufen. Ich nahm die folgenden Abende meine Einkehr bei der anderen Eisbude, und sah meinen gesprächigen jungen Mann nicht wieder.

Tettenborn, dem ich diese Sachen mittheilte, fand ebenfalls die Bekanntschaft jenes offenherzigen Erzählers bedenklich, und billigte sehr mein Ausweichen. Uebrigens gestand er, jene Geschichten, die auch er aus bester Quelle wußte, seien in der Hauptsache ganz wahr, und er gab noch einige genauere Beziehungen an, welche den Eindruck sehr erhöhten, aber auch erkennen ließen, wie mißlich es sei, diese Sachen ohne Noth gesprächsweise zu berühren. Aus diesem Grund erachtete er auch nicht für rathsam, über den jungen Mann nähere Erkundigung einzuziehen, wozu sonst die Gelegenheit ganz nahe gewesen wäre, da er mit dem Grafen Sedlnitzky, dem Vorstande der höheren Polizei, auf vertrautem Fuße lebte; lag eine ernste, redliche Sache im Hintergrunde, wie allerdings möglich war, so konnte jedes Erwecken anderweitiger Aufmerksamkeit leicht schaden; war aber dabei irgend eine Falschheit im Spiel, so wußten wir hinlänglich, daß es die undankbarste Sache ist, den Maßregeln der Behörden vorzugreifen oder sie gar aufzudecken.

Die Zeit meiner Abreise war herangekommen, und ich

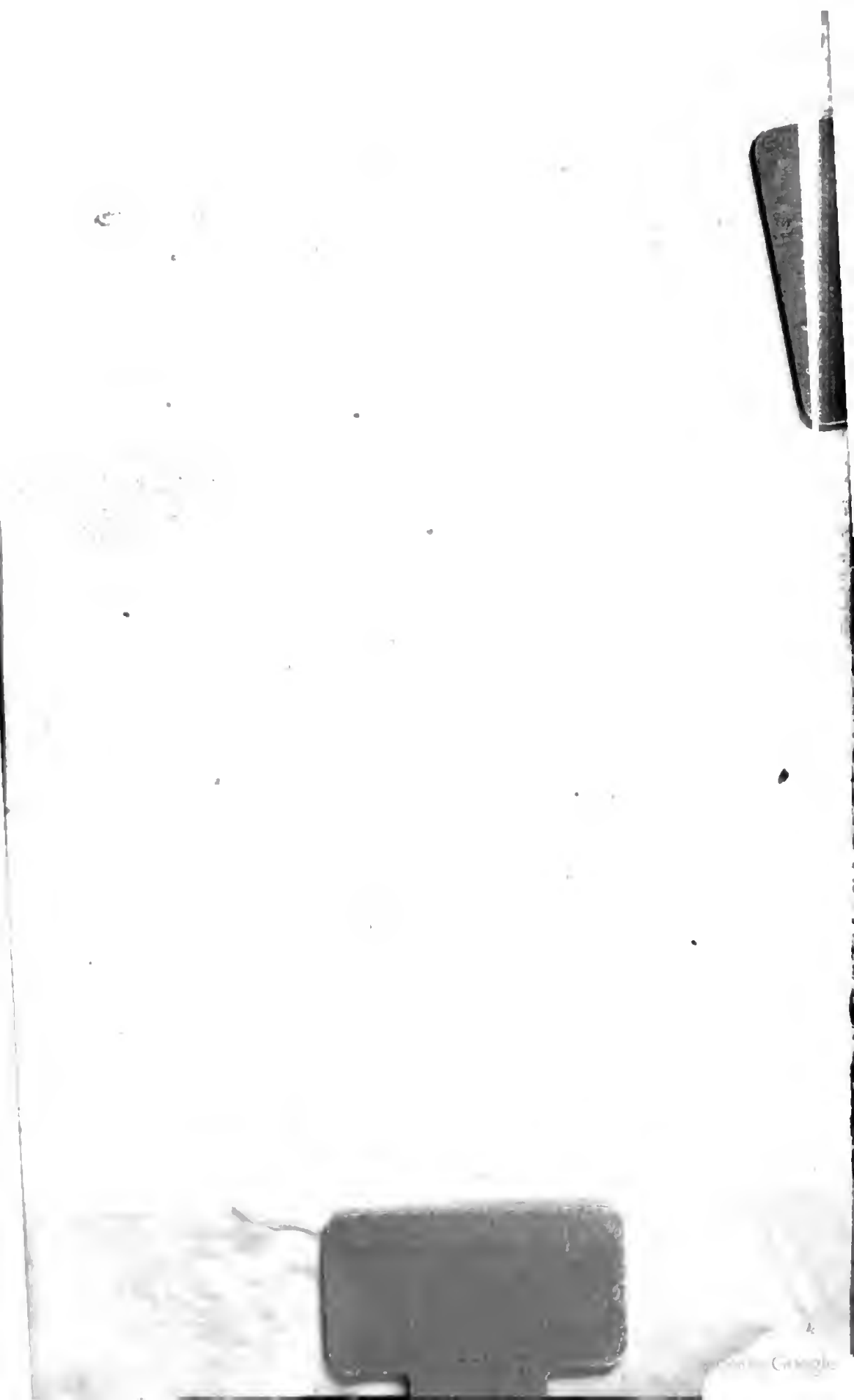
machte die nöthigen Besuche. Tettenborn aber wollte nicht glauben, daß ich Wien verließe, ohne über die persönlichen Angelegenheiten, die er hartnäckig als schwebend ansehen wollte, von Seiten Metternich's eine schließliche Erklärung empfangen zu haben. Ich sollte ja ein Schreiben des Fürsten erwarten, bemerkte er, vielleicht aber sei es mir schon zugekommen, und ich dürfe nur nicht davon sprechen, in diesem Fall bescheide er sich, und wolle nicht weiter in mich dringen. Ich mußte wiederholt versichern, daß keine leiseste Spur eines Antrages der vorausgesetzten Art vorgekommen, daß ein solcher auch doppelt unstatthaft sei, weil weder der Fürst daran denken könne ihn zu machen, noch ich ihn anzunehmen. „Bedenken Sie", sagte ich, „welche Kluft das Eine Wort bildet, daß der Fürst, als er die Erhaltung des Bestehenden voranstellte, und ich die Fortbildung desselben hinzufügen wollte, er dies zurückwies! Aber wäre dies auch anders, und hätte man mir zu bieten, was ich weiß daß hier unmöglich ist, unter keiner Bedingung möcht' ich in den hiesigen Staatsdienst treten. Wäre ich fähig noch in Geschäften zu arbeiten, und könnte ich den Wunsch dazu haben, so fände ich daheim genug zu thun, und in einer Richtung, bei der meine Denkart, wo nicht befriedigt, doch beruhigt wäre." Wirklich durfte ich dem politischen Handeln Metternich's nur in Einem Betreff beistimmen, in diesem aber unbedingt und mit offnem, ihm selbst nicht verhehlten Lobe, darin nämlich, daß er im Jahre 1830 mit soviel Besonnenheit und Kraft den Weltfrieden erhalten hatte; ein unter den damaligen Zeitumständen unermeßliches Verdienst, das sich im Jahre 1840 noch Einmal gesteigert wiederholte, als anderwärts so blinde als thörichte Leidenschaft heftig zum verderblichsten Kriege drängte. Für seine Maßnahmen in anderen Beziehungen fand ich in mir nur Abneigung, ja Widerwillen und Empörung. Der Freund konnte dies nicht in Abrede stellen, und mußte freilich zuletzt bekennen, daß aus der langen Zeit unseres Zusammenlebens ihm Erinnerungen genug aufstiegen, die unverwerfliche Zeugnisse waren, daß meine Entschließungen und Thätigkeiten von den Geboten unbedingten Ehrgeizes sich unabhängig zu erhalten gewußt, er sah ein, daß außer

der Perſönlichkeit des Fürſten, mich hier nichts reizen konnte.

Am Abend des 26. Auguſt war ich zuletzt mit den lieben Freunden zuſammen. Ich empfing bei ſpätem Heimgange den letzten Nachteindruck von Wien. Der Blick von der Baſtei über das dunkle Glacis nach den erleuchteten Vorſtädten war zauberhaft. In den Straßen wechſelten mächtige Schlagſchatten mit grellen Lichtſtreifen. Auf dem Graben war nur noch müdes, behagliches Regen, das mit jedem Augenblicke dunkler und ſtiller wurde, das ganze großartige Stadtweſen ſchien wohlthuend ſich zu ſeinem Gegentheil umzuwandeln, zur idylliſchen Einſamkeit.

Am nächſten Morgen in aller Frühe reiſte ich von Wien ab, und nahm die Straße nach Linz.

SBN 649936

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google